This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 965,626

The
German-American
Goethe Library

University of Michigan.

838
G6
1889
B6

Anhang

an

Goethes Werke.

Abtheilung
für
Gespräche.

4. Band.

Leipzig.
F. W. v. Biedermann.
1889.

Goethes Gespräche.

[illegible]

Herausgeber

Woldemar Freiherr von Biedermann.

4. Band:

1819—1823.

Leipzig.
F. W. v. Biedermann.
1889.

Inhalt.

		Seite
725.	1819, 27. Januar. Mit v. Müller	1
726.	1819, 1. Februar. Mit v. Müller	1
727.	1819, 24. Februar. Mit v. Müller u. a.	1
728.	1819, 7. März. Mit v. Müller	2
729.	1819, 16. (?) März. Mit Julie Grfn. Egloffstein .	2
730.	1819, 18. März. Mit Chrſtn. Gottfr. Nees v. Eſenbeck und v. Müller	5
731.	1819, 28. März. Mit v. Müller	6
732.	1819, 30. März. Mit v. Müller	7
733.	1819, 19. April. Mit v. Müller u. a.	7
734.	1819, 24. April. Geſellſchaft bei Goethe	8
735.	1819, 25. April. Mit v. Müller und Julie Grfn. Egloffſtein	9
736.	1819, 28. April. Geſellſchaft bei Goethe	10
737.	1819, 6. Mai. Mit v. Müller	11
738.	1819, 10. Mai. Mit v. Müller, Meyer und Cogswell.	11
739.	1819, 12. Mai. Mit v. Müller u. a.	12
740.	1819, 7. Juni. Mit v. Müller.	12
741.	1819, 14. Juni. Mit v. Müller und Meyer . . .	13
742.	1819, 15. (?) Juni. Mit v. Müller	14
743.	1819, 16. Juni. Mit v. Müller u. a.	15
744.	1819, 18. (?) Juni. Mit Fritz v. Stein	16
745.	1819, 9. Auguſt. Mit v. Müller und Julie Grfn. Egloffſtein	16
746.	1819, 14. October. Mit v. Müller u. a.	17

Seite

747. 1819, 31. October. Mit v. Müller 17
748. 1819, November. Mit Bernh. v. Beskow 17
749. 1820, 8. Februar. Mit v. Müller 18
750. 1820, 25. Februar. Bei Goethe 18
751. 1820, März. Bei Goethe 19
752. 1820, um Mitte April (?). Mit Joh. Chrstn. Lobe. 21
753. 1820, 26. April. Mit Joſ. Sebaſt. Grüner . . . 32
754. 1820, 28. Mai. Mit Grüner 34
755. 1820, Mitte Juli. Mit Lobe 41
756. 1820, 24. Auguſt. Mit v. Both 61
757. 1820, 24. Auguſt. Abend bei Knebels 62
758. 1820, Ende September. Mit Frdr. Förſter und deſſen Gattin 68
759. 1820, 9. October. Mit C. F. v. Weltzien . . . 69
760. 1820, Ende November und Anfang December. Mit Joh. Gottlob v. Quandt 72
761. 1821, 22. Januar. Mit v. Müller 76
762, 1821, 9. Februar. Mit v. Müller und Meyer . . 78
763. 1821, 20. Februar. Mit v. Müller und Clemens Wenceslaus Coudray 80
764. 1821, 18. Mai. Mit v. Müller und Riemer . . 82
765. 1821, 8. Juni. Mit v. Müller 84
766. 1821, um Mitte Juli. Mit Ed. Genaſt und Julius Chriſtian Koch 89
767. 1821, 21. Juli. Mit Guſtav Carus 91
768. 1821, 28. Juli. Mit Grüner 96
769. 1821, 29. Juli. Mit Grüner 99
770. 1821, 25. Auguſt. Mit Grüner 99
771. 1821, 26, Auguſt. Mit Grüner 100
772. 1821, 27. Auguſt. In Hartenberg 103
773. 1821, 28. Auguſt. In Hartenberg 104
774. 1821, 30. Auguſt. Mit Grüner 106
775. 1821, 31. Auguſt. Mit Grüner und Frh. v. Stein. 116
776. 1821, 1. September. Mit Grüner 116
777. 1821, 2. September. Mit Grüner 119
778. 1821, 4. September. Mit Grüner 121

Seite

779. 1821, 5. September. Bei d. Prämienvertheilung im Gymnasium zu Eger 123
780. 1821, 5. September. Mit Grüner 124
781. 1821, 6. September. Mit Grüner 127
782. 1821, 12. September. Mit Grüner u. dess. Söhnen. 129
783. 1821, Ende October bis Jahresschluß (?). Mit und über Ludwig Rellstab 131
784. 1821, 4. November. Mit Felix Mendelssohn u. a. 135
785. 1821, kurz nach dem 4. November. Mit Mendelssohn u. a. 137
786. 1821, nach 6. November. Mit Mendelssohn u. a. . 145
787. 1821, 10. November. Mit Mendelssohn u. a. . . 151
788. 1822, 22. Mai. Mit v. Müller u. a. 152
789. 1822, 11. Juni. Mit v. Müller u. Aug. v. Goethe. 155
790. 1822, 18. Juni. Mit Grüner 158
791. 1822, 30. Juni. Mit Grüner 159
792. 1822, 24. Juli. Mit Grüner 160
793. 1822, 25. Juli. Mit Grüner 161
794. 1822, 26. Juli. Mit Grüner u. a. 162
795. 1822, 27. Juli. Mit Karl Huß und Grüner . . 164
796. 1822, 28. Juli. Mit Grüner 166
797. 1822, 29. Juli. Mit Grüner 168
798. 1822, 30. Juli. Mit Grüner, Graf Kaspar Sternberg, Freiherrn Johann Jakob Berzelius und Emanuel Pohl 169
799. 1822, 31. Juli. Mit Grüner u. dessen Söhnen. . 171
800. 1822, 1. August. Mit Grüner 174
801. 1822, 2. August. Mit Grüner u. a. 174
802. 1822, 3. August. Mit Grüner u. Ignaz Lößl . . 176
803. 1822, 4. u. 5. August. In Falkenau u. Hartenberg. 178
804. 1822, 6. August. Mit Wenzel Johann Tomaschek . 179
805. 1822, 6. August Abends. Mit Grüner 186
806. 1822, 7. August. Mit Ant. Martius u. a. . . . 187
807. 1822, 8. August. Mit Grüner 189
808. 1822, 10. August. Mit Grüner 190
809. 1822, 11. August. Mit Grüner 191

Seite
810. 1822, 12. Auguſt. Mit Grüner 192
811. 1822, 13. Auguſt. Bei Wolfg. Kasp. Fikentſcher . 193
812. 1822, 18. Auguſt. Bei Fikentſcher 194
813. 1822, 19. Auguſt. Mit Grüner 194
814. 1822, 21. Auguſt. Mit Grüner 197
815. 1822, 22. Auguſt. Mit Grüner u. deſſen Gattin . 198
816. 1822, 23. Auguſt. Mit Grüner 199
817. 1822, 24. Auguſt. Mit Grüner 199
818. 1822, 25. Auguſt. Mit Grüner 200
819. 1822, 26. Auguſt. Mittag bei Grüner 201
820. 1822, 21. September. Mit Friedr. Soret u. Meyer. 202
821. 1822, 22. September.. Abend bei Goethe 202
822. 1822, Herbſt. Mit d. Familie Mendelsſohn Bartholdy 203
823. 1822, 3. December. Abend bei Goethe 205
824. 1822, 17. December. Mit Soret 206
825. 1822, ungefähr. Mit Ida Melos u. a. 206
826. 1823, 3. Februar. Mit v. Müller 208
827. 1823, 23. Februar. Während Goethes Krankheit . 210
828. 1823, 24. Februar. Während Goethes Krankheit . 211
829. 1823, 25. Februar. Während Goethes Krankheit . 212
830. 1823, 26. Februar. Während Goethes Krankheit . 214
831. 1823, 1. März. Während Goethes Geneſung . . . 215
832. 1823, Mitte März. Mit Charl. v. Schiller . . . 216
833. 1823, 16. März. Mit v. Müller 217
834. 1823, 21. März. Mit v. Müller 218
835. 1823, 30. März. Mit Niels Lauritz Höyen . . . 218
836. 1823, 31. März. Mit v. Müller u. Riemer . . . 220
837. 1823, 2. April. Mit Soret 224
838. 1823, 4. April. Mit Soret u. Coudray 224
839. 1823, 7. April. Mit v. Müller 225
840. 1823, 12. April. Mit Soret 225
841. 1823, 14. April. Mit Soret und Gräfin Caroline Egloffſtein 226
842. 1823, 21. April. Mit v. Müller 227
843. 1823, 27. April. Mit Soret, Coudray u. Meyer . 227

Seite

844. 1823, 27. April. Mit v. Müller 228
845. 1823, 7. Mai. Mit Soret 228
846. 1823, 13. Mai. Mit Soret 229
847. 1823, 15. Mai. Mit v. Müller 229
848. 1823, 2. Juni. Mit Soret, v. Müller, Riemer u. Meyer 229
849. 1823, 10. Juni. Mit Joh. Peter Eckermann . . . 231
850. 1823, 11. Juni. Mit Eckermann 234
851. 1823, 16. Juni. Mit Eckermann 236
852. 1823, 19. Juni. Mit Eckermann 237
853. 1823, 29. Juni nebst Nachträglichem. Mit Grüner. 238
854. 1823, 1. Juli. Mit Grüner 243
855. 1823, 12. Juli. Mit Grüner und Jerôme König v. Westfalen 244
856. 1823, 13. Juli. Mit Grüner und dessen Gattin . 245
857. 1823, Mitte August. Mit K. Joh. Braun Ritter v. Braunthal 246
858. 1823, 20. August. Mit Grüner 249
859. 1823, 21. August. Mit Grüner u. C. S. Bar. v. Knorring 249
860. 1823, 23. August. Mit Grüner 250
861. 1823, 24. August. Mit Grüner, sodann Meyer . . 253
862. 1823, 25. August. Mit Grüner. 254
863. 1823, Anfang September (?). Mit Marie Rehberg geb. Höpfner u. deren Gatten Aug. Wilh. Rehberg . 255
864. 1823, 6. September. Mit Grüner u. Graf Auersperg. 258
865. 1823, 8. September. Mit Grüner 259
866. 1823, 13. September. Mit v. Müller 260
867. 1823, 15. September. Mit Eckermann 261
868. 1823, 17. September. Mit Eckermann 263
869. 1823, 17. u. 18. September. Mit v. Müller und Meyer 269
870. 1823, 21. September. Mit v. Müller 270
871. 1823, 23. September. Mit v. Müller 270
872. 1823, 24. September. Mit v. Müller und Friedr. Wilh. K. Umbreit 272

Seite

873. 1823, 25. September. Mit v. Müller 273
874. 1823, 26. September. Mit v. Müller, Caroline Gräfin Egloffstein, Meyer u. Coudray 278
875. 1823, 27. September. Mit v. Müller u. Caroline Grfn. Egloffstein 279
876. 1823, 29. September. Mit v. Müller, Meyer, Riemer u. Chrstph. Frdr. Ludw. Schultz 280
877. 1823, September oder October. Mit Rellstab . . 282
878. 1823, 2. October. Mit Eckermann 283
879. 1823, 2. October. Abend bei Goethe. 283
880. 1823, 3. October. Mit v. Müller, Karl Frdr. Graf Reinhard u. Karl v. Reinhard 287
881. 1823, 4. October. Mit v. Müller 288
882. 1823, 5. October. Mit v. Müller 288
883. 1823, 11. October. Mit v. Müller 289
884. 1823, 12. October. Mit v. Müller u. Caroline Grfn. Egloffstein 290
885. 1823, 14. October. Thee bei Goethe. 290
886. 1823, 19. October. Mittag bei Goethe 292
887. 1823, 19. October. Mit v. Müller u. Riemer . . 294
888. 1823, 21. October. Mit Eckermann 295
889. 1823, 25. October. Mit Eckermann 297
890. 1823, 27. October. Mit Eckermann 300
891. 1823, 28. October. Concert bei Goethe. 302
892. 1823, 29. October. Mit Eckermann 303
893. 1823, 3. November. Mit Eckermann 306
894. 1823, Anfang November. Mit v. Müller 310
895. 1823, 4. November. Abend bei Goethe 310
896. 1823, 5. November. Beim Abschied von Marie Szymanowska geb. Wolowska 312
897. 1823, 10. November. Mit Eckermann 314
898. 1823, 11. November. Abend bei Goethe 316
899. 1823, 14. November. Mit Eckermann u. a. . . . 316
900. 1823, 16. November. Mit Eckermann 320
901. 1823, 16. November. Mit Soret. 323
902. 1823, 19. November. Mit Eckermann 323

Seite
903. 1823, 23. November. Mit v. Müller 324
904. 1823, 24. November. Mit Eckermann 324
905. 1823, 28. November. Mit Soret 326
906. 1823, 1. December. Mit Eckermann u. K. Frdr. Zelter 326
907. 1823, 4. December. Mittag bei Goethe 328
908. 1823, 5. December. Mit Soret 330
909. 1823, 7. December. Mit Soret 331
910. 1823, 15. December. Mit v. Müller 331
911. 1823, 21. December. Mit Soret u. a. 332
912. 1823, 29. December. Mit v. Müller 333
913. 1823, 30. December. Mit Soret 334
914. 1823, 31. December. Mit Soret 338

Anhang zeitlich nicht genau bestimmbarer Gespräche.

915. Erzählungen von Falk 340
916. Mit Frau Dutitre 356
917. Mit Knebel 358
918. Im Hause von Frdr. Sigism. Voigt 359

725.

1819, 27. Januar.

Mit v. Müller.

„Gebet, gebet, gebet zum ersten, zweiten und dritten!“ rief Goethe bei Besprechung der neuen Finanzeinrichtung aus.

726.

1819, 1. Februar.

Mit v. Müller.

Goethe sagte: „Der dritte und vierte Theil des Don Quixote ist zuerst von einem Andern und dann erst später von Cervantes selbst geschrieben. Er hatte den guten Tact gehabt, mit jenen zwei Theilen enden zu wollen, denn die wahren Motive sind damit erschöpft. So lange sich der Held Illusionen macht, ist er romantisch, sobald er bloß gefoppt und mystificirt wird, hört das wahre Interesse auf.“

727.

1819, 24. Februar.

Mit v. Müller u. a.

Ich ging um 8 Uhr zu Goethe. Es wurde aus dem Divan vorgelesen, den Goethe zum Vehikel seines

politischen Glaubensbekenntnisses und mancher, wie er es nennt, Eselsbohrereien zu brauchen scheint. Unter andern kam das Gespräch auf den Hof Herzog Karls von Würtemberg, dessen geschmackvollem Glanz Goethe, sowie dem Musikdirector Jomelli Lob spendete. Über unsern neuen Capellmeister Hummel äußerte Goethe: es sei ihm eben Ernst mit seiner Kunst, wie das sein muß, wenn irgend ein Mensch seine Stelle ausfüllen will.

728.

1819, 7. März.

Mit v. Müller.

Goethe erzählte mir sehr heiter von dem Entstehen des Klosters im Park (30. Januar 1777) und von dem abendlichen Fischerspiel in Tiefurt.

729.

1819, 16. (?) März.

Mit Julie Gräfin v. Egloffstein u. a.

Nach einem Concert, das unsere Erwartungen nicht hinlänglich befriedigte, fuhren wir zu Goethens. Der alte Herr empfing uns ganz besonders zärtlich und entwickelte, als wir bald darauf mit ihm am traulichen Eßtisch saßen, seine ganze Liebenswürdigkeit in Scherz und Ernst auf's Allerreizendste. O, wie hinreißend, wie unwiderstehlich ist der Mann, wenn er in heitrer

Gemüthlichkeit sich zwischen seinen Kindern und Freunden bewegt — bald das Größte und Höchste in's Gespräch verflechtend, bald sich scherzhaft wieder zu dem Kleinsten und Unbedeutendsten herabneigend und jedem einen neuen Werth, eine neue Bedeutung verleihend.

Anfangs drehte sich die Unterhaltung um die Begebenheiten des Tags — es wurden einige Worte über das Concert gesagt — dann erzählte Goethe, welchen herrlichen Schatz alter Brochuren aus dem sechzehnten Jahrhundert er in Jena aufgefunden hätte, die von der Bluthochzeit und mehreren interessanten Begebenheiten aus früherer Zeit handelten und mit den allerwunderlichsten Holzschnitten verziert seien und damals statt Zeitungen gedient hätten. Natürlich drang sich mir hier der Wunsch auf, zu erfahren, seit wann eigentlich die Zeitungen eingeführt und eine bestimmte Ordnung und Form darin beobachtet würde, und wie es die Menschen vordem gehalten hätten, und Goethe befriedigte ihn auf alle Weise. Er erzählte mir nämlich, wie die Kaufleute mit ihren Speculationen stets die politischen Ereignisse als Hebel oder Hemmketten betrachtet und sich deshalb untereinander in Briefen Nachricht darüber ertheilt hätten. Diese Briefe seien zu weiterer Mittheilung späterhin gedruckt worden, aber lange Zeit sei hingegangen, ehe man auf den Einfall gekommen wäre, eine fortlaufende Reihe von Tagesblättern einzusetzen und damit auch ohne besondere Erscheinungen oder Erlebnisse in der politischen Welt fortzufahren. — Dieser

Gegenstand leitete uns dann weiter zurück in die entferntesten Zeiten der erwachenden Cultur zu der Erfindung der Schrift überhaupt, und ich warf Goethe die Frage auf, wie Homer seine Werke eigentlich geschrieben habe.

„Diese Frage, mein liebes Engelchen!" sagte er, „kann nur durch weitläufige Erzählungen beantwortet, oder vielmehr verneint werden." Nun setzte er uns auseinander, daß Homer aller Vermuthung nach gar nicht existirt und folglich gar nicht geschrieben habe. Die Welt sei geneigt in allem die Persönlichkeit zu lieben, und deshalb schreibe sie einem einzigen so große Gabe zu, wahrscheinlich aber hätten mehrere aufeinanderfolgende Dichter jene Gesänge zustande gebracht — und durch mündliche Überlieferung weiter befördert, bis dann endlich einer auf den gescheidten Gedanken gekommen sei, sie aneinander zu reihen und zu re(digiren), dem denn auch der größte Ruhm gebühre.

Während diesem Gespräch, das eigentlich mehr zwischen Goethe und mir stattfand, hatten die Übrigen die heitersten Witze untereinander über den jungen [Franz] Nicolovius gemacht, und Goethe nahm sich seines Großneffens endlich mit Lebhaftigkeit an, mich auffordernd, ihn jenen beiden Damen, die sich um ihn stritten — Linchen [Gräfin Egloffstein] und Ottilien nämlich — abspenstig zu machen; er selbst gab mir darauf die besten Anschläge an die Hand, wie ich die

Aufmerksamkeit dieses höchst originellen und schweigsamen jungen Menschen auf mich lenken könnte, und forderte zuletzt seinen Sohn auf, sich mit mir zu verbünden, indem ja dem Mephistopheles nichts unmöglich sei, was List und Bosheit verlange. Linchen meinte, ich könne es immerhin versuchen; denn es würde mir nichts helfen, indem noch keiner sie und mich zugleich geliebt habe, als einmal ein Narr. „Ei, Kinder, seht!" — rief Goethe, — „auch ich liebe Euch beide zugleich, und so könnt Ihr Euch denn rühmen, daß Euch nicht nur ein Narr, sondern auch ein gescheidter Mann auf gleiche Weise geliebt."

730.

1819, 18. März.

Mit Christian Gottfried Nees v. Esenbeck und v. Müller.

Heute Abend traf ich [v. M.] bei Goethe den Präsidenten Nees v. Esenbeck aus Bonn, einen kleinen und hagern, muntern und ansprechenden Mann, der von dem Dünkel der modernen Naturforscher ganz frei schien. Goethes verbindliches und freundliches Wesen gegen ihn war höchst behaglich. Er las ihm und uns aus dem persischen Buche Kabus Unterricht an seinen Sohn vor, wie man sich als Regent und Particulier in allen Lebensverhältnissen zu betragen habe.

731.

1819, 28. März.

Mit v. Müller.

Goethe war besonders liebenswürdig. Er sprach von Hammers Assassinengeschichte, über den Unterschied zwischen Chronik und Memoiren, und betonte den Mangel des Gefühls vom Werthe der Gegenwart, die Jedes nur los zu werden trachte, um darüber hinaus zu kommen; das sei die Ursache, daß man jetzt so wenig aufzeichne. Dann sprach er von der Religion. Zuversicht und Ergebung sind die ächten Grundlagen jeder bessern Religion, und die Unterordnung unter einen höheren, die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begreifen, eben weil er höher als unsere Vernunft und unser Verstand ist. Der Islam und die reformirte Religion sind sich hierin am ähnlichsten. Alle Gesetze und Sittenregeln lassen sich auf eine zurückführen, auf die Wahrheit. Fehler der Individualität als solcher gäbe die moralische Weltordnung jedem zu und nach; darüber möge jeder mit sich selbst fertig werden und bestrafe sich auch selbst dafür; aber wo man über die Grenzen der Individualität herausgreife, frevelnd, störend, unwahr, da verhänge die Nemesis früh oder spät angemessene Strafe. So sei in Kotzebue's Tod eine gewisse nothwendige Folge einer höhern Weltordnung erkennbar.

732.

1819, 30. März.

Mit v. Müller.

Abends war ich bei Goethe, der sehr ernst war und fast bloß von dem leidigen Zustande der Jenaischen Dinge*) sprach. Man müßte jetzt nur von einem Tag zum andern leben; niemand sei der Sache mehr gewachsen.

733.

1819, 19. April.

Mit v. Müller u. a.

„Jedes Ding," sprach Goethe, „jede Beschäftigung verlangt eine eigene Form, eine Formel, die, das Unwesentliche ausschließend, den Hauptbegriff scharf umgränzt." Viele empfänden das Richtige, möchten es gern darstellen, könnten aber nicht zur passenden Form gelangen.

Wie anmuthig scherzte der herrliche Mann mit Ulrike [v. Pogwisch], der er gewisser technischer oder Coterie-Wörter Bedeutung anschaulich machen wollte, z. B. Kategorien, caput mortuum. Sie müsse dergleichen verstehen, aber nie selbst aussprechen.

Dann theilte er Anekdoten von seinem früheren Leben in Ilmenau mit; erzählte von den tollen Späßen

*) In Folge der Ermordung Kotzebue's.

mit dem Glasmann Glaſer, der durch alle vier Elemente von Goethen geängſtigt und für ſein Handbieten zu vorheriger nächtlicher Perturbation beſtraft wird. Er erzählte von Einſiedels gottloſem Wegziehen des Tiſchtuches mit allen Abendſpeiſen und ſeiner Flucht. Aber ſobald die Sonne kam, war Gottesfriede; Niemand durfte ſich mehr am Andern rächen. Er erinnerte an v. Seebachs Wort beim Plumpſackſpiel zu Wilhelmsthal: Schlagt doch zu! ſo gut wird es Euch nicht leicht wieder, Euern Fürſten und Herrn prügeln zu dürfen — fand er ganz ſublim und grandios. Damals ritt letzterer täglich ein raſches bequemes Pferd, Poeſie genannt. „O, es waren nicht ſchlechte Zeiten!“ rief er wehmüthig aus. Dann kam ein bitteres Urtheil über den Stand des Weimariſchen Theaters. Als einſt die Göchhauſen Graff ungerecht getadelt, habe er ihr geſagt: „Fräulein, Sie werden lange faulen, wenn Graff noch der Stolz unſerer Bühne ſein wird.“

734.

1819, 24. April.

Geſellſchaft bei Goethe.

Heute war große Abendgeſellſchaft bei Goethe, die Gräfin Henckel, Line (v. Egloffſtein), Adele (Schopenhauer), Coudray und Tieck waren anweſend. Goethe ſprach über die Eigenthümlichkeit der deutſchen Sprüchwörter bei den verſchiedenen Nationen; die griechiſchen

gingen alle aus unmittelbarſter, ſpeciellſter Anſchauung hervor, z. B. der Storch im Hanſe; die deutſchen ſeien ſtets derb, tüchtig, ſittlich, bezeichnend.

Dann ſprach er über die Kunſt zu ſehen. „Man erblickt nur, was man ſchon weiß und verſteht. Oft ſieht man lange Jahre nicht, was reifere Kenntniß und Bildung an dem täglich vor uns liegenden Gegenſtande erſt gewähren läßt. Nur eine papierne Scheidewand trennt uns öfters von unſern wichtigſten Zielen, wir dürften ſie keck einſtoßen und es wäre geſchehen. Die Erziehung iſt nichts anders als die Kunſt zu lehren, wie man über eingebildete oder doch leicht beſiegbare Schwierigkeiten hinauskommt."

735.

1819, 25. April.

Mit v. Müller und Julie Gräfin Egloffſtein.

Abends war ich mit Julie v. Egloffſtein bei Goethe, der ihr Talent mit Roux*) verglich, welcher aus den Landſchaften nie ein Bild habe machen können. Sehr ſchön war ſeine Erzählung, wie er einſt auf beſtem Wege geweſen ſei ſich in Fräulein v. Melliſh zu verlieben. Nachdem er der kühnlich von Julie mit der Ölmalerei eingegangenen Ehe Lob geſpendet, erzählte er uns von ſeinen Schweizer Reiſen, von dem Berner

*) Jakob Roux, Maler in Jena

Arzt Schuppmüller*), glaube ich, der mit seinem hellen, scharfen Auge den Leuten jede Krankheit angesehen, gleichsam in Lunge und Leber hineingeguckt habe. Auch sprach er von seinem einstigen Vorhaben, in Italien für immer zu bleiben und das Leben in Rom Tag für Tag in großen Gemälden zu schildern. „Die Natur ist eine Gans, man muß sie erst zu etwas machen. Bekenne Dich nur," sagte er zu Julie, „für einen armen Hund und stehle, wo Du kannst, aus fremden Bildern, selbst vom Altare." Julie gestützt auf den einen Arm, war ganz Auge und Ohr für Goethe, ihr Auge schwamm im innigsten Behagen und wendete sich dann freundlich zu mir, gleichsam fragend, ob ich auch Alles recht mit fühle. Es war ein himmlischer Abend.

736.

1819, 28. April.

Gesellschaft bei Goethe.

Abends war große Gesellschaft bei Goethe. Er erzählte der Line v. Egloffstein, wie er nur noch bei Gewährung**) seltner, sittlicher oder ästhetischer Trefflichkeit weinen könne, nie mehr aus Mitleid oder aus eigner Noth.

---

*) Jedenfalls Michel Schuppach.

**) [Erwähnung?]

737.

1819, 6. Mai.

Mit v. Müller.

Ich war noch spät bei Goethe, dem ich sein Anliegen wegen der Münzcabinetsschlüssel erledigte und der sehr heiter und interessant war. Er fürchte sich nicht vor der Arbeit des Ordnens im Münzcabinet, man müsse nur in Alles Methode bringen und die Sachen nicht zu transscendent nehmen. Bei allen Geschichten ist die Form der Behandlung die Hauptsache. Hierauf sprach er von den Fortschritten der Osteologie und vergleichenden Anatomie in Jena, welche bald die menschliche Anatomie fast entbehrlich machen werde. Er halte die verschiedenen Museen klüglich auseinander; nach seinem Tode werde man wahrscheinlich durch Vereinigung derselben Alles verderben und eine Art Akademie bilden, wo dann gleich alles Dumme und Absurde hervortrete.

738.

1819, 10. Mai.

Mit v. Müller, Meyer und Joseph Green Cogswell.

Bei Goethe, der sehr heiter war, traf ich einen interessanten jungen Amerikaner aus Boston, Namens Cogswell*), der schon drei Jahre in Europa umhergereist war. Die Unterhaltung drehte sich lange um Lord

*) [zweifellos so, statt Boxwell].

Byron, den Goethe für den einzigen großen Dichter jetziger Zeit erklärte. „Wären wir zwanzig Jahre jünger," sprach Goethe zu Meyer, „so segelten wir noch nach Nordamerika." Und wenn's dreißig Jahre wären, so könnte es auch nichts schaden, sagte dieser trocken.

739.

1819, 12. Mai.

Mit v. Müller u. a.

Bei Goethe war es heute munterer als gewöhnlich. Er erzählte von dem Venetianer Schauspieler, der die Bösewichte so trefflich spielte, daß Niemand mit ihm umgehen wollte und das Publicum einst, als er erstochen werden sollte, rief: tira, tira. Juliens Ölbild lobte Goethe sehr.

740.

1819, 7. Juni.

Mit v. Müller.

Heute Abend war ich bei Goethe, der sich in den Finger schnitt und ihn bloß fest zuband, um ihn prima intentione zu heilen. Goethe kam hierauf auf Jenas Universitätsverhältnisse zu sprechen und gestand zu, daß Voigt's Schwäche gegen Eichstädt großentheils den Ruin von Jena herbeigeführt habe. „Man muß stets die Gunst vertheilen," sagte er, „sonst windet man das Ruder sich selbst aus der Hand." Er führte dabei an,

er habe 22 Jahre lang dem Theater vorgestanden, ohne sich eine Schwäche gegen eine Actrise zu verstatten, deren mehrere, besonders Euphrosyne und die Wolff, es ihm doch sehr nahe gelegt. Wer aber die Lust des Herrschens ein Mal empfunden, dürfe nicht leichtsinnig den Stützpunkt durch Favoritschaften aufgeben. Auf Jena zurückkommend, spendete er Renner und Döbereiner großes Lob.

741.

1819, 14. Juni.

Mit v. Müller und Meyer.

Abends war ich mit Meyer bei Goethe. Er war sehr gesprächig und mittheilend. Die wunderliche Kephalideische*) Biographie, Friedr. Heinrich Jacobi's Leichenrede gaben Stoff zur Unterhaltung. „Jacobi's Schriften," sagte Goethe, „sind nichts für mich; ich kann mich wohl in entgegengesetzte Systeme hinein denken, aber nicht in halb zu, halb abfällige, dunkelnde, nebelnde." Dagegen lobte er Jacobi's persönliche Liebenswürdigkeit, Anmuth, Offenheit.

Von Raupachs „Lorenz und Cäcilie" urtheilte er ungünstig; es sei Talent und Ahndung des Rechten vorhanden, auch einzelne Schönheiten; aber durchaus nichts Rechtes, nichts Haltbares, nichts Darstellbares im Ganzen. Die Fabel des Stücks schien ihm zu unbe-

*) Aug. Guil. Kephalides, Reise durch Italien und Sicilien, Leipzig 1818, 2. B.

deutend. Von Müllners „Albaneserin“ urtheilte er insofern besser, als dieses Stück auf den Brettern Effect machen werde, weil es mit Kunst zusammengesetzt sei, wie wohl verflochten und wunderlich genug.

742.

1819, 15. (?) Juni.

Mit v. Müller.

Nein, beste Line [Gräfin Egloffstein], ich schreibe Ihnen nicht, wie große Neigung ich auch gestern dazu hatte; — denn ich weiß aus einer verdrießlichen Pyrmonter Erfahrung, daß Sie mir nicht antworten. Nein: ich habe Ihre lieben Schriftzüge noch nicht erblickt, das allerliebste Reisejournal nicht gelesen, die wahrhaft humoristisch plastische Schilderung des groben Postmeisters und seiner racheſüchtigen Ehegefährtin nicht vernommen, unsern verehrten Herrn und Meister durch eine ganz kurze Relation daraus nicht in die allerheiterste und theilnehmende Stimmung versetzt; es ist nicht ein Wort wahr, daß er zu mir gesagt: „Die närr'schen Kinder! Wenn man sie hier um sich hat, sind sie taciturn und zurückhaltend und albern bescheiden mit ihren Talenten, und wenn sie weg sind, vernimmt man erst, was sie für allerliebste Federn führen. Das hat ja ordentlich Humor, Composition, naive Benutzung der Motive, Anfang und Ende; das hebt ja die Objecte klar, lebendig, anschaulich hervor,

in unserm Sinn und Stil, gerade wie wir selbst es gern machen möchten. Fort, fort damit! Der alte Merlin könnte fast eine Anwandlung von Sehnsucht bekommen und sich einbilden, die Line hielte noch etwas auf seinen alten Kopf, und das wäre doch sehr eingebildet."

743.

1819, 16. Juni.

Mit v. Müller u. a.

Ich eilte . . zu Goethe, wo unter andern auch Frau v. Stein und v. Schiller waren. Anfangs schien Goethe taciturn und marode. Aber bald gelang es mir Leben zu erwecken. Ich erzählte von Voigts Vorlesung über Ludwig von Thüringen. Bei Erwähnung einiger Thorheiten verschiedener Persönlichkeiten machte Goethe die Bemerkung, es gäbe gemauerte*) Thorheiten, flüssige Thorheiten und unscheinbare Thorheiten; erstere fielen am meisten ins Auge.

Die Okeniade gab reichen Stoff. Wir scherzten über das, was die Studiosen am 18. Juni vornehmen könnten. Als Alle hinweg waren, scherzte Goethe noch lange darüber; das Schlimmste sei, wenn man sich zu Extremen zwingen lasse. Man müsse das Extrem

*) Jedenfalls bezieht sich das auf die Baulust einiger weimarischen Persönlichkeiten und die nicht vortheilhaft sich auszeichnenden weimarischen Gebäude.

auch extrem behandeln, frei, grandios, imposant. Man hätte Oken das Gehalt lassen, aber ihn exiliren sollen.

744.

1819, 18. (?) Juni.

Mit Fritz von Stein.

Der Freiherr v. Stein hatte im Sommer 1819 bei einem Besuche der Weimarischen Verwandten ... den Rauch'schen Entwurf [zum Blücher-Denkmal für Breslau] für Goethe mitgenommen, und dieser hatte in einem Vortrage über die Skizze verschiedene Ausstellungen laut werden lassen, welche Stein dem Urheber derselben nicht vorenthalten mochte. Er .... zählt die wesentlichen Bemängelungen dahin auf: „Man sieht den Körper nicht genug durch die Bekleidung durch; der Waffenrock (die Litewka) ist nicht genug sichtbar; der Falten des Mantels ist eine zu große Menge und Last; er ist nicht genug als Militär bezeichnet und als Feldherr." .... Daß Goethe sich übrigens Blücher ganz anders vorstelle, deutet Stein nur mit einer leisen Hinweisung auf den Schadow'schen Blücher in Rostock hin.

745.

1819, 9. August.

Mit v. Müller und Julie Gräfin Egloffstein.

Von 4—6 Uhr war ich mit Julie v. Egloffstein bei Goethe. Er zeigte mir das Portefeuille der Harz-

zeichnungen von Kraus. Julie erhielt Wiener Kreide von ihm zum Geschenk. Goethe entschuldigte sich, daß er mir das Münster'sche Pereat nicht erzählt habe: seine Maxime sei nicht zu hetzen, wo es doch zu nichts helfe. Vergebens erwartete ich seine Aufforderung Abends zu bleiben.

746.

1819, 14. October.

Mit v. Müller u. a.

Fahrt mit Line und Ottilie nach Jena zu Goethe. Interessante Erzählung von Goethens Mutter. Abendgespräch mit Goethe von der Conception kolossaler Statuen.

747.

1819, 31. October.

Mit v. Müller.

Bei Besprechung der politischen Ereignisse erinnerte Goethe: Die Mächte hätten in Kohlen geschlagen, die nun an Orte hingesprungen, wo man sie nicht haben wollte.

748.

1819, November.

Mit Bernhard v. Beskow.

Deutschland ist und bleibt auf ewig das wahre Vaterland meines Geistes und meines Herzens .....

Schon vor einigen und zwanzig Jahren durchglühte mich dieſe Vorliebe ſo kräftig, daß Goethe mich einmal im Scherze „einen Allemand enragé“ nannte und mir rieth nach England zu reiſen, wo man mich mit dem Gruß empfangen würde: No German nonsense swells my British heart — (ein Vers aus einer eben damals erſchienenen Satire: Pursuits of literature).

749.

1820, 8. Februar.

Mit v. Müller.

Nachmittag bei Goethe, der feierlicher als ſonſt geſtimmt ſchien. Ein Theater, ſagte er unter andern, müſſe man nur mit Folge beſuchen und beurtheilen.

750.

1820, 25. Februar.

Bei Goethe.

Ich [v. Müller] war mit Schweitzer, Frommann Julie und Lina v. Egloffſtein bei Goethe. Er zeigte mir eine ſilberne Taufſchüſſel von Friedrich dem Rothbart und kam dann auf Byron zu ſprechen, gegen den er ſich vielleicht in einem halben Jahre erklären werde, übrigens „Vampyr“ als Byrons beſtes Product erklärte. Er erzählte uns auch aus der Zeit ſeiner Theaterregentſchaft; es ſei eine Art Zigeunerwirthſchaft und müſſe

als ſolche extraordinario modo gehandhabt werden. Schröder habe immer nur die gewöhnlichen Lebensregeln darauf anwenden wollen.

751.

1820, März.

Bei Goethe.

Den andern Tag [nach der Verlobung Eduard Genaſt's mit Chriſtine Böhler] empfing uns Goethe im Kreiſe ſeiner Familie, zu dem noch einige Freunde ſeines Hauſes gezogen waren. Meine Schwägerin [Doris Böhler] hatte während unſerer Reiſe [von Leipzig nach Weimar] das große Wort geführt und in muthwilliger Laune geäußert, was ſie alles mit Goethe über ſeine Werke zu ſprechen gedächte, als wir aber die Treppe zu ihm hinaufgingen, wurde ſie ganz kleinlaut und flüſterte mir zu, daß ſie gewaltige Kopfſchmerzen hätte und lieber wieder umkehren wolle; ich hielt ſie jedoch feſt. . . . . Goethe trat uns mit liebenswürdiger Freundlichkeit entgegen. . . . . Nachdem ich meine Braut ihre Mutter und Schweſter ihm, ſeiner geiſtreichen Schwiegertochter und den andern Herrſchaften, die mir alle bekannt waren, vorgeſtellt, nahmen wir Platz, wobei Goethe meiner Braut den ihrigen an ſeiner Seite anwies. Goethe war kein Freund von langem Sitzen, nachdem einige Erfriſchungen herumgereicht waren, ſtand er auf und trat mit meiner Braut ans Fenſter, wo

er sich lange mit ihr unterhielt, und ich bedauerte nur, daß die Schicklichkeit es nicht erlaubte, mich zu ihnen zu gesellen, um der Unterredung beizuwohnen. Frau v. Pogwisch, die Mutter der Schwiegertochter des Hauses . . . knüpfte mit mir ein Gespräch an, wobei meine Augen immer nach den Fenstern schielten, wo er und sie standen, um zu sehen, welchen Eindruck Christine auf Goethe mache. Es mußte ein günstiger sein; denn seine Züge wurden immer wohlwollender und seine Augen immer lebhafter, was das beste Zeugniß seiner Zufriedenheit war. Dann sprach er mit meiner Schwiegermutter, meinem Vater und mir, wobei er sagte: „Du kannst Dich glücklich schätzen, dieses liebenswürdige Mädchen, das durch seine geistige Capacität und ihr edles weibliches Wesen mein ganzes Wohlwollen erworben hat, ins künftige die Deinige zu nennen. Nun möchte ich auch mit ihrer Schwester, von deren neckischer Laune mir Dein Vater so manches erzählt hat, einige Worte sprechen, aber ich kann der Kleinen nicht habhaft werden."

Ja, die war in alle Ecken gekrochen, um nur aus der Nähe Goethe's zu kommen, solchen Respect hatte ihr seine Persönlichkeit eingeflößt. Ein Mädchen, das durch Witz und Munterkeit die Männerwelt bezauberte, war hier zum schüchternen Kinde geworden; ihre Schüchternheit verschwand jedoch nach und nach, als Goethe sie so freundlich ansprach, und bald lugte ihr glückliches Naturell hervor, an dem Goethe sich höchlich

ergötzte; denn er sagte zu mir: „Auch die Kleine ist allerliebst.“ Hierauf forderte er meine Braut auf, ihm etwas zu recitiren; bereitwillig declamirte sie ihm einige seiner Gedichte und die Rede der Prinzessin aus „Tasso“. Als sie geendet hatte, nickte er mit dem Kopfe und sagte: „Brav, mein Kind! Sinnig und charakteristisch vorgetragen! Ich wünschte mir wohl das Vergnügen, Sie auf der Bühne zu sehen.“

752.

1820, um Mitte April (?).

Mit Johann Christian Lobe.

Ich hatte mich mit der Bitte um ein Empfehlungsschreiben an Zelter schriftlich an Goethe gewendet, da ich den Muth nicht fand, mein Gesuch mündlich vorzubringen, er ließ mir aber sagen, daß ich den andern Tag um 12 Uhr zu ihm kommen möge, da er mich zu sprechen wünsche.

. . . . Ich beginne . . meine Erzählung gleich mit dem Momente, als ich mit dem stärksten Herzschlag, den ich je in meinem Leben gehabt, und mit einem vom dichtesten Nebel der Befangenheit umflorten Kopfe vor dem Dichterfürsten stand. Er durchschaute meinen miserablen Zustand mit dem ersten Blick und begann, um einen sprechfähigen Menschen aus mir zu machen, mit gewinnendster Freundlichkeit zu fragen, wann ich abzureisen gedenke. Ich wußte, daß er nach Karlsbad

reisen werde und hatte deshalb mein Gesuch lange vor den Theaterferien eingereicht, in denen ich erst Urlaub erhalten konnte. Dies war der Gedanke, den ich ihm zu erwiedern hatte, den ich aber so verwirrt vorbrachte, daß ich fürchten mußte, er werde mich als unzurechnungsfähig sogleich entlassen. Aber er war in einer seiner liebevollsten Stimmungen und fuhr sogleich fort: „Ein Brief an Zelter geht morgen ab; ich werde Ihrer darin gedenken und Sie mögen bei ihm einsprechen, wann Sie können, er wird Sie freundlich aufnehmen. Indessen habe ich Sie sprechen wollen, um den Zweck Ihrer Reise näher kennen zu lernen, sodann auch, um Ihnen einige Aufträge zu ertheilen. Sagen Sie mir zunächst, was Sie von einem Besuch bei Zelter hoffen und wünschen."

Diese so nachsichtsvolle Rede fing an, eine beruhigende Wirkung auf mich zu machen; es tauchte allmählich etwas Fassung in mir auf und ich erwiderte mit weniger gedrückter Stimme und Redeweise, daß ich vor allem den Wunsch hege, einer Aufführung oder wenigstens einer Probe der Singakademie beiwohnen zu dürfen, über deren treffliche Leistungen soviel Rühmliches verlaute. „Ich konnte mir's denken," bemerkte Goethe, „allein das ist nicht so leicht, und meine Empfehlungen haben nicht jederzeit den gewünschten Erfolg gehabt. Ob es gleich Zelter nicht an Bereitwilligkeit fehlt, so stehen doch die Umstände nicht ganz in seiner Gewalt. Indeß: Sie sind jung, und die Jugend

hat Glück." — Ach, nicht jede! klagte es in meinem Innern, ohne daß ich dem Gedanken Ausdruck zu geben gewagt hätte. Goethe las ihn offenbar in meinem Gesicht; denn er fuhr sogleich fort: „Oder glauben Sie an den Ausspruch nicht?"

Ich hatte soviel Muth gewonnen, um die Erwiderung zu wagen, daß der Gedanke wahr sein müsse, da Excellenz ihn ausspreche; aber alles habe seine Ausnahmen, und mir komme es zuweilen vor, als gehöre ich zu derartigen Ausnahmen. Da nahm sein Gesicht einen ernstern Ausdruck an, und er bemerkte: „Eine solche Äußerung höre ich von keinem Menschen gern, am allerwenigsten von jungen Leuten, die noch gar nicht wissen, was zu ihrem Glück dienen kann. Zudem deutet sie auf hohe Ansprüche und auf Verzagtheit zugleich; damit verbittert man sich das Leben und schwächt den guten Muth zum Handeln."

In der Gefahr kommt mir die Fassung. Diese Wendung des Gesprächs war für mich, der ich Goethe vergötterte, eine große Gefahr. Ich fühlte, daß ich sie durch eine gute Antwort beseitigen müsse, und erwiderte deshalb sogleich mit einer ehrfurchtsvoll dankbaren Miene, indem ich zum ersten Mal den Kopf hob und ihm offen in sein Jupiterauge blickte: Verzeihen Ew. Excellenz meine Bemerkung. Die Lehre schon, deren Sie mich würdigen, muß ich ja als ein Glück erkennen; denn sie wird mir zeitlebens im Gedächtniß bleiben; ich werde mich derselben dadurch würdig zu machen

ſuchen, daß ich ſie ſtets mit gutem Rath zu befolgen trachten will.

Bei dieſer Antwort nahmen ſeine Züge wieder den früheren freundlichen Ausdruck an, und er entgegnete beruhigend: „Halten Sie dieſen Entſchluß feſt, und Sie werden gut dabei fahren. Und da Sie guten Rath annehmen, ſo will ich Ihnen mittheilen, worin meine Aufträge beſtehen, wovon Sie jedoch keine Mittheilung an andere machen wollen. Ich wünſche nach Ihrer Rückkehr von Berlin ein getreuliches Referat über die dortigen Zuſtände von Ihnen zu vernehmen: über das öffentliche Leben ſoviel Sie es zu beobachten Gelegenheit finden; über die Perſonen, mit denen Sie etwa in Berührung kommen; namentlich über Theater und Muſik. Ich erhalte zwar von Zelter gute Schilderungen, aber er iſt alt und Berliner, Sie ſind jung und Weimaraner. — Haben Sie ſchon früher Reiſen gemacht?“ — Es iſt meine erſte, Excellenz! erwiderte ich, und ich würde auch dieſe nicht unternehmen können, wenn ich nicht hoffen dürfte, auf der Berliner Bühne in den Zwiſchenacten als Virtuos mich produciren und durch das Honorar die Reiſekoſten gewinnen zu können. — „Gut!“ ſagte er; „ſo werden die Eindrücke um ſo friſcher auf Sie wirken. Laſſen Sie ſich nicht durch ihre Neuheit übermannen und zur Überſchätzung verleiten! Beobachten Sie mit Unbefangenheit, legen Sie den Dingen nichts von dem Ihrigen bei und unter. Sie werden hoffentlich Wolffs dort beſuchen; merken

Sie, wie es diesen in Berlin gefällt und wie sie in Berlin gefallen. Sie finden ferner zu der Zeit der Ferien Unzelmann dort gastirend; ich wünsche zu erfahren, wie er von dem Berliner Publicum aufgenommen wird."

Nicht ohne einigen Stolz auf dieses Vertrauen, das mir der verehrte große Mann zeigte, versprach ich, das Geforderte zu erfüllen, soweit es meine Kräfte nur irgend gestatten würden. — „Es wird gut sein," fuhr Goethe fort, „wenn Sie sich vorläufig ein möglichst ausführliches Schema aller der Dinge notiren, denen Sie Ihre Aufmerksamkeit zuwenden wollen, mit Hauptrubriken und Unterfragen. Schreiben Sie z. B. unter „„Theater"" als specielle Fragen: Stück? Dichter? Schauspieler? Aufnahme des Publicums? Wirkung, auf mich? Und da Sie mir geschrieben, daß Sie in Gesellschaft zweier Kameraden reisen, auch: Wirkung auf diese? u. s. w. Sie entgehen damit der Gefahr, Umstände zu übersehen, Ihre Beobachtungen erhalten Vollständigkeit u. s. w. führen Sie über dies, wie dort, auch unterwegs ein genaues Tagebuch, worin Sie alles, auch das scheinbar Geringfügige aufzeichnen. Es giebt nichts, über das sich nicht interessante Beobachtungen anstellen ließen. Gewöhnen Sie sich also, über jede Erscheinung eine Betrachtung oder mehrere zu machen, und wo Ihnen solche nicht im Augenblicke kommen wollen, da schreiben Sie wenigstens in Ihr Tagebuch: Hier sind Betrachtungen anzustellen! —

Was der Geist heute nicht, giebt er morgen oder später."

— — — — — — — — — — —

„Ich sehe" — begann er weiter — „aus Ihrem Schreiben, daß Sie sich mit mancherlei Gegenständen beschäftigen, für welche die Musiker sich in der Regel nicht interessiren." — Ich wagte darauf den Einwurf, daß dies vielleicht in frühern Zeiten seltener der Fall gewesen, daß aber in neuerer Zeit gerade die Musiker nach vielseitiger Bildung strebten, wie ja unter anderm schon die vielen Componisten und Virtuosen bewiesen, die auch mit der Feder nicht ungeschickt umzugehen wüßten; ich nannte Reichardt, Zelter, A. E. Müller, unsern frühern Capellmeister, K. M. v. Weber u. a. m.

„Nun gut! Auch Sie haben, wie ich merke, Versuche der Art gemacht, ohne studirt zu haben; denn Sie sind, wenn ich nicht irre, 1811 in der Capelle angestellt worden. Wie alt waren Sie damals?" — Vierzehn Jahre, Ew. Excellenz! — „Also aus der Schule in die Capelle!" — Ach, und wie aus der Schule, Excellenz! Ich würde erröthen müssen, wenn ich sagen sollte, was ich in der Schule gelernt, oder vielmehr nicht gelernt habe. — „Ihr Schreiben an mich war gut abgefaßt; wie haben Sie Ihren Stil gebildet?" — Excellenz, wie Franklin es mit dem Addisonschen „„Zuschauer"", habe ich es mit einigen Ihrer Werke gemacht: sie gelesen, den Inhalt gemerkt, nach einiger Zeit diesen in eigenen Ausdrücken nachgeschrieben, das

Geschriebene dann mit Ihrer Schrift verglichen und so in das Wesen Ihres Stils einzudringen gesucht. — „Nicht übel! Und welche Werke von mir haben Sie auf diese Weise durch- und nachgearbeitet?“ — Zuerst den ganzen „„Werther.““ — „Nun,“ sagte Goethe, „da haben Sie eben keine glückliche Wahl getroffen. Stil und Ausdrucksweise dieser Production haben ein eigenthümliches Gepräge, das nicht wohl nachzuahmen ist und auch nicht nachgeahmt werden soll.“ — Ich habe auch die „„Propyläen““ und die „„Wahlverwandtschaften,““ dann Wieland's „„Agathon,““ Schiller's prosaische Aufsätze und mehrere andere Werke auf dieselbe Weise nachgeschrieben. —

„So mag's gehen,“ sagte Goethe, „und ich muß Ihren Fleiß loben.“ — Sie sind also auch, wie ich vernommen, mit der Composition einer Oper beschäftigt? Von wem ist der Text?“ — Schüchtern und halblaut sagte ich, daß ich mir ihn selbst habe machen müssen, da ich niemand gefunden, der mir einen hätte liefern wollen. — „Und Sie sind damit zustande gekommen?“ — Ich bin bereits mit der Composition desselben beschäftigt. — „So werden wir ja wohl später Gelegenheit finden, den Versuch kennen zu lernen. Aber haben Sie sich nicht zuviel aufgebürdet? Die Composition einer Oper verlangt einen großen Fonds von Kraft und Ausdauer, sollte nicht ein gut Theil davon schon bei Verfertigung des Textes verzehrt worden sein? Fühlen Sie bei der Composition keinen Abgang der-

ſelben?" — Meine Luſt iſt groß, erwiderte ich, arbeiten mein Glück, und obwohl ich von Jugend auf kränklich war, kann ich mir doch große Arbeitspenſa zumuthen. Zudem, fügte ich lächelnd hinzu, hat der Text wohl meine Geduld, aber keine beſondere geiſtige Kraft in Anſpruch genommen. Ich habe mir die dramatiſchen Handwerksgriffe zu abſtrahiren geſucht und danach einen Text gemacht; die poetiſche Kraft konnte nichts dabei thun; denn die beſitze ich nicht. — „Auf alle Fälle," ſagte Goethe freundlich, „haben Sie viel Willenskraft gezeigt, wenn Sie das Unternehmen fort- und zu Ende führen. Werden Sie in Berlin etwas von Ihrer Compoſition produciren?" — Die beiden Stücke die ich vorzutragen wünſche, wenn ich zu Gehör komme, ſind von meiner Compoſition.

„Und wie ſteht es mit Ihren Hoffnungen auf Erfolg? Sagen Sie mir das offen." — Der tiefe Menſchendurchdringer wollte aus meiner Antwort erfahren, welche Art von Künſtlernatur vor ihm ſtehe, ob eine arrogante oder eine verzagte. Ich hatte mich indeſſen nicht lange zu beſinnen; ich kannte mich, oder glaubte mich wenigſtens zu kennen und ſprach mich ganz ohne Rückhalt aus. Was meine Compoſitionsverſuche betrifft, ſagte ich, ſo glaube ich während der Arbeit und kurz nach ihrer Vollendung, daß ich etwas ganz Ausgezeichnetes zu Tage gefördert habe; bald nachher kommt ſie mir jedoch ſehr ſchwach vor und dann verſinke ich in eine troſtloſe Stimmung und zweifle an

allem Talent. Nach einiger Zeit wachen Drang und Hoffnung, den nächsten Versuch vollkommener zu machen, wieder auf, es wiederholt sich das frühere Spiel und so — setzte ich seufzend hinzu — ist es mir mit allen meinen Versuchen ohne Ausnahme ergangen. — „Das," sagte Goethe, „ist im Ganzen kein übles Zeichen. Wer mit seinen Productionen stets zufrieden ist, wird nicht weit kommen. Allein man kann auch zu weit gehen und durch höhere Forderungen an sich, als man im Augenblick practisch zu erfüllen die Kraft hat, den schaffenden Geist ängstlich machen und paralysiren."

Goethe lenkte hierauf das Gespräch wieder auf Zelter und fragte dann, was ich von seinen Compositionen halte. Das wäre für manchen eine verfängliche Frage gewesen; denn bekannt war, wie viel Goethe auf seinen Freund hielt. Ich kannte aber Goethe aus seinen Schriften hinlänglich, um zu wissen, daß er aus den Meinungen anderer ihre Anschauungsweise kennen lernen wollte und jede mit großer Toleranz gelten ließ, wenn sie nicht geradezu abgeschmackt war. Ich fand daher gar kein Bedenken, die meinige unverhohlen auszusprechen und bemerkte: Ich kenne von Zelter nur seine Liedercompositionen; in der geistigen Auffassung erscheinen sie mir bedeutend und treffend ausgedrückt, aber ihre Form ist antiquirt. „Erklären Sie mir das näher!" versetzte Goethe. — Unsere Musiksprache, fuhr ich fort, ist seit Haydn und Mozart eine blühendere, sprechendere und anmuthigere geworden. Die Melodie

ist bei Zelter immer characteristisch declamirt, accentuirt und rhythmisirt, aber seine Tonfiguren — Nächstverwandte der Schulze'schen und Reichardt'schen — sind jetzt veraltet. Dies fällt bei einfachen Singmelodien, die sich besonders dem Volkston nahe halten, nicht auf, aber es tritt stark hervor beim Accompagnement. Das Zelter'sche ist selten etwas mehr, als die nöthige Erfüllung der Harmonie und die Ergänzung und Ausgleichung des rhythmischen Flusses. Die Neueren haben es in ihren bessern Werken zur Mitsprache des Gefühls erhoben. Wenn Excellenz den Versuch machen wollen, Baß und Mittelstimme manches Zelter'schen Liedes ohne die Melodie spielen zu lassen, so werden Sie kaum etwas von einer mit dem Gefühl sympathisirenden Regung vernehmen; dasselbe Experiment mit einem Mozart'schen, Weber'schen, Beethoven'schen Liede angestellt, zeigt etwas anderes: da fühlt man oft schon Leben und Regung des bezüglichen Gefühls auch ohne die Melodie, und doch ist dieses erst ein Lallen. Die Musik wird hoffentlich dahin gelangen, daß jede Nebenstimme einen Beitrag, sei er auch gering, zu dem Ausdruck des Gefühls liefert.

Ich war ins Feuer gekommen und erschrack jetzt fast über meine lange Rede. Doch hatte mir Goethe mit etwas geneigtem Haupte und nachdenklichem Blick aufmerksam und, wie ich mir schmeichle, nicht ohne Interesse zugehört, blieb auch, nachdem ich innehielt, einen Augenblick sinnend stehen. Plötzlich ging er an den

Flügel, der in dem Empfangszimmer ſtand, öffnete ihn und ſagte: „Machen Sie mir das vorgeſchlagene Experiment gleich ſelbſt! Was man deducirt, muß man, wenn's wahr und klar iſt, auch durch Thatſachen erhärten können.“ — Ich ſpielte zuerſt das Accompagnement eines Zelter'ſchen Liedes, dann, wenn ich mich recht erinnere, das zu Klärchens aus „Egmont“: „Trommeln und Pfeifen“, und endlich die Melodien zu beiden. „Gut!“ ſagte Goethe, nachdem ich geendet, „die Welt bleibt nun einmal nicht ſtillſtehen, wenn uns ihr Weiterſchreiten auch zuweilen aus der Gewohnheit reißt und uns unbequem wird; denn ich will Ihnen nicht verhehlen, daß mich Ihre Beiſpiele nicht ſo getroffen haben, als ich von Ihrem neuen Princip erwartete, das auch gelten mag, wenn es die Muſik überhaupt erfüllen kann. Aber darin liegt für euch Jüngere eben der gefährliche Dämon: Ihr ſeid ſchnell fertig mit der Creirung neuer Ideale, und wie ſteht's mit der Ausführung? Ihre Forderung, daß jede Stimme etwas ſagen ſoll, klingt ganz gut, ja, man ſollte meinen, ſie müßte ſchon längſt jedem Componiſten bekannt geweſen und von ihm ausgeübt worden ſein, da ſie dem Verſtande ſo nahe liegt; aber ob das muſikaliſche Kunſtwerk die Durchführung dieſes Grundſatzes vertragen könne, und ob dadurch nicht andere Nachtheile für den Genuß an der Muſik entſtehen, das iſt eine andere Frage, und Sie werden wohl thun, wenn Sie dieſelbe fleißig nicht bloß durchdenken, ſondern auch

durchexperimentiren. Es giebt Schwächen in allen Künſten der Idee nach, die aber in der Praxis beibehalten werden müſſen, weil man durch Beſeitigung derſelben der Natur zu nahe kommt, und die Kunſt unkünſtleriſch wird."

Dieſen Gedanken verſtand ich nicht; ich wagte daher zu ſagen: Wenn mich Excellenz doch würdigen wollten, dieſen Ausſpruch durch einige erklärende Worte meinem Verſtändniß näher zu bringen! — „Es findet ſich wohl ſpäter einmal Gelegenheit," verſetzte Goethe; „einſtweilen denken Sie ſelber darüber nach. Nichts übt den Geiſt mehr, als das Bemühen, Räthſelhaftes zu ergründen: man kommt dabei auf Dinge, die man auf gebahntem Wege nach einem klaren Ziele nicht gefunden haben würde." Und indem er eine freundliche Kopfbewegung machte, die mir ſagte, daß ich entlaſſen ſei, ſetzte er noch hinzu: „Vergeſſen Sie nicht, mich nach Ihrer Rückkehr von Berlin zu beſuchen."

Ich verſprach's, drückte meinen innigſten Dank für ſeine Güte ehrfurchtsvoll aus und empfahl mich.

753.

1820, 26. April.

Mit Joſeph Sebaſtian Grüner.

Am 26. April 1820 kam Goethe nach Eger und ſchickte ſeinen Reiſepaß zur Vidimirung nach Karlsbad auf das Egerer Polizeiamt, welches ich damals als

Magiſtratsrath zu verwalten hatte. . . . . Da ich den großen Mann aus ſeinen Werken kannte, glaubte ich ihm meine Ehrfurcht darbringen zu ſollen, und ließ mich durch ſeinen Bedienten Stadelmann melden. Ich wurde ſogleich vorgelaſſen, und nachdem ich Goethen mit großer Ehrerbietung den vidimirten Reiſepaß überreicht hatte, richtete er an mich verſchiedene Fragen, die auf den Kammerberg, und auf die Kleidertracht, Sprache und Geſchichte des Egerlandes Bezug hatten. In Betreff des Kammerberges erzählte ich, daß der Kreishauptmann Baron Erben zu Elbogen Einleitung getroffen habe, um mit einem Verſuchsſchachte niederzugehen, wozu auf der Fläche des zu Straßenſchotter ausgegrabenen großen Raumes, ehemals Zwergloch genannt, der Ort angewieſen wurde, und bemerkte, daß ich, falls Se. Excellenz es wünſche, das Reſultat dieſer Nachforſchung über das, was in der Tiefe gefunden worden, vorlegen könne.

In Betreff des Egerlandes und ſeiner Bewohner bemerkte ich, daß ich ſeit meiner Anſtellung als Magiſtrats- und Criminalrath zu Eger, nämlich ſeit 1807, mich mit den älteſten Landeseingeborenen über ihre Sitten und Gebräuche, ihre Haus- und Landwirthſchaft beſprochen, auch die Pfarrer und Schullehrer hierüber vernommen, und darüber ein eigenes Werkchen verfaßt hätte. Müßte ich nicht befürchten, ſagte ich, die koſtbare Zeit damit zu rauben, ſo würde ich mir die Freiheit nehmen, dieſe Zuſammenſtellung zum Durchblättern anzubieten.

„Sie machen mir damit viel Vergnügen," erwiderte Goethe, „und es war löblich von Ihnen, so zu verfahren; denn wenn man in Ihrem Wirkungskreise auf seine Untergebenen erfolgreich und wohlthätig wirken will, so ist es zweckmäßig, sich zu bestreben, sie näher kennen zu lernen. Wie Sie wissen," äußerte er weiter, „reise ich nach Karlsbad, daher behalte ich mir vor, auf der Rückreise das Nähere mit Ihnen zu besprechen. Erhalten Sie mich in freundlichem Andenken," — worauf Goethe von meinen herzlichen Wünschen begleitet nach Karlsbad abfuhr.

Goethes Persönlichkeit machte auf mich einen unbeschreiblich tiefen und angenehmen Eindruck; seine Gestalt, der Ton seiner Stimme, sein freundlich sich herabneigendes Benehmen, das zugleich Zutrauen und Ehrfurcht einflößte, weckten in mir eine wahre Sehnsucht nach dem baldigen Erscheinen des Tages seiner Rückkehr.

754.

1820, 28. Mai.

Mit Grüner.

Am 28. Mai 1820 traf Goethe wieder in Eger, von Karlsbad kommend, ein . . . und ließ mich durch seinen Bedienten Stadelmann zu sich einladen. Sein äußerst freundliches Entgegenkommen begeisterte mich noch mehr für den großen Mann; er begrüßte mich

mit den Worten: „Was hat uns der problematische Kammerberg gebracht? Was machen die Egerländer? Wir haben viel, lieber Freund, und über manches uns zu besprechen.“

— — — — — — — — — — —

Goethe fuhr dann mit Grüner nach dem Kammerberg.

Auf Goethes, dessen Wißbegierde bewunderungswürdig war, Fragen konnte man mit den Antworten in keine Verlegenheit kommen, weil sie so gestellt waren, daß man sie vollkommen nach Verhältniß des Standes und Wirkungskreises beantworten konnte. Mir war es um so leichter, ihm die gewünschten Aufklärungen über das Egerland zu geben, weil ich seit dem Jahre 1807 als Magistrats- und Criminalrath in Eger diente, und in dieser Zeit das Stadtarchiv und auf jenes Bezug nehmende Bücher und Correspondenzen durchforscht hatte.

Hinsichtlich der Stadt Eger erzählte ich ihm, daß das Kastell mit dem Römerthurm wahrscheinlich zur Entstehung derselben Anlaß gegeben habe, da in dessen Nähe ein Gäßchen noch immer die Amöney-Gasse heißt, welches die Wohnungen der Ministerialen in sich begriffen hatte, weil ferner alle Chroniken übereinstimmen, daß auf dem Johannesplatze die alte Pfarrkirche stand, und das alte Rathhaus, das umbaute sogenannte Wagnerhaus Nr. 258, in der Nähe der Burg war.

Ferner trug ich in Kürze vor, daß Eger als eine in der Pfalz gelegene deutsche Reichsstadt angesehen

wurde, die einen freien Adler im Wappen führte, welcher aber, weil Kaiser Ludwig der Baier die Stadt 1315 an König Johann von Böhmen verpfändete, verkarcerirt, d. h. mit breiten weißen und rothen Streifen bis an den Hals, mit etwas herausragenden Flügeln, umgeben wurde, welches Stadtwappen noch heutigen Tages besteht. Die Stadt gab sich ihre eignen Gesetze, Zoll- und Schröderordnung, der Senat bestand aus 100 Mitgliedern, wovon 67 aus der bürgerlichen Gemeinde, welche nur bei außerordentlichen Anlässen, z. B. bei Ausschreibung öffentlicher Abgaben zusammenberufen wurden. Sie hatte ihr Arsenal und Militär, schrieb Kloh-, Bern- und Umgeldsteuer aus, bezog Brücken- und Pflasterzoll, die Trankſteuer, Mauth und das Stempelgefälle. Wenn die Kaiser oder Könige Geldaushülfe zu Kriegen brauchten, so wurden an Stadt und Kreis Postulate gestellt, über welche auf dem Egerer Landtage, bei welchem k. k. Commissarien erschienen, verhandelt wurde.

Diese Rechte hat Kaiser Joseph II. von der Gemeinde mit Geld abgelöst, hat auch den Magistrat anders eingerichtet, welcher von da an bis auf die neueste Zeit aus sechs aus der politischen, judiciellen und Criminalgesetzgebung geprüften Räthen, einem geprüften Bürgermeister und zwei Secretären bestand.

Das Egerland für sich genommen verursachte dem Criminalamte wenige Geschäfte; denn dasselbe lieferte seit 1807 nur drei angesessene Bauern als Verbrecher.

Der Eine hatte im Trunke einem Menschen die Bierkanne an den Kopf und damit todtgeschlagen; der andere hatte zu Pfingsten, wo junge Burschen zum Scherz geräuchertes Fleisch aus den Rauchfängen stehlen, andere Dinge diebisch mitgenommen; der dritte endlich hatte einen Bauernhof vorsätzlich in Brand gesteckt und zwar aus folgender Veranlassung. Er hatte sich einen lebenslänglichen Auszug oder Unterhalt bedungen, dieses Recht aber nicht bücherlich eintragen lassen. Der neue Besitzer seines Hauses gerieth in Schulden, dasselbe wurde im Executionswege verkauft, und der Käufer, der den an die Gläubiger verwiesenen ganzen Kaufschilling zu bezahlen hatte, weigerte sich den Auszug ihm zu verabfolgen. Nach vergeblichen Bitten um Ausfolgung des Auszuges und in große Noth gerathen, drohte der unglückliche Auszügler mit Brandlegung, führte die Drohung aus, und wurde zu lebenslangem schweren Kerker verurtheilt. Er zeigte große Reue über sein Verbrechen, und starb schon im ersten Jahre seiner Haft.

Goethe sagte: „Es ist ein wackeres abgeschlossenes Völkchen. Ich habe die Egerländer wegen ihrer beibehaltenen Kleidertracht, die ich in früheren Jahren wahrnahm, lieb gewonnen. Sie haben mit den Altenburgern viele Ähnlichkeit. Ihr Manuscript über ihre Gebräuche wird mich daher sehr unterhalten, doch wünschte ich Ihre Meinung zu hören, wie es kommt, daß bei der angeführten Population so wenige Ver-

brechen verübt werden, was doch auffallend merkwürdig ist."

Meinem Dafürhalten nach, erwiderte ich, dürfte die Ursache theils in der Erziehung, theils in ihren Gebräuchen zu suchen sein; denn die Jugend wird zur Schule, zur Gottesfurcht und zur Arbeitsamkeit angehalten. Der Egerländer ist ein guter Christ, ein treuer Unterthan und Ehemann, ein sorgsamer, arbeitsamer Hausvater, und so haben die Kinder stets gute Beispiele vor Augen. Insbesondere glaube ich, daß ein Vorgang bei den Leichenbegängnissen auf sie einen tiefen und nachhaltigen Eindruck hervorbringt. Der Verstorbene bleibt nämlich in offenem Sarge in seiner Wohnstube ausgesetzt, um denselben stehen seine Angehörigen und Verwandte, auch Freunde und Nachbarn. Zu Häupten des Verblichenen hält der sogenannte Procurator, Leichenbitter, eine Anrede. Vor Allen stellt er Betrachtungen über die Vergänglichkeit des Lebens, auf den Todten hinweisend, an, und bemerkt, daß dieser nach dem Willen Gottes das Irdische habe verlassen müssen. Er muntert die Angehörigen zur Gottesfurcht, Eintracht und Arbeitsamkeit auf, nimmt im Namen des Verblichenen von Allen einen rührenden Abschied, bittet alle um Verzeihung, wenn er wissentlich oder unwissentlich jemanden beleidigt hätte, und fordert zur Versöhnung auf mit der nachdrücklichen Versicherung, daß, wenn sie bei ihren Handlungen und Unternehmungen immer Gott vor Augen haben, sie sich in jener

Welt wiederſehen werden. Der Anblick der Leiche, dieſe Anrede, alle Nebenumſtände wirken außerordentlich auf die Umſtehenden. Ich ſelbſt muß geſtehen, daß ich als unbetheiligter Zuſchauer gar oft zu Thränen gerührt worden bin. Der Eindruck iſt bleibend, und die Hinweiſung auf dieſen Vorgang genügt zumeiſt, einen Verirrten wieder auf den rechten Weg zu bringen.

Goethe, der mir aufmerkſam zugehört hatte, ſagte: „Sie haben recht! dieſer Vorgang muß auf den Landmann einen grenzenloſen Eindruck machen.“

Inzwiſchen waren wir an dem Kammerberg angelangt. Goethe ſtand mit verſchränkten Armen geraume Zeit unbeweglich, in tiefe Gedanken und Betrachtungen verſunken; endlich ſagte er: „Ich kann dieſem Hügel noch nichts Beſtimmtes abgewinnen.“

Verzeihen Ew. Excellenz, verſetzte ich, wenn ich, obwohl kein Naturforſcher, meine Anſicht auszudrücken wage. Ich bin der Meinung, daß dieſer Hügel durch einen Vulkanausbruch nicht entſtanden iſt, ſondern daß die Geſteine, wie ſie jetzt daliegen, durch ein unterirdiſches Feuer gebrannt wurden.

Ich brachte von der Anhöhe aus den oberſten Straten einige kleine, kaum zwei Loth ſchwere abgeſonderte Stückchen Lava, dann aus der nämlichen Linie der Straten, nur viel tiefer, große mehrere Pfund ſchwere Stücke und bemerkte:

Wenn der Ausfluß von oben aus dem Krater ge-

ſchehen wäre, ſo hätten ſich nach phyſikaliſchen Geſetzen die ſchwereren Stücke früher lagern müſſen; überdies ſind die Kanten wie die feinſten Nadeln ſpitzig, ſie hätten ſich bei der geringſten Bewegung abſtumpfen müſſen.

Goethe lächelte. „Freundchen," ſagte er, „wir ſind nicht ſo geſchwind damit fertig. Dieſer Kammerberg wird ſo lange problematiſch bleiben, bis er nicht von der Sohle des mir gezeigten feinen Glimmerſandes aufwärts gegen den vermeintlichen Krater bis zu Tage durchfahren ſein wird."

Goethe beſah den Verſuchsſchacht, beſtieg die Anhöhe, und betrachtete die Gegend und den Hügel aufmerkſam, worauf wir nach Eger zurückfuhren. Die von mir übergebenen Lavaſtücke wurden ſchichtenweiſe angemerkt, in Kiſten nebſt Anderem gepackt, und zur Überſendung nach Weimar dem damaligen Pächter der Franzensbader Mineralwäſſer, Hecht, empfohlen.

Vor der Abreiſe beſchenkte Goethe mich mit ſeinem am 1. Juli 1817 zu Jena geſchriebenen Werkchen, betitelt: „Zur Kenntniß der böhmiſchen Gebirge," und ſchrieb auf das Titelblatt:

„Herren Polizeirath Grüner zum freundlichen Andenken

Eger, am 28. Mai 1820.

Goethe."

755.

1820, Mitte Juli.

Mit Lobe.

Ich hatte nach Goethes Rath nicht allein auf der Reise, sondern auch in Berlin ein Tagebuch geführt, glaubte gehörig vorbereitet zu sein, und freute mich auf die Unterredung mit dem außerordentlichen Manne. Als aber der Tag kam, an welchem ich ihn sprechen sollte, überfiel mich mein altes Übel, die Schüchternheit, und stieg, je näher die Stunde rückte, in erschreckenden Graden. . . . . Aber auch diesmal verscheuchte der Zauber des Empfangs meine peinliche Verlegenheit. Ohne auf eine Eintrittsformel von meiner Seite zu warten, begann Goethe sogleich: „Ich habe gute Nachrichten über Ihr Auftreten in Berlin erhalten. Zelter spricht sich sehr anerkennend über Ihre Leistungen als Virtuos und Componist aus und findet den Beifall, den Sie gefunden, vollkommen gerechtfertigt. Ich gratulire.“ Und als ich auf diese gütige Rede mit Nichts als einer stummen Verbeugung zu antworten wußte, fuhr er mit der Frage fort, wie es mir zu Muthe gewesen, als ich vor dem fremden Publikum der großen Stadt erschienen.

Ich erwiderte, daß ich den ganzen Tag und bis zum Heraustreten auf die Bühne die schrecklichste Angst empfunden habe, als aber das Orchester das Tutti begonnen, mir der Muth plötzlich gekommen sei wie den Soldaten in der Schlacht.

„Ja“, sagte er lächelnd, „die Natur reagirt nicht blos gegen die leibliche Krankheit, sondern auch gegen die geistigen Schwächen; sie sendet in der steigenden Gefahr stärkenden Muth. Die Kriegshelden mögen besonders davon zu erzählen wissen. Wie war Zelter?“ fragte er.

Ich erzählte, daß ich mich eines außerordentlich freundlichen Empfangs von ihm zu erfreuen gehabt habe, wie freilich mit Excellenz gütiger Empfehlung zu erwarten gewesen. Doch sei mir in Berlin Angst vor dem Besuch gemacht worden; der — etwas derben Natur des Mannes wegen.

„Ja,“ sagte Goethe, „er hat sich bei den Berlinern in Respect zu setzen gewußt; er wird seine Gründe gehabt haben. Das Völkchen besitzt viel Selbstvertrauen, ist mit Witz und Ironie gesegnet und nicht sparsam mit diesen Gaben. Haben Sie diese Erfahrung auch gemacht?“

Ich bemerkte, daß mich meine Unbedeutendheit davor geschützt; denn außer einigen gutmüthigen Witzen hätte ich nichts dergleichen wahrgenommen, im Gegentheil überall freundliches Entgegenkommen gefunden.

„Ein Zeichen,“ sagte Goethe, „daß Sie mit Bescheidenheit aufgetreten sind. Berichten Sie mir zuerst, welche Stücke Sie in Berlin gesehen.“ Er setzte sich und bedeutete mir, dasselbe zu thun, woraus ich mit geheimer Freude schloß, daß er zu einer längern Unter-

haltung geneigt sei. Erst nach wiederholter Einladung nahm ich gegenüber auf einem Stuhle Platz.

Ich nannte „Ferdinand Cortez", „Emilia Galotti", „Deodata" von Kotzebue, mit Chören, Liedern u. s. w. von Anselm Weber, „Die Zauberflöte", worin Unzelmann den Papageno gegeben, „Die Entführung aus dem Serail", Unzelmann als Pedrillo, „Die falsche Prima Donna" und „Das letzte Mittel". Auch dem Concert eines Klaviervirtuosen habe ich beigewohnt.

„Wie sind Ihnen die Schauspieler nnd Sänger im Verhältniß zu den unserigen erschienen?"

Ich habe, erwiderte ich, im Ganzen keinen Unterschied gefunden. In den Stücken, die ich gesehen, waren die Fächer alle mit geschickten Leuten besetzt, eine hervorragende Größe, als welche mir Iffland in seinen Gastdarstellungen bei uns erschienen ist, befand sich nicht darunter. Doch glaube ich eine Eigenschaft der Berliner Künstler hervorheben zu müssen, deren Mangel an den unserigen mir durch den Vergleich mit jenen erst aufgefallen ist.

„Welche?" fragte Goethe.

Mehr Plastik in den Stellungen und Bewegungen aller dortigen Darsteller. Der Anblick der von ausgezeichneten Tänzern ausgeführten großen Ballete mag wohl günstigen Einfluß ausüben.

„So ist es," sagte Goethe. „Da aber dieses Bildungsmittel für äußere anmuthige Repräsentation nur an wenigen Bühnen vorhanden sein kann, so sollten

alle, welche sich der Schauspielkunst widmen wollen, vorher tüchtige Tänzer, Fechter werden, vor allem sich im Zeichnen und Malen üben."

Ich bemerkte dazu, daß mir der Mangel jener Plastik an unserm Unzelmann, als ich ihn mit den Berliner Schauspielern habe agiren sehen, ganz vorzüglich und fast widerwärtig, besonders sein watscheln-der Gang, aufgefallen sei, daß ich dagegen an Wolff diesen Abfall nicht bemerkt, und er sich in dieser Hinsicht in Berlin wohl gebessert habe.

„Das letztere ist ein Irrthum," sagte Goethe, „Wolff war von Haus aus eine noble Natur und er brachte edle und anmuthige Körperhaltung schon mit, als er bei uns die Bühne betrat. Zudem zog ihn sein ernstes Wesen mehr zum Tragischen. Der Komiker, und zu solchem besitzt Unzelmann allein Talent, ist mehr auf groteskes Figurenspiel angewiesen. Welche Vorstellung", fragte er darauf, „hat Ihnen am besten gefallen?"

Dem Musiker, versetzte ich, „Ferdinand Cortez."

„Erzählen Sie mir davon", sagte Goethe.

Ich muß mir zu bemerken erlauben, daß es die erste Vorstellung war, die ich in Berlin sah. Den mächtigen Eindruck kann ich Euer Excellenz freilich nicht beschreiben. Alles war mir neu, und Alles erschien in einer Größe und Vortrefflichkeit, die ich bis dahin nicht geahnt hatte.

„Begreifen Sie darunter auch die Ausführenden,

oder nur die reichere und glänzendere äußere Ausstattung?“ fragte Goethe.

Bei uns, erwiderte ich, sind die Hauptfächer besser besetzt. Unser Bassist Stromeier und unsre Sängerin Frau v. Heigendorff stehen im Gesange, letztere auch im Spiel höher. Den Schmelz unseres Tenoristen Moltke habe ich ebenfalls nicht wiedergefunden. Unser Orchester darf sich wohl auch mit jedem andern in der exacten Ausführung messen. Aber die numerische Stärke der Berliner, verbunden mit der vortrefflichen Ausführung unter Spontini, der sein Werk selbst dirigirte, ergriffen mich wunderbar. Das Orchester war mit dreißig Violinen, zehn Celli, sieben Contrabässen, sechs Klarinetten u. s. w. besetzt. Als Spontini erschien, in dem überfüllten Hause eine lautlose Stille eintrat, und auf einen Wink des Kommandostabes die ganze Orchestermasse mit dem Thema der Ouvertüre in kriegerischen Enthusiasmus ausbrach, stürzten mir die Thränen aus den Augen, ja ich schluchzte so, daß ich das Taschentuch vor das Gesicht halten und den Kopf hinter die Brüstung der Gallerie zurückziehen mußte, da die Nebensitzenden verwundert auf mich sahen.

Goethe lächelte und sagte: „Solcher Natur sollten alle vor der Bühne sein, dann würde sich der Künstler seiner gelungenen Mühen freuen. Das Glück jener Stunden zeigt sich jetzt noch in Ihren Augen.“

Ich schlug bei diesen Worten des Dichterfürsten die Augen beschämt zu Boden; denn ich hatte hastig und

mit verstärkter Stimme gesprochen, und glaubte in seinen Worten und Mienen eine leise Ironie über meine Darstellung zu bemerken.

Goethe mochte wohl errathen, was in mir vorging; denn er fuhr mit Freundlichkeit fort: „Es ist das beneidenswerthe Glück der Jugend, die Eindrücke in aller Frische und Kraft zu empfangen und zu genießen. Bei zunehmender kritischer Erkenntniß versiegt allgemach die Quelle jener ungetrübten Freuden. Jeder Mensch ist ein Adam; denn jeder wird einmal aus dem Paradiese — der warmen Gefühle vertrieben."

Mit Ausnahme der wenigen Glücklichen, wagte ich, mich ehrfurchtsvoll vor Goethe verbeugend, hinzuzusetzen, die Weisheit sammelten und sich doch die Gefühle der Jugend ungeschwächt erhalten.

Ich hätte diese meine jugendliche plumpe Äußerung gegenüber dem größten und gefeiertsten Geiste des Jahrhunderts gern in das Meer der vergessenen Dummheiten versenkt; da sie aber Veranlassung giebt, einen kleinen Beitrag zur Charakteristik dieses außerordentlichen und auch jetzt noch in mancher Beziehung verkannten Mannes zu liefern, so habe ich sie nicht verschweigen wollen. Goethe ließ mein albernes Compliment an sich vorübergehen, ohne durch Wort oder Miene Mißfallen kund zu geben, ... und fragte, als hätte er es gar nicht vernommen, was ich über die theatralische Darstellung der Oper weiter zu berichten wisse.

Ich schilderte ihm ausführlich die Pracht der De-

corationen, den Reichthum, die geſchickten und anmuthigen Evolutionen des eingewebten Ballets, die der Natur treu nachgeahmte Anordnung und Ausführung des Sceniſchen, den Zug z. B. der Krieger des Cortez bei Nacht über das Gebirge, Fußvolk, Reiterei, Artillerie u. ſ. w.

Goethe hörte aufmerkſam zu, ſeine ſinnenden Augen ſchienen auf die fernen Gegenſtände ſelbſt zu ſehen, und ſeine freundlichen Züge drückten Freude an den bunten Bildern aus, die meine Schilderungen an ſeiner Einbildungskraft vorüber führten.

Als ich geendet hatte, äußerte er: „Ja, das iſt der Vortheil reicher Mittel, daß die Intentionen der ſchaffenden Künſtler die würdige Ausführung finden können, während bei einer kleinen Bühne die Phantaſie des Anordners überall durch knappen Raum beſchränkt wird, mit einem Dutzend Soldaten große Schlachten, Volksſcenen, mit gewendeten und umgeflickten Gewändern neue Coſtüme, mit einer vorhandenen vaterländiſchen Walddecoration die Pracht einer tropiſchen Vegetation darſtellen muß. Indeſſen die Sache hat auch ihre Nachtheile. Was hat Ihnen an Spontini's Muſik vorzüglich gefallen?“

Ich erwiderte, daß mich zunächſt die außerordentliche Kraft, die ſüdliche Gluth, Wahrheit und Plaſtik des Ausdrucks mächtig ergriffen habe.

„Was verſtehen ſie unter Plaſtik des muſikaliſchen Ausdrucks?“ fragte Goethe.

Den bestimmten Anschlag und das Festhalten eines jeden Gefühls im Ganzen und jeder Regung im Einzelnen, erwiderte ich. Ist z. B. die Zärtlichkeit zu schildern, so ist sogleich mit dem ersten Takte die Zärtlichkeit da, und so lange diese Empfindung dauert, ist jede Note und jeder Klang, sind Zeichnung und Colorit, Melodie und Begleitung ohne das Hereinschimmern einer andern Gemüthsfarbe vorhandeu. Tritt kriegerischer Muth auf, so verkünden ihn die ersten Töne und Klänge auf's Bestimmteste und Schärfste. Und so fließt nirgends etwas Unbestimmtes ein, jedes ist ganz, was es seiner Natur nach sein soll und muß.

„Ich habe das bei der „„Vestalin"" allerdings auch empfunden," sagte Goethe.

Zu dieser Plastik, fuhr ich fort, trägt außerordentlich viel bei die Kürze, Gedrängtheit und Einfachheit der Construction aller einzelnen Gedanken, sowie der ganzen Form. Es sind die einfachsten, die man sich denken kann.

„Das mag sein," sagte Goethe. „Gleichwohl kann ich nicht läugnen, daß die Musik zur „„Vestalin"" mir zu geräuschvoll erscheint, und mich bald ermüdet. Empfinden Sie das nicht auch bei seiner Musik?"

In den ersten Proben, versetzte ich, kam mir das Gefühl. Es verschwand aber bald, und jetzt erscheint mir die Instrumentation nicht mehr zu geräuschvoll, sondern nur als ein saftiges und blühendes Colorit.

Auch Mozart's Musik wurde im Anfang für überladen erklärt, was doch jetzt niemand mehr findet.

„Es muß doch aber eine Grenze geben," sagte Goethe, „über die hinaus man nicht gehen kann, ohne dem Ohr unerträglich zu werden."

Die giebt es ganz gewiß, versetzte ich, allein daß ein großer Theil der Hörer jetzt schon die Spontinische Musik verträgt, dürfte beweisen, daß sie diese Grenze noch nicht überschritten hat.

„Es mag so sein," sagte Goethe; „doch fahren Sie fort in Ihrem Referat. Was haben Sie mir von „„Emilia Galotti"" zu berichten?"

Das war eine schreckliche Vorstellung für mich, versetzte ich.

„Wie das?" fragte Goethe.

Das Publikum, fuhr ich fort, führte zu dem Trauerspiel auf der Bühne ein Lustspiel auf, das mir das Herz zerriß. Es gastirte ein Wiener Schauspieler als Marinelli. Er schien die Rolle nicht schlecht zu spielen; allein er sprach im Wiener Dialect und dazu auch, als habe er — den Schnupfen. Kaum hatte er angefangen zu sprechen, so wurde das Auditorium unruhig; bald fing man an zu scharren, zu lachen, und dies wiederholte und steigerte sich bei jedem Auftreten des Unglücklichen, so daß er zuweilen durch den Rumor gänzlich unterbrochen wurde. Kam von den mitspielenden Personen eine Äußerung auf Marinelli vor, die auf den Gast bezogen werden konnte, so geschah's vom

Publikum. So bei den Worten der Gräfin „Armer Sünder!“ wo ein allgemeines Gelächter und Bravorufen ausbrach. Der Arme fiel dann gänzlich aus seiner Rolle, schlug die Augen wehmüthig beschämt zu Boden und faltete wie um Mitleid bittend die Hände. Ich konnte das Elend nicht mit ansehen, verließ das Schauspielhaus und fragte mich verwundert, ob ich in Berlin im königlichen Schauspielhause gewesen sei!

„Nun ja,“ sagte Goethe, „und weil wir die Rohheit und Rücksichtslosigkeit der Menge kennen, und um solche Scandale zu vermeiden, alle Mißfallensbezeigungen bei uns nicht dulden, wirft man uns Beschränkung der Freiheit vor. Der ausbleibende Applaus ist Demüthigung genug für den Künstler.“

Hier fuhr ich etwas keck mit der Bemerkung heraus, daß, wenn ich zu befehlen hätte, auch keinerlei Art von Beifallzeichen gegeben werden dürfe; denn es werde alle Illusion und Stimmung, in welche mich Dichter und Darsteller versetzt, durch das Händeklatschen und Bravorufen zerrissen. Auch auf den Schauspieler äußere es einen nachtheiligen Einfluß; denn er müsse, um den Applaus hervorzurufen, Mittel anwenden, die oft mehr auf die Masse der Zuschauer berechnet seien, als aus dem Wesen der Rolle hervorgehen. Die meist outrirten Abgänge zeigen das.

Der letztere Grund schien Goethe zu gefallen; er nickte beifällig mit dem Haupte. Doch bemerkte er dazu: „Es wäre wohl gut, wenn diese Sitte von Haus

aus nicht beſtünde; da ſie aber einmal vorhanden, ſo iſt ſie nicht mehr ohne Nachtheil zu beſeitigen. Der Schauſpieler iſt daran gewöhnt und bedarf ihrer als Sporn; er würde ohne Hoffnung auf dieſen hörbaren Lohn ermatten."

Übrigens, ſetzte ich hinzu, habe ich bei dieſer Gelegenheit bemerken können, in welcher Achtung Wolff bei den Berlinern ſteht. Er ſpielte den Grafen Appiani. Mochte der Tumult noch ſo arg ſein, ſobald Wolff erſchien, trat allgemeine Stille ein, und rauſchender Applaus erſchallte bei ſeinem Abgange.

„Das," ſagte Goethe, „ſöhnt mich einigermaßen wieder mit den Berlinern aus. Die Gewalt einer edlen Natur iſt freilich groß. Und ich habe noch keinen zweiten Schauſpieler geſehen, der durchgängig ſich eine ſolche Würde in allen ſeinen Rollen bewahrt hätte, als Wolff. Selbſt in der Darſtellung der gemeinſten Charaktere ſchimmerte bei aller Wahrheit der ihm angeborene Adel ſeines Weſens durch. Sprachen Sie nicht auch von „„Deodata""?" frug Goethe weiter. „Welchen Eindruck machte das Kotzebue'ſche Ritterſtück auf Sie?"

Einen dramatiſchen Genuß habe ich davon ganz und gar nicht gehabt. Da aber Ew. Excellenz verlangt haben, daß ich meine Gedanken unverhohlen ausſpreche, ſo muß ich zu meiner Schande geſtehen, daß mir an dieſem Abende die Bedeutungsloſigkeit des Stückes faſt willkommen war; denn da mich kein Intereſſe an die

Handlung fesselte, konnte ich meine ganze Aufmerksamkeit auf die Scenerie richten, deren Pracht noch weit über die im Cortez hinausging. Es war kein dramatischer, aber ein vollkommener Panoramengenuß. Eine Mondscheinscene im Walde z. B. war von einer Vortrefflichkeit, daß ich ganz und gar nur Auge war und kaum weiß, was dabei auf der Scene vorgegangen ist. Die Eroberung und Verbrennung einer Burg erschien mir als das Vollkommenste, was die Bühne zu leisten fähig sei. Ich wäre daher auch nicht im Stande, Ew. Excellenz eine Relation des Inhaltes dieses Schauspiels zu geben.

„Ich finde das sehr natürlich," äußerte Goethe, „aber auch sehr bedauerlich. Die guten Leute bedenken nicht, wohin die übermäßige äußere Pracht zuletzt unausbleiblich führen muß: das Interesse für den Inhalt wird geschwächt und das Interesse für den äußeren Sinn an dessen Stelle gesetzt. Doch es wird sicherlich auch wieder eine Reaction eintreten. Ich werde es freilich nicht erleben, vielleicht Sie nicht. Erst müssen die Decorationsmaler und Maschinisten dem Publicum nichts Neues mehr bieten können, das Publicum von dem Prunk bis zum Ekel übersättigt sein, dann wird man zur Besinnung kommen und das jetzt zurückgedrängte Ächte wieder hervorgeholt, auch gutes Neues hinzugeschaffen werden."

Kommt es so, wie Ew. Excellenz sagen, bemerkte ich, so bleibt doch die Lectüre für jeden übrig, der

sich nicht in den Pfuhl des Gemeinen mit stürzen will.

„Ja," sagte Goethe, „die Buchdruckerkunst ist ein Factor, von dem ein zweiter Theil der Welt- und Kunstgeschichte datirt, welcher von dem ersten ganz verschieden ist; daher wir auch mit Folgerungen aus dem ersten auf den zweiten Theil nicht mehr auskommen."

Dieser Gedanke überraschte mich durch seine für mich gänzliche Neuheit. Ich erwartete gespannt eine Erörterung desselben. Leider ging Goethe gleich zu weiteren Fragen über die andern von mir genannten Stücke über, und ich konnte nichts thun, als die neue Ansicht in mir festhalten, um sie gelegentlich selbst weiter zu untersuchen.

„Wie war," fragte Goethe, „die Musik, von Anselm Weber zu „„Deodata""?"

Sie schien mir, antwortete ich, dem Sujet angemessen und durchaus in dem Totalton des Ritterthums gehalten zu sein.

„Danach," sagte Goethe, „wäre ja Weber unter die größten Componisten zu zählen. Nichts setzt eine stärkere Phantasie und Dichtungskraft voraus, als den Schein eines dem Stoff entsprechenden Totaltones über ein ganzes Werk zu verbreiten."

Ich habe jedoch, sagte ich, bei dieser Gelegenheit die Bemerkung gemacht, daß diese große Eigenschaft einem Kunstwerke unter gewissen Umständen ohne

alles Verdienst von Seiten des Künstlers eingeprägt werden kann.

„Wie das?“ fragte Goethe.

Anselm Weber's Stil, wenn ich nicht lieber sagen soll Manier, erwiderte ich, ist eine Nachahmung des Gluck'schen, Reichardt'schen, überhaupt der älteren Meister. Seine Musik zu dem Ritterstücke scheint aus dem glücklichen Umstande hervorgegangen zu sein, daß seine künstlerische Subjectivität mit dem Gegenstande zusammentraf. Seine Manier hat von Haus aus etwas Alterthümliches. Er würde der modernsten Handlung denselben musikalischen Totalton geben müssen und sich keineswegs in einen andern umstimmen können.

„Das mag wohl sein,“ sagte Goethe. „Und was haben Sie von dem „„Letzten Mittel““ [von Frau v. Weißenthurn] zu berichten?“

Fast etwas Ähnliches, erwiderte ich, wie von der Weber'schen Musik. Es war die vollkommenste theatralische Vorstellung, die ich in meinem Leben gesehen habe, bis auf die kleinste Rolle vollkommen. Obwohl ich nun außer Wolff keinen der anderen Mitspieler jemals gesehen hatte, so kann ich doch nicht annehmen, daß alle gleich große Schauspieler sein sollten. Ich glaube daher annehmen zu müssen, daß ein besonders günstiger Zufall jeder Rolle die dafür geeignetste äußerliche Persönlichkeit sowohl als auch die innere Subjectivität zugetheilt habe, wodurch eine seltene Natürlichkeit durchgängig in das Ganze kam.

„Das ist eine gute Bemerkung," sagte Goethe. „Solche glückliche Zufälle giebt es allerdings, nur gehören sie leider unter die seltenen Ausnahmen."

Obwohl ich an Goethe noch keine Ermattung des Interesses an der Unterhaltung spürte, besorgte ich doch schon längere Zeit, ihn zu langweilen; ich bemühte mich daher, meine Referate immer kürzer zu machen und überging deshalb manches. Als er nach der „Zauberflöte" fragte, bemerkte ich darüber und über „Die Entführung aus dem Serail" blos, daß in diesen beiden Opern theatralische Ausstattung wie Spiel und Gesang ungleich schlechter als bei uns ausgefallen seien. Unzelmann, der in ersterer als Papageno, in letzterer als Pedrillo gastirt, habe keinen besondern Erfolg errungen. Auch sei das Orchester weit geringer besetzt gewesen, als bei der Spontinischen Oper. Beide Werke seien gegen die anderen Vorstellungen, die ich gesehen, auf's Äußerste abgefallen. Das Ärgste aber, was mir in künstlerischer Hinsicht vorgekommen, habe ich in dem Conzert eines Clavierviruosen erlebt.

Hier verlangte Goethe eine ausführliche Schilderung, um sich, wie er sagte, den Zustand genau vergegenwärtigen zu können.

Ich schalte hier ein, daß ich Goethe die Namen der bei dem Conzert Betheiligten nannte, sie aber aus Gründen, die man billigen wird, hier verschweige. Daß das Concert, begann ich, von keiner berühmten Künstlerautorität ausging, wußte ich. Der Concertgeber ist

ein außer Berlin ganz unbekannter Clavierlehrer schon in vorgerückten Jahren. Das Local war ein länglicher, schmaler Saal, dessen eine Hälfte das Orchester, die andre Hälfte ein nicht sehr zahlreiches und wie mir schien auch nicht sehr gewähltes Auditorium einnahm. Das Erste, was mir unangenehm auffiel, war ein nonchalantes, fast geringschätzendes Benehmen des Dirigenten (ein königlicher, jetzt verstorbener Musikdirector). Wie ein Pfau stolz vor dem Publicum hin- und herschreitend, präludirte er auf seiner Violine wohl eine Viertelstunde ganz laut. Nach der ziemlich mittelmäßig ausgeführten Ouvertüre trat eine Dilettanten-Sängerin vor in einer solchen Angst, daß die Notenpartie in ihren Händen sichtbar zitterte. Obgleich ihre Stimme nicht übel war, so vermochte das arme Wesen doch keinen Ton natürlich hervorzubringen. Sie tremolirte durchgängig und so auffallend, daß es zuweilen in förmliches Meckern überging. Sie mochte sonst eine den Berlinern bekannte achtbare Person sein; denn das Publicum ließ sich die Production gefallen und applaudirte sogar ein wenig am Schlusse. Ich habe in meinem Leben keinen komischeren Vortrag gehört, und nur das Mitleid mit der Armen hat meine Lachmuskeln in Ruhe gehalten. Hierauf setzte sich der Concertgeber selbst an den Flügel und das Tutti zu einem Hummelschen Concert begann. Nach ungefähr 20 oder 30 Takten des ersten Solo's war er mit dem Orchester so vollständig zerfallen, daß — aufgehört und vom Solo

an noch einmal begonnen werden mußte. Mir fuhr der Schreck in alle Glieder, und ich glaubte, der Virtuos müßte vor Scham in Ohnmacht sinken. Aber nichts weniger. Er blieb ruhig, als sei das eine ganz natürliche Sache, kam auch ohne ein zweites solches Unglück durch, aber fast immer in Zwiespalt des Tempos mit dem Orchester. Und wie viel Noten er fallen gelassen oder falsch gegriffen, weiß ich nicht zu sagen. Als habe ein neckischer Kobold die Anordnung des Concerts behufs immer komischerer Steigerung übernommen, trat nun ein alter Bratschist mit Variationen auf. Hier triumphirte endlich die Komik. Der Mann arbeitete die nichtswürdige altmodische Composition mit einem solchen Aufwand äußerer burlesker Mimik und Gesticulation ab, daß ein ironisch donnernder Beifallssturm am Ende dieser Production gar nicht aufhören wollte, worüber der Alte sehr glücklich zu sein schien. Im zweiten Theil trat die Sängerin und nach ihr der Concertgeber in ähnlicher Weise wieder auf. Doch ich fürchte Excellenz zu langweilen, und —

„Nein," fiel Goethe ein, „fahren Sie fort! Kam denn gar keine gute Production zum Vorschein?"

Ein Virtuos machte eine schöne Ausnahme, und zwar auf meinem Instrumente. Er war ein ausgezeichneter Künstler.

„Nun," sagte Goethe, „da wünsche ich zu erfahren, in welchem Verhältniß Sie ihn zu sich gefunden haben."

Diese Frage that mir außerordentlich wohl; denn ich konnte daraus entnehmen, daß mir Goethe Selbstkenntniß und Ehrlichkeit zutraute.

Ich antwortete nach meiner innersten Überzeugung: In dem Firlefanz der Finger mag ich etwas mehr leisten können, in schönem Ton, mannigfaltigster Nüancirung, Schattirung und scharf ausgeprägtem Gefühlsausdrucke ist er mir unendlich überlegen, und hat meine Abneigung gegen mein Virtuosenthum nur noch mehr gesteigert. Es ist ein qualvoller Zustand, zu wissen und zu fühlen, wie ein Tonstück vorgetragen werden sollte, und dann doch etwas ganz anderes Matteres zum Vorschein zu bringen.

„Machen Sie nicht zu große Ansprüche an sich und täuschen sich selbst?" fragte Goethe. — Ich bitte um Verzeihung, Excellenz, erwiderte ich; von Täuschung kann nicht die Rede sein, wenn man an Andern bemerkt, daß sie haben, was einem fehlt. — „Wenn Sie glauben, sich richtig zu beurtheilen, so würde ich rathen, eine Thätigkeit aufzugeben, die Ihnen keine Befriedigung gewähren will." — Wenn es auf mich ankäme, erwiderte ich, so hätte ich das längst gethan. Zunächst hätte ich studirt.

„Hm!" sagte Goethe, „das alte Lied vom falschen Platze!" — Ich erschrack. — „Nein, nein!" sagte Goethe, der es bemerkte, gütig, „ich meine es im Ernst. Die Welt sähe anders aus, wenn ein jeder in sein ihm zusagendes Element käme. Das soll nun einmal nicht

sein. Nur Wenigen fällt dieses Loos." Goethe sprach noch einige Gedanken dazu aus, die ich indessen bei mir behalten will. Er äußerte sodann: „Ist Ihnen auf der Reise hin und zurück, sowie in Berlin selbst noch Bemerkenswerthes vorgekommen?" Wenig, erwiderte ich, und wohl kaum Etwas, das werth wäre, vor Ew. Excellenz angeführt zu werden. — „Erzählen Sie," sagte Goethe, „was Ihnen aufgefallen ist. Es giebt nichts Unbedeutendes in der Welt. Es kommt nur auf die Anschauungsweise an." — Ich bemerkte, daß mich Kriegsgeschichten sehr interessirten, und daß ich auf der Hinreise mehrfache Gelegenheit gefunden, pikante Specialitäten über die Kriege von 1806 und 1813 aus dem Munde von Augenzeugen zu erfahren. Goethe ließ sich die Erzählung mehrerer solcher Fälle gefallen. Ich übergehe sie hier, da sie nicht in diese Blätter gehören. Endlich frug er mich, ob ich Neigung zum Soldatenstande gehabt oder noch habe.

Niemals, erwiderte ich; im Gegentheil ist es mir unbegreiflich, wie irgend ein Mensch Lust dazu haben kann; Kriegsgeschichten dagegen lese und höre ich mit großer Begierde. Goethe äußerte dazu: „So kann einem also eine Sache zugleich widerwärtig und angenehm sein: widerwärtig, wenn man sie selbst unternehmen soll, angenehm, wenn man sie an anderen wahrnimmt. Wer diese Doppelgabe am ausgebreitetsten besitzt, ist der Glücklichste in dieser Welt. Er kann

niemals ohne Intereſſe ſein, folglich niemals Langeweile empfinden."

Es wurde mir bei dieſer Rede plötzlich klar, was mir bisher nur dunkel vorgeſchwebt hatte, woher nämlich der ungeheure Reichthum Goethes an ſentenziöſen Gedanken rühre. Jedenfalls aus ſeiner von Jugend auf angenommenen Gewohnheit, über jede, auch die geringfügigſte Erſcheinung Betrachtungen anzuſtellen und irgend einen Allgemeingedanken daraus zu abſtrahiren. Daher die Unzahl von Betrachtungen in ſeinen Schriften, von denen wir glauben, wir hätten ſie ebenſo gut finden können, weil ſie ſo natürlich und überzeugend erſcheinen. Daß wir ſie aber, einmal geleſen, niemals wieder aus dem Gedächtniß verlieren, liegt in einem zweiten Grundſatz, den er ſich gegeben: jedem Gedanken die klarſte, anmuthigſte, gefälligſte Form zu verleihen. Nun verſtand ich auch recht den Rath, den er mir in der erſten Unterredung gegeben: über alles, was mir vorkomme, Betrachtungen anzuſtellen! Ja wenn er zu dieſem Rathe auch ſeinen wunderbar hellen, durchdringenden Blick und ſcharfſinnigen Geiſt hätte mittheilen können! Es erklären ſich aus dieſen Abſtraktionen von jedem einzelnen concreten Falle aber auch die ſcheinbaren Widerſprüche, denen wir zuweilen in ſeinen Schriften begegnen.

Das Geſpräch hatte bereits ſo lange gedauert, und noch war mir's nicht gelungen, Goethe an die räthſelhafte Äußerung zu erinnern, die er mir am Ende ſeiner

erſten Unterredung zum eigenen Weiterbedenken auf den Weg gegeben. Aber auch heute ſollte ich nicht darüber zur Aufklärung kommen.

Denn eben, als ich darauf zu kommen mir das Herz faſſen wollte, trat der Diener ein und meldete, daß — ſervirt ſei, worauf mich Goethe freundlich entließ. —

756.

1820, 24. Auguſt.

Mit Karl Friedrich v. Both.

Mein erſter Gang war zu Knebel, der mich mit großer Freundlichkeit aufnahm, uns [v. Both und Gattin] auf den Nachmittag und Abend zu ſich einlud, mich nach der Univerſitätsbibliothek begleitete und dort den Doctor, nachmaligen Legationsrath Weller aufforderte, mich zu Goethe zu führen. Wir fanden den letzteren in dem vor dem alten Gartenhäuschen im botaniſchen Garten, welches er damals bewohnte, befindlichen Baumgange auf und ab wandelnd, indem der am Morgen herabſtrömende Regen einigen Sonnenblicken gewichen war. Nachdem Dr. Weller den Auftrag Knebel's, mich vorzuſtellen, ausgerichtet und ſich entfernt hatte, ſetzte Goethe mit mir den Spaziergang unter den Bäumen fort. Ich hatte manches von dem kalten, zurückhaltenden Weſen Goethes gehört und geleſen, und war deshalb zuerſt etwas befangen; ſehr bald verließ mich aber

dieſe Befangenheit, da Goethe mir zu meiner angenehmſten Überraſchung mit großer Freundlichkeit, Milde und Offenheit entgegenkam. Unſer Geſpräch drehte ſich zunächſt um das Blücherdenkmal in Roſtock und wurde dann auf die uns viel zu früh entriſſene Erbgroßherzogin Caroline Luiſe gelenkt, von deren Lobe die beredten Lippen des Greiſes überſtrömten. Nach etwa einer halben Stunde empfahl ich mich.

757.

1820, 24. Auguſt.

Abend bei Knebels.

Herr und Frau v. Knebel empfingen uns (v. Both und Frau) ſehr freundlich in einem kleinen Salon, deſſen Thüren nach dem Garten hin geöffnet waren und den Blick in eine hübſche Anlage gewährten..... Nachdem der Kaffee eingenommen war, ... gingſt Du [Both] mit Herrn v. Knebel in den Garten; Frau v. Knebel und ich [Frau v. Both] blieben aber noch im Zimmer, weil der Regen am Morgen den Garten ſehr naß gemacht hatte, und wir der Sonne Zeit laſſen wollten, ihn noch erſt etwas aufzutrocknen. Wir vertrieben uns alſo die Zeit einſtweilen mit Muſik und anderer Unterhaltung. ... Endlich konnten auch wir in den Garten gehn, und hier gelang es mir, das Geſpräch auf Goethe zu bringen, deſſen mir von Frau v. Knebel angekündigter Beſuch ich mit großer Freudigkeit, aber auch mit einigem Herz-

klopfen erwartete. . . . „Er ist außerordentlich liebenswürdig, wenn er in guter Laune ist," sagte Frau v. Knebel; „doch ist er auch zuweilen verstimmt und dann sehr einsilbig, wo man dann etwas unbehaglich mit ihm ist; doch ist dies nicht gerade oft der Fall." Sie kam dann auf Goethes verstorbene Frau, die sie sehr lobte. Ich sagte ihr, daß ich früher kein so günstiges Urtheil über sie gehört hätte. „Die Frau ist sehr beneidet worden," antwortete sie, „und deshalb viel angefeindet und verleumdet." Sie sagte mir nun, daß diese Frau einen vortrefflichen Charakter, das beste Herz gehabt habe, daß sie alle der Überzeugung wären, daß Goethe nach seiner Eigenthümlichkeit nie eine passendere Frau für sich hätte finden könne, wie ihr ganzes Leben nur ihm geweiht gewesen sei, wie sie ihm gegenüber nie an sich selbst gedacht, sondern immer nur bemüht gewesen sei, es ihm angenehm und behaglich zu machen. „Dabei hatte sie" — sagte Frau v. Knebel — „eine sehr heitere Laune, verstand es, ihn aufzumuntern und kannte ihn so genau, daß sie immer wußte, welchen Ton sie anschlagen mußte, um wohlthuend auf ihn einzuwirken. Sie war keine sehr ausgebildete Frau," fügte sie hinzu, „aber sie hatte sehr vielen natürlichen hellen Verstand. Goethe hat uns oft gesagt, daß, wenn er mit einer Sache in seinem Geiste beschäftigt wäre und die Ideen zu stark ihn drängten, er dann manchmal zu weit käme und sich selbst nicht mehr zurechtfinden könne, wie er dann zu ihr ginge, ihr einfach die Sache vorlege und oft er-

ſtaunen müßte, wie ſie mit ihrem einfachen natürlichen Scharfblicke immer gleich das Richtige herauszufinden wiſſe und er ihr in dieſer Beziehung ſchon manches verdanke.“ Frau v. Knebel ſagte mir auch, wie tief er ihren Tod empfunden hätte und wie er auch jetzt noch immer ihren Verluſt nicht verſchmerzen könne.

— — — — — — — — — — —

Über dieſen Geſprächen waren wir wieder in den Salon zurückgekehrt, ſtanden am Piano und hatten die Abſicht, noch etwas zu muſiciren, als ich meinen Blick zur Seite wendend, eine hohe Geſtalt in der Gartenthür ſtehen ſah. Ich konnte nicht zweifeln, daß es Goethe ſei, und alles Blut ſchoß mir ſo zu Herzen, daß ich ſelber fühlte, wie ich ganz bleich wurde. Frau v. Knebel, die meinem Blicke gefolgt war, ging nun Goethe entgegen und bewillkommte ihn. Ich wurde ihm vorgeſtellt, und da er wohl bemerken mochte, daß ich ſehr befangen war, ſo richtete er gleich einige freundliche Fragen an mich, die mich leichter über dieſen erſten Augenblick des Zuſammenſeins mit ihm hinwegbrachten, als ich es gedacht hatte. Bald nachher kamſt Du mit Herrn v. Knebel aus dem Garten zurück und er ließ ſich nun in ein Geſpräch mit Euch ein.

— — — — — — — — — — —

In der Mitte des Salons ſtand ein runder Tiſch mit Schreibmaterialien; an dieſem nahmen wir Platz, wir beiden neben Goethe, und das Geſpräch drehte ſich zuerſt um allgemeine Dinge. Bald darauf gingſt Du

mit Herrn v. Knebel weg, um den Präsidenten v. Ziegesar aufzusuchen, mit dem Du noch zu sprechen hattest, und Herr v. Knebel begleitete Dich, um Herrn v. Ziegesar einzuladen, den Abend dort zuzubringen. Frau v. Knebel hatte sich schon früher, wahrscheinlich in häuslichen Geschäften, entfernt, und so saß ich nun tête à tête mit dem großen Goethe. Mir wurde wieder etwas beklommen zu Muthe, doch führte Goethes freundliche Rede mich bald hierüber weg. Er erkundigte sich nach unserm Leben, meinen Beschäftigungen, und dann kam das Gespräch auf die Reise, die wir gemacht hatten, wobei er eine große Vorliebe für einige Partien des Harzes zeigte, den er früher öfter bereist hatte. Wir plauderten bald ganz harmlos miteinander, und als im Laufe des Gesprächs auch die Rede auf den Dom in Magdeburg kam und das schöne Grabmal in demselben, lobte Goethe es als ausgezeichnetes Kunstwerk, sprach über die Einzelheiten desselben und pries die schöne Lage der Hauptfigur. Ich mußte ihm gestehen, daß ich zwar die Schönheit desselben im Allgemeinen auch bewundert hätte, daß ich aber, an dem Tage mich unwohl fühlend und ermüdet von der Reise, dem Kunstwerke in seinen einzelnen Theilen die Aufmerksamkeit nicht geschenkt hätte, die es gewiß verdiene. „Ich will es Ihnen aufzeichnen, dann wird es Ihnen wieder mehr in's Gedächtniß zurückkehren," sprach Goethe; „es ist zu schön, als daß es aus Ihrer Erinnerung scheiden dürfte." Goethe nahm hierauf ein Blatt

Papier vom Tiſche und eine Feder zeichnete das Grabmal hin und erklärte mir nun die einzelnen Theile deſſelben. Dann gab er mir die kleine Zeichnung — der er ſpäter den Namen eines Buches, das er mir zu leſen empfohlen hatte („Olfrid und Liſena" von Hagen), beifügte — und ſagte: „Behalten Sie es zu meinem Andenken." .... Als ſpäter die Rede auf Lectüre kam, empfahl er mir mehrere Schriften und machte mir das Compliment, daß ich eine ſehr gute Vorleſerin ſein müßte, da ich eine ſo klare deutliche Ausſprache habe. Ich hatte nämlich ſchon vorher erfahren, daß er nicht ganz ſcharf mehr höre, und meine Sprache darnach eingerichtet, und dies mochte mir jenes Compliment verſchafft haben.

Nach dieſem kamſt Du mit Herrn v. Knebel und dem Präſidenten v. Ziegeſar, einem hohen, ſtattlichen Manne, zurück; auch Frau v. Knebel erſchien wieder, um den neuen Gaſt zu bewillkommnen. Wir ſetzten uns alle wieder an den runden Tiſch, wo das Geſpräch ſich ausſchließlich den neuern Erſcheinungen in der Literatur zuwandte. .... Es wurde über Hebel's alemanniſche Gedichte geſprochen, die von Goethe ſehr belobt wurden, dann über plattdeutſche Gedichte und über die plattdeutſche Sprache überhaupt, für die Goethe ſich zu intereſſiren ſchien. Außerdem wurden noch manche neue Schriften, deren Namen ich vergeſſen habe, beurtheilt; etwas Genaueres weiß ich aber nicht darüber zu ſagen.

— — — — — — — — — — —

So ging der Abend rasch vorüber und da das Wetter schön geworden war, so gingen wir noch in den Garten; doch waren wir noch nicht lange dort, als wir benachrichtigt wurden, daß das Essen unserer harre. Wir stiegen nun, ich von Goethe geführt, in den zweiten Stock, wo die Tafel servirt war. Ich saß wieder neben Goethe, während Du weiter unten bei Frau v. Knebel placirt wurdest. Während der Dauer der Mahlzeit wurden keine ernsten Gespräche mehr geführt; die Unterhaltung war heiter und scherzhaft. Goethe schien einiges Vergnügen daran zu finden, mich zu necken und da ich über die Blödigkeit weggekommen war, so erlaubte ich mir, ihn auch ein wenig dafür zu bezahlen. Als Herr v. Ziegesar ihm sagte: „„Excellenz necken die junge Dame aber auch nicht wenig."" gab er lachend zur Antwort: „Nun, sie bleibt mir eben auch nichts schuldig." Und in Wahrheit; ich habe es später selbst nicht begreifen können, woher ich den Muth bekommen hatte, dem großen Goethe seine Neckereien zurückzugeben, ich war aber heiter gestimmt und fühlte mich sehr angeregt, und da kann man denn manches thun, was in gewöhnlicher Stimmung unmöglich sein würde. Als wir gegen 12 Uhr vom Tische aufstanden, konnte ich gewiß aus aufrichtigem Herzen der Frau v. Knebel meinen herzlichsten Dank sagen für den herrlichen Abend, den ihre Güte uns bereitet hatte, und die gutherzige Frau war selber sehr erfreut, daß der Goethe, wie sie sagte, so prächtig gewesen sei. „„Daher freute es

mich,"" fügte sie hinzu, „„daß Sie ihn so gesehen haben; er ist nicht immer so, aber heute ist er einmal in seiner rosigsten Laune."" Und gewiß, er war so liebenswürdig wie möglich. . . . .

Als wir uns gleich darauf empfehlen wollten, erbot sich Goethe, uns in seinem Wagen, der schon vor der Thüre hielt, nach unserem Hotel zu bringen; dies wurde natürlich mit Dank angenommen, und wir bestiegen mit ihm eine Droschke, worin Du Deinen Platz bei dem Kutscher nahmst, und ich mich bei Goethe in den Hauptsitz setzen mußte. So brachte er uns nach unserm Hotel, wo wir an der Thür Abschied von ihm nahmen.

758.

1820, Ende September.

Mit Friedrich Förster und dessen Gattin.

Auf einem ersten Ausfluge mit meiner jungen Frau (Laura geb. Gedike) nach Thüringen im Herbst 1832*), erfuhr ich in Jena, daß Goethe für den Monat September eine Gartenwohnung in dem botanischen Garten der Universität bezogen habe. Ich versäumte nicht, mich und meine Laura bei ihm anzumelden, und wir wurden in herzlichster Weise willkommen geheißen. — Goethe bot meiner Frau seinen Arm zu einem Spaziergang durch den Garten, und obschon sie kurz vorher geäußert, sie würde mehr Muth haben, dem Kaiser

*) [Selbstverständlich falsch.]

Napoleon oder Alexander sich vorstellen zu lassen, als Goethe, gewann sie doch bei dessen entgegenkommender Freundlichkeit vollkommene Unbefangenheit und richtete die von ihrem Lehrer Zelter an den Freund ihr aufgetragenen Grüße bestens aus. „Ich möchte" — sagte Goethe auf diesem Spaziergange — „der jungen Freundin gern ein Sträußchen verehren, aber leider ist, wie Sie sehen, schon alles verblüht." — „„Dort unten"" — rief Laura, Goethe mit sich fortziehend — „„seh' ich ja noch eine wunderschöne Blume in herrlichster Blüthe."" Goethe folgte; er ging festen Schrittes darauf zu. „So kann man denn doch" — rief er — „seinem ärgsten Feinde nicht entgehen! Das ist die Tabakspflanze, die eine gar schöne Blüthe treibt, deren Blätter aber, wo sie in Rauch aufgehen, das sicherste Mittel sind, mich zu vertreiben." Dennoch entschloß er sich, diese Tabaksblüthe zu brechen; auch fanden sich noch einige Astern und Immergrün, sodaß er meiner Frau ein ganz hübsches Sträußchen geben konnte, wie er dabei sagte: „Mit Vorbehalt, es im Frühling durch ein besseres zu ersetzen."

759.

1820, 9. October.

Mit C. E. v. Weltzien.

Soeben komme ich von Goethe und muß noch ganz warm es Dir [v. Seidlitz] sogleich erzählen. . . . . Diesen hatte ich in Weimar anzutreffen geglaubt, er

befindet sich aber noch immer, der schönen Witterung wegen, in seinem Sommeraufenthalt zu Jena. Heute Morgen vor 9 Uhr ging ich zu ihm, von Sivers . . . bis an die Thüre begleitet. Ich zitterte unterwegs am ganzen Leibe, im Gefühl, daß ich zum größten und berühmtesten Manne ging, den ich ja bisher gesehen, und für den ich keine passende Materie zur Unterhaltung wußte, den man außerdem mir als stolz und patzig verschrieen hatte. Goethes Wohnung in Jena, am botanischen Garten gelegen, ist nichts weniger als hübsch, sondern sieht sehr schofelig von außen aus, dagegen sein Haus in Weimar sehr geschmackvoll eingerichtet sein soll. Ich faßte mir endlich ein Herz, ging hinein und ließ mich anmelden. Ich wurde sogleich vorgelassen. . . . Goethe hält sich gewöhnlich in einem Zimmer eine Treppe hoch auf, welches blau angestrichen und mit vielen Kupferstichen behängt ist. Im Zimmer selbst sieht es ziemlich liederlich aus: alle Tische und Fenster liegen voll Kalender, Bücher 2c. Nebenan stößt eine Schlafkammer, wie es scheint, in welche ich mich beim Weggehen verirrte, von Goethe aber freundlich zurechtgewiesen wurde.

Obgleich es noch früh war und Goethe Vormittags nie ausgehen soll, so fand ich ihn doch ganz in Gala in seinem Zimmer allein auf- und niedergehen. Er hatte einen schwarzen feinen Frack an, worauf der große Stern der Ehrenlegion*) prangte, schwarze Pan-

*) [Irrig: des Falkenordens.]

talons nebst Stiefeln, eine weiße Weste und sehr feine Manschetten, sodaß ich noch immer nicht begreifen kann, wie ein Mann in seinem Alter sich zu Hause solchen Zwang anthut. Sein Gesicht hat ungeachtet der tiefen Furchen und Runzeln, welche 72 Lebensjahre hineingegraben haben, einen außerordentlichen Ausdruck, den ich aber ganz anders fand, als ich ihn erwartete: nichts von Arroganz, nichts von Menschenverachtung, sondern etwas ganz Unnennbares, wie es Männern eigen zu sein pflegt, die durch vielfältige Erfahrungen und Schicksale und gleichsam im Kampf durch das Leben gegangen sind und nun im Gefühl ihrer wohlerhaltenen Integrität mit beneidenswerther Gemüthsruhe der Zukunft entgegensehn. In diesen Ausdruck mischt sich bei Goethe ein unverkennbarer Zug von Herzensgüte und zugleich ein anderer von besiegter ehemaliger Leidenschaftlichkeit, welche noch in dem unstäten Wesen seines Blicks sich offenbart. Sein großes helles Auge heftete er während des Gesprächs oft auf mich, sowie ich aber aufblickte und seinem Blicke begegnete, wandte er diesen gleich ab und ließ ihn unstät herumschweifen. Diesem Ganzen verleiht das graue Haar einen noch größern Zauber.

Ich wurde gegen meine Erwartung freundlich und human aufgenommen. Wir sprachen stehenden Fußes zuerst von Klinger, dann von meiner Reise und dem herrlichen Rhein, wo besonders Goethe seine große Bewunderung des Doms zu Köln aussprach; zuletzt von

der Universität Jena. Ich brachte auch den Gruß von Morgenstern an, worauf Goethe mit einem, ich möchte sagen schalkhaften Lächeln dankte, ohne etwas zu erwiedern. Als ich aber Kurt Sprengel's Gruß überbrachte, ergoß er sich in ein fast ungestümes Lob dieses großen Mannes, den er seinen lieben Freund und den ehrwürdigsten unter den medicinischen deutschen Gelehrten nannte.

Nach 15—20 Minuten empfahl ich mich.

760.

1820, Ende November und Anfang December.

Mit Johann Gottlob v. Quandt.

Bei der Rückkehr von meiner zweiten Reise nach Italien mit meiner Frau . . erforderte es Anstandspflicht und Drang des Herzens, Goethe zu besuchen, und meine Frau ward durch Frau Hofräthin Schopenhauer bei Frau Geheimer Kammerräthin v. Goethe geb. Freiin v. Pogwisch eingeführt, die durch ihren lebhaften Geist und Liebe zu ihrem Schwiegervater geeignet war, sein Alter zu erheitern. . . . . .

Während der kurzen Zeit unseres Aufenthaltes in Weimar hatten wir täglich Gelegenheit, Goethe zu sehen. — Rauch war unlängst dagewesen, um Goethe zu modelliren und die soeben erst beendete Arbeit stand noch in Goethes Hause auf dem Stativ, um geformt zu werden. Ich sprach den Wunsch aus, das Modell

zu sehn, und Goethe beschied mich den andern Morgen zu sich. Mit ihm sein eigenes Bildniß von der Hand eines solchen Künstlers zu betrachten, gehört zu den bedeutendsten Momenten meines Lebens.

Goethe bediente sich des scherzhaften Ausdrucks, daß ihm die Natur einen Nickfang gegeben, wodurch die rechte Seite des Stirnbeins etwas eingedrückt war und das rechte Auge tiefer, als das linke stand. Aus dieser Anomalie construirte er die Bildung seines Gesichtes und sprach als Physiolog, als Künstler, als Poet, als ein universeller Geist. Noch insbesondere belehrend war, was Goethe darüber sagte, wie der Künstler sich an die Wirklichkeit zu halten habe und diese nicht absichtlich ändern dürfe, zumal bei Bildnissen. Diese Asymmetrie am Schädel eines so geistvollen Mannes kann uns keinen Zweifel daran einflößen, daß das Gehirn die Werkstätte der Seele ist; denn es war eine äußere, wahrscheinlich bei der Geburt entstandene Ungleichheit, und der Natur fehlt es bei den, ihr zu Gebote stehenden unberechenbaren Möglichkeiten nicht an Compensationen, wodurch die Wirkungen von Bildungsstörungen aufgehoben werden, wenn sie ihre Zwecke durchsetzen will. Ohne Zweifel hatten sich die Hemisphären intensiv und quantitativ einander gleich ausgebildet, sodaß die Verschiedenheit wohl bloß in einer höheren und tieferen Lage der beiden Theile des großen Gehirns bestand und die Unebenmäßigkeit nur die Schädelform betraf. — Was ich hier gesagt habe,

sprach Goethe auf seine unnachahmliche Weise mit wenigen gehaltvollen Worten aus, sodaß ich, solche nicht genau aufgezeichnet zu haben, überaus bedauern muß.

Um diese Eigenheit in der Schädelbildung zu verbergen, hat Rauch den Kopf der Büste gewendet, obwohl diese Bewegung nicht in Goethes Art lag, der jedem angesichts in's Angesicht schaute. . . . . Rauch hatte diese Arbeit aus eigenem Antriebe unterommen, und ich bat Goethe um die Erlaubniß, bei dem Meister nach dem Modelle sein Bildniß für mich in Marmor bestellen zu dürfen, was er sehr gern bewilligte, und so habe ich das Glück, die Originalbüste zu besitzen, welche nachmals gewiß tausendfach in allen Arten von Material vervielfältigt worden ist.

Goethe hatte sich vorgenommen, uns eine Aufmerksamkeit zu erweisen und eine zahlreiche Gesellschaft einzuladen, was unsere Freunde ihm auszureden suchten, wovon er sich aber nicht abbringen ließ. Wie vorauszusehn, war diese Ehre kein Vergnügen; denn Unterhaltung findet doch nur dann statt, wenn ein Gegenstand des Gesprächs alle gleich sehr interessirt, was bei gemischten Gesellschaften nicht möglich ist. Die Damen, welche um den Theetisch der Frau Geheimen Kammerräthin v. Goethe einen Kranz bildeten, hatten das beste Loos, und die Herren standen einzeln oder paarweise im Salon umher. Goethe selbst schien eine Unbefriedigung bei dieser Art von Unter-

haltung zu fühlen, und ich kann versichern, daß er einige Male tief Athem holte, was einem Stöhnen sehr ähnlich war, und nach solchen Zuständen ist Goethe sehr oft und sehr falsch von Touristen beurtheilt worden, welche ich mit Bettlern vergleichen möchte, die von Haus zu Haus gehen und wie diese ein Almosen, so einen geistreichen Einfall davonzutragen hoffen. Goethe war ein großer Geist, aber kein Bonmots sprudelndes Witzkoboldchen. Die Kraft seines Genies glich den Strömungen des Galvanismus, aber nicht der Electricität, die sich in Blitzen und Schlägen entladet, und so ist wohl selten ein Mann von großem Gehalt zugleich homme de salon, unerachtet Goethes Stil, zumal in „Wilhelm Meister" und in den „Wahlverwandtschaften", den Ton der guten Gesellschaft sehr richtig trifft.

Auch ich mochte ein ermüdetes Ansehen bekommen haben und Goethe sagte daher zu mir, daß er glaube, die Betrachtung seiner Medaillensammlung werde mich erfreuen. In Begleitung des Hofrath Meyer ging ich, von Goethe dahingeführt, in das an den Salon grenzende Cabinet, in welches er selbst von Zeit zu Zeit zurückkehrte, da er sich der Gesellschaft nicht völlig entziehen konnte. Und so verfloß auch dieser Abend sehr genußreich und belehrend für mich.

761.

1821, 22. Januar.

Mit v. Müller.

Als ich eintrat, heftete Goethe eben Correcturbögen zuſammen. Doch nicht von Meiſters Wanderjahren? ſagte ich, aufgeregt durch einen Artikel der Frankfurter Zeitung. „Und warum nicht?“ erwiderte Goethe, und ſo kam ich bald darüber zur Gewißheit, ohne meine Zweifel zu verrathen. Dieß gab zu näherem Geſpräch über Wilhelm Meiſter Anlaß, den Goethe jetzt nach langen, langen Jahren erſt mit Überſprung des erſten Theils wieder geleſen. Schon vor ſeiner italieniſchen Reiſe ſei er größtentheils fertig geweſen. Es mache ihm Freude und Beruhigung zu finden, daß der ganze Roman durchaus ſymboliſch ſei, daß hinter den vorgeſchobenen Perſonen durchaus etwas Allgemeines, Höheres verborgen liege. Lange ſei das Buch mißverſtanden worden, ſogar anſtößig geweſen. „Die guten Deutſchen,“ äußerte er, „brauchen immer gehörige Zeit, bis ſie ein vom Gewöhnlichen abweichendes Werk verdaut, ſich zurecht geſchoben, genüglich reflectirt hätten. Erſt in ihren Unglückstagen zu Memel hat die mir früher nicht ſonderlich wohlwollende Königin Louiſe von Preußen den W. Meiſter liebgewonnen und immer wieder geleſen. Sie mochte wohl finden, daß er tief genug in der Bruſt und gerade da anklopfte, wo der wahre menſchliche Schmerz und die wahre Luſt,

wo eigentliches Leid und Freude wohnen. Noch ohnlängst hat mir die Herzogin von Cumberland versichert, daß die Königin durch die Thränen, die sie über jene Stelle in Mignon's Lied:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt Euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

vergoß, sich ungemein erleichtert gefunden habe. Bei jetziger Wiederlesung meines Romans hätte ich fast zu mir selbst — wie einst zu Ariosto der Cardinal von Este — sagen mögen: Meister Ludwig, wo Henker, habt Ihr all' das tolle Zeug hergenommen? Der „„Meister"" belegt, in welcher entsetzlichen Einsamkeit er verfaßt worden, bei meinem stets auf's allgemeinste gerichteten Streben. Wilhelm ist freilich ein armer Hund, aber nur an solchen lassen sich das Wechselspiel des Lebens und die tausend verschiedenen Lebensaufgaben recht deutlich zeigen, nicht an schon abgeschlossenen festen Charakteren."

Goethe war sehr unzufrieden, daß ich nicht Tags vorher an Riedels*) Grab gesprochen; ich hätte alles Bedenken beseitigen, noch im letzten Augenblicke mich zum Improvisiren entschließen, den Mantel wie eine Verhüllung abwerfen und frei und ergreifend vortreten und sprechen müssen; da würden leicht unvertilgbare

*) Geh. Kammer-Rath in Weimar: Cornel. Joh. Rudolph.

Eindrücke hervorzurufen gewesen sein. „Doch“ sagte er, „man muß auch regrets im Leben haben.“

Von den vielfältigen auswärtigen Mittheilungen, die er täglich erhalte, äußerte er: „Ja, es leben gar viele feine, tüchtige und Treffliches erstrebende Menschen in Deutschland umher, die so manches, was ich früher nur angedeutet, verarbeitet und weiter gefördert haben, wenn gleich in ihrem, wenn gleich oft in ganz anderem Sinn. Man erkennt dann oft den eignen Samen kaum wieder, aber was gut daran war, wuchert fort und bricht sich Bahn durch alle Hemmungen.“

762.

1821, 9. Februar.

Mit v. Müller und Meyer.

Nachdem im Stadthaus diesen Abend ein Tausendkünstler seinen Hocuspocus uns mit bewundernswürdiger Zierlichkeit und Geschicklichkeit vorgemacht, besuchte ich Goethen und traf den alten Meyer bei ihm an. Die Erzählung des eben Gesehenen machte ihm Freude.

„Um das Unmögliche bis auf einen gewissen Grad möglich zu machen,“ sagte er, „muß sich der Mensch nur keck mit rastlosem Streben an das scheinbar Unmögliche machen. Sah ich doch voriges Jahr in Dornburg einen Indianer sich einen Ellen langen Degen in den Schlund hinein stecken, wozu mehrjähriges tägliches Fortprobiren ihn geführt hatte.“

Er zeigte mir einen herrlichen Kupferstich von Martin Lunghi, eben aus Mailand gekommen, die Hochzeit der Maria von Rafael vorstellend. Das Bild hängt in der Brera zu Mailand, in Öl gemalt und ist aus Rafaels mittlerer Periode, schon in Verwandtschaft mit der Schule zu Athen. Darauf ward von den Tableaux aus Faust erzählt, die eine hiesige Gesellschaft unter Lieber's, Holdermann's und Schwerdgeburth's Direction dermalen von Zeit zu Zeit im Alexanderhof*) darstelle.

Das Gespräch lenkte sich auf des preußischen Justizministers Kircheisen Jubelfest und auf die zu Ehren desselben geschlagene Medaille. Goethe erzählte, wie er Kircheisen vor mehr als 20 Jahren einst in Karlsbad als liebenswürdigen Gesellschafter kennen gelernt, und wie er ihm so klar als tüchtig, so wohlwollend als heiter, fast sanguinisch erschienen sei. „Eine schöne, muntere Polin," setzte er hinzu, „zog mich damals gewaltig an, so daß meine Freunde, und darunter auch Kircheisen, um meiner froh zu werden, sich genöthigt sahen, sie auch in ihre Kreise zu ziehen. Bei ihrer Ankunft mit mehreren Landsmänninen blieb sie von der Menge ganz unbemerkt, fast wie ein Aschenbrödel; ich entdeckte sie und ihren vorzüglichen Werth gar bald, und suchte sie wie eine Kastanie aus der Asche hervor. Wir wurden uns lieber und lieber; es war ein aller-

*) Jetzt „Russischer Hof".

liebſter ſarmatiſcher Hanswurſt, voll Verſtand, Laune, Frohſinn. Als aber eine gewiſſe polniſche Fürſtin anlangte, ſagte ſie mir plötzlich: Nun muß ich mich der Verhältniſſe wegen ganz zu dieſer halten, und wir werden uns wohl nicht mehr allein ſehen und ſprechen dürfen. Das ſoll ganz von Ihnen abhängen, erwiederte ich. Darauf iſt ſie mir denn auch in der That nur noch in größern Cirkeln und zwar gegen ihre bisherige Art, immer höchſt prächtig geſchmückt, ſichtbar worden, und wir haben nie mehr Worte gewechſelt."

Ich ging gegen 10 Uhr mit Meyer weg, obgleich Goethe mich durchaus halten wollte und dringend ein „Minimum von Jenaiſchem Zwieback" zu genießen anbot. Aber ich war müde und von katarrhaliſchem Zuſtand geplagt, dem die gewaltige Hitze in Goethes kleinem Zimmer ſchlecht zuſagte.

„So werde ich mich denn einſam mit der Mitternacht befreunden müſſen," ſagte er zum Abſchied, und es that mir in der That weh, ihn zu verlaſſen.

763.

1821, 20. Februar.

Mit v. Müller und Clemens Wenceslaus Coudray.

Abends nach 8 Uhr traf ich Coudray bei Goethe. Das Geſpräch kam von dem für morgen angekündeten Trauerſpiel „Cäſars Tod" auf die Erfurter

Periode im Jahre 1808, die Goethe sehr lebhaft schildern half.

Nach Coudray's Weggang sprachen wir von Knebel's Lucrez, und Goethe erzählte, wie er, um ihn von der vorgehabten polemisirenden Vorrede abzubringen, brieflich die unverfänglichen Gesichtspunkte aufgestellt habe, um Knebeln dabei fest zu halten und ihn productiv und positiv zu machen, wie jedoch jener gleich in der ersten Antwort abgesprungen und sich keineswegs mit Heiterkeit der Aufforderung gefügt habe, daher am Gelingen derselben fast zu zweifeln sei.

Auf die religiösen Ansichten des Lucrez dürfe man sich nämlich gar nicht einlassen; seine Natur-Anschauung dagegen sei grandios, geistreich, erhaben; diese sei zu preisen —; wie er hingegen über die letzten Gründe der Dinge gedacht, gleichgültig. Es habe schon damals eine gewaltige Furcht vor dem Zustande nach dem Tode in den Köpfen der Menschen gespukt, ähnlich dem Fegfeuer-Glauben bigotter Katholiken; Lucrez sei dadurch ergrimmt, in das Extrem verfallen, von dieser Furcht durch seine Vernichtungslehre mit einem Male heilen zu wollen. Man spüre durch das ganze Lehrgedicht einen finstern, ingrimmischen Geist wandeln, der sich durchaus über die Erbärmlichkeit seiner Zeitgenossen erheben wolle. So sei es immer gewesen, auch bei Spinoza und andern Ketzern. Wären die Menschen en masse nicht so erbärmlich, so hätten die Philosophen nicht nöthig, im Gegensatz so absurd zu sein! Lucrez

komme ihm in seinen abstrusen Lehrsätzen immer wie Friedrich II. vor, als dieser in der Schlacht von Collin seinen Grenadieren, die eine Batterie zu attaquiren zauderten, zurief: Ihr Hunde, wollt Ihr denn ewig leben?

Ich pries den Zufall, der ihn zum Briefwechsel über diese Vorrede verleitet habe. Da antwortete er: „was thut man denn Bedeutendes, ohne durch einzelnen Anlaß aufgeregt zu sein? Die Gelegenheiten sind die wahren Musen, sie rütteln uns auf aus Träumereien und man muß es ihnen durchaus danken. Knebel hatte leider keine Collectionen über Lucrez, keine Acten, darum werde es ihm schwer, jetzt productiv und positiv zu sein. Da habe ich ganz anders gesammelt, Stöße von Excerpten und Notizen über jeden Lieblingsgegenstand."

764.

1821, 18. Mai.

Mit v. Müller und Riemer.

Abends von 7—9 Uhr. — Ich traf Riemern bei Goethe an, im vordern Gemach Kupferstich-Mappen aufgeschlagen.

Die neue weimarische Pinakothek gab zuerst Unterhaltungsstoff. Der Maler Caspar von Crayer, gemalt von van Dyck, wie er die Laute mit höchster Anmuth, und doch mit Würde und Ernst im Blicke spielt, ist

eins der schönsten Steinbilder.*) Wir kamen auf des Raths Kraus Harzgegenden. „Er that alles mit Liebe, was er that," sagte Goethe, „war anschmiegsam, feinsinnig wie keiner. Damals bei jenem Streifzug in die Harzgebirge holte ich einst, auf von Trebra's Schultern gestiegen, ein merkwürdig Mineral mit vieler Gefahr von seiner Bildungsstätte, vom Felsen, herab; „wir müssen erst noch berühmt werden, ehe wir den Hals brechen, darum hat es jetzt keine Gefahr," sagte ich scherzend zu Trebra. Ich besitze noch eine kleine polirte Marmorplatte aus jenen Gegenden mit der von Trebra aufgesetzten Inschrift jener Worte. Ja, wenn man in der Jugend nicht tolle Streiche machte, und mitunter einen Buckel voll Schläge mit wegnähme, was wollte man denn im Alter für Betrachtungsstoff haben?"

Die Sammlung von Caricaturen auf Napoleon zu sehen, lehnte er ab, „ich darf mir dergleichen, mir widrige Eindrücke, nicht erlauben, denn in meinem Alter stellt sich das Gemüth, wenn es angegriffen wird, nicht so schnell wieder her, wie bei Euch Jüngern. Ich muß daher mich nur mit ruhigen, gründlichen Eindrücken umgeben."

---

*) Steinbilder, weil H. Müller dieses u. a. Stücke der weimarischen Sammlung lithographirte; das van Dyck'sche Original ist eine Ölskizze auf Papier; s. Katalog des Gr. Museums, Weimar 1869 S 54.

Darauf kamen wir auf seinen Berliner Prolog, den er mir jedoch wegen Mangels an reinlicher Abschrift nicht zeigen wollte, und auf die Unart eines Prager Naturforschers Purkinje, der Goethes Farbenlehre predigt, ohne ihn nur zu citiren, so daß Goethe sich jetzt in der Morphologie den Spaß macht, sich selbst bei Kritik jenes Werks zu allegiren. „Man muß gar nicht leben, sich nicht mittheilen wollen, wenn man sich solche Plagiate nicht ruhig gefallen lassen will. Der größte Virtuos im Aneignen fremder Federn war Bertuch, der sogar den armen Batsch, als dieser ein neues System der Naturgeschichte schrieb, zwang sich gefallen zu lassen, daß Bertuch ankündigte: da er selbst nicht Zeit habe, werde Batsch seine (Bertuch's) Ideen dem Publicum vorlegen. Dafür aber hat die Nemesis ihn auch gestraft, daß jenes Unternehmen, wegen Mangels aller Methode mißlungen, und ihm ein baarer Schade von mehreren tausend Thalern geworden ist."

765.

1821, 8. Juni.

Mit v. Müller.

Ich traf ihn gegen 6 Uhr Abends ganz allein und gerieth, als ich ihm des edlen, verstorbenen Senators Merkel in Nürnberg Lebensabriß von Roth in München mittheilte und einige Stellen daraus zur Empfehlung

vorlas, alsobald in argen und mißlichen Streit mit ihm.

Der Verfasser hatte nämlich, bei Erwähnung von Merkels heterodoxem Freunde Cnopf, geoffenbarte und natürliche Religion in schroffen Gegensatz gestellt, was Goethe zum allerhöchsten mißbilligte. „Hier sieht man den Schelm, der nicht ehrlich herausgeht mit der wahren Farbe," rief er aus; „das sind die verdammten Rednerkünste, die Alles bemänteln, über Alles hingleiten wollen, ohne das Rechte und Wahre herauszusprechen. Was hat denn der christlichen Religion den Sieg über alle andern verschafft, wodurch ist sie die Herrin der Welt geworden und verdient es zu sein, als weil sie die Wahrheiten der natürlichen Religion in sich aufgenommen? Wo ist denn da der Gegensatz? Die Grenzen fließen ja in einander."

Nun analysirte er Roth's ganze Phrase, ihre Halbheit und Unrichtigkeit bitter rügend, und ließ mich gewaltig bereuen, gerade diese Stelle hervorgehoben zu haben, was auch eigentlich gar nicht in meiner Absicht gelegen hatte, da ich nur eine andere weit treffendere nicht gleich finden konnte.

Das Gespräch ging auf Röhr und den Rationalismus über. Goethe tadelte heftig, daß das Publicum an den sentimentalen Faseleien eines Schulze, an der Nullität eines . . . . weit mehr Geschmack finde, als an Röhr's klarer Gediegenheit und aufgeklärter Consequenz. Das hänge aber mit der Sinnlichkeit, die jeder

geſchmeichelt verlange, zuſammen. Vernünftig ſein und blos vernünftig handeln aber wolle niemand. Als ich beklagte, daß Röhr nicht eine kleine Doſis Phantaſie mehr habe, und das Gemüth mehr anſpreche, behauptete er heftig, dieſes ſei mit Röhr's ſtreng abgeſchloſſener Individualität unvereinbar, und wenn man ihm nur einen Tropfen Phantaſie, wie aus dem Wunderfläſchchen des heiligen Remigius, womit Frankreichs Könige geſalbt würden, auf's Haupt träufeln könnte, ſo würde er eben ein ganz anderer Mann ſein. Wie ſich einmal der geiſtige Organismus des Menſchen gebildet, darüber könne er nicht hinaus; die Natur ſchaffe nichts Ganzes in den Individuen, während der Charakter der Gattung freilich ein Ganzes ſei, und man die verſchiedenen menſchlichen Eigenſchaften eigentlich nicht zerſplittert denken dürfe. Die Brünette könne nun einmal nicht zugleich blond ſein, weil es ſonſt kein Individuum wäre. Alle Geiſtliche, die nicht wahre Rationaliſten ſeien, betrügen ſich ſelbſt oder andere. Das Wort „Betrug" wollte ich nicht zugeſtehen; er gab es endlich preis, ohne jedoch den Sinn desſelben aufzugeben, und ich fühlte abermals, wie ſchwer es halte, mit ihm bei der Schärfe und vollendeten Klarheit aller ſeiner Begriffe und Redewendungen zu disputiren.

Er zeigte mir hierauf illuminirte Bilder von köliniſchen gemalten Fenſtern in der Kirche des heiligen Humbert, wir kamen aber bald wieder auf philoſophiſche

Gegenstände, auf die schöne Zeit der Herzogin Mutter und auf sein Verhältniß zu Wieland und Herder zu sprechen.

Über die Ursachen seiner Spannung mit Herdern, den er drei Jahre lang in der letzten Zeit nicht sah, theilte er Vertraulichstes mit, unter feierlichstem Handschlag.

In Jena trafen sie sich dann einmal wieder. Goethe besuchte Herdern zuerst. Sie sprachen lange und doch — setzte er hinzu — getraue ich mir den Ausgang dieses Gesprächs nicht zu offenbaren. Herdern selbst muß man vieles wegen seiner steten Kränklichkeit zu gute halten; leider hatte er die Reizbarkeit und Bitterkeit im Urtheil, die ihm von Jugend auf angeklebt, in's Alter hinüber getragen. Aber Unarten, die in der Jugend so gar interessant und am Manne noch erträglich sind, werden ganz unleidlich, wenn man sie in's Alter hinüber nimmt. Je mehr man Herdern geliebt, je mehr habe man sich von ihm entfernt, entfernt halten müssen, um ihn nicht todt zu schlagen.

Wieland's Unarten sind ganz anders und oft wahrhaft liebenswürdig gewesen. Einsiedel, den zuweilen auch ein grandioser Sinn angewandelt, habe einst, als ich mich über Wieland's unleidliche Willkür im Urtheil beklagte, ein trefflich Wort gesprochen. Wenn man Wieland selten sieht, sagte er, muß man sich über ihn ärgern, sieht man ihn täglich, so findet man erst Harmonie in seinem Wesen und erstaunt über den Umfang

deſſen, was man von ihm Treffliches hört und lernt. Böttiger war eigentlich der böſe Dämon unter jenen Männern, der alles Unheil anzettelte.

„Die Herzogin Mutter war es, die ſich höchſt gemäßigt bei allem dieſen benommen, die entgegengeſetzten Geiſter immer freundlich auseinander gehalten und mir nie den geringſten Stoff zu einer Klage gegeben hat. Sie war ein allerliebſtes, vortreffliches, aber indefinibles Weſen. Inzwiſchen" — ſetzte er hinzu — „um das oft gebrauchte Gleichniß, daß wir zu nah aneinander ſtehende Bäume geweſen, beizubehalten, — wenn jene Verſtimmungen mich hinderten an Ausbreitung, ſo trieben ſie mich deſto mehr in die Höhe: ich blieb mir getreu und lebte auf meine Weiſe. Jeder von uns hätte eines eignen, abgeſchloſſenen Kreiſes für ſich bedurft; in einer großen Stadt, z. B. in Berlin hätten wir ihn gefunden, während wir uns hier oft durchkreuzten. Und ſo war ich ſtets und werde es bleiben, ſo lange ich lebe und darüber hinaus hoffe ich auch noch auf die Sterne; ich habe mir ſo einige auserſehen, auf denen ich meine Späße noch fortzutreiben gedenke."

Wir ſprangen über auf die „Wahlverwandtſchaften" und auf die „Wanderjahre." „Ich begreife wohl," ſagte er, „daß den Leſern Vieles räthſelhaft blieb, daß ſie ſich nach einem zweiten Theile ſehnten; aber da ja Wilhelm ſo Vieles ſchon in den Lehrjahren gelernt, ſo muß er ja auf der Wanderſchaft deſto mehr Fremdes

an sich vorübergehen lassen; die Meisterjahre sind ohnehin noch schwieriger und das Schlimmste in der Trilogie. Alles ist ja nur symbolisch zu nehmen und überall steckt noch etwas anderes dahinter. Jede Lösung eines Problems ist ein neues Problem." Dann sprach er von Fräulein Caspers in Wien, die ihn durch Struve habe grüßen lassen, und daß sie eines jener lieblichen, aber neutralen adiaphoren weiblichen Wesen sei, die, mit geringer Sinnlichkeit ausgestattet, um so sicherer durch die Welt gehen, weil sie eben nicht mehr anreizen, als daß man gerne bei ihnen verweilt.

766.

1821, um Mitte Juli.

Mit Ed. Genast und Julius Christian Koch.

Da wir [Genast und Frau] einige Tage im Theater [zu Lauchstädt, wo die Leipziger Schauspieler Vorstellungen gaben] nicht beschäftigt waren, so benutzten wir die Gelegenheit, unserm lieben Vater in Weimar einen Besuch abzustatten, und Freund Koch, unser trefflicher Komiker, der ein großes Verlangen trug, Goethe kennen zu lernen, wozu ich ihm sichere Aussicht gemacht, schloß sich unserer Partie an. . . . . Den andern Tag ließ ich bei Goethe anfragen, ob ich ihm einen Leipziger Schauspieler vorstellen dürfte. Mein Gesuch wurde gewährt und ich nebst meinem Freunde nach Wunsch empfangen.

Im Gespräche fragte Goethe, welchem Fach Koch sich gewidmet, und als dieser erwidert hatte, daß er hauptsächlich im Lustspiel und der Posse wirke, bemerkte Goethe: „Nun, das ist eine ganz schätzenswerthe Aufgabe, andern Menschen heitere Stunden zu bereiten!“ Dann wandte er sich zu mir und fragte, was jetzt meine Beschäftigung im Schauspiel wäre. Ich sagte ihm, daß ich wohl noch hier und da ernstere Liebhaber spiele, der Hofrath Küstner mir aber zumeist Charakterrollen übertrüge, und so hätte ich denn vor kurzem den König Philipp in „Don Carlos“ mit Erfolg gegeben, wozu ich ein treffliches Vorbild an dem Schauspieler Kühne von Hamburg gehabt, der in dieser Rolle ganz unvergleichlich sei und den ich darin sogar noch über Eßlair stelle. „Ich habe schon viel Gutes von diesem Manne gehört, und er soll ein ganz tüchtiger Charakteristiker sein, mit einem kräftig schönen Organ und entsprechender Persönlichkeit,“ sagte Goethe. Dann fragte er nach meiner Frau, ob sie mitgekommen sei, was ich bejahte, aber sogleich hinzufügte, daß sie sich nicht mit der nöthigen Toilette versehen, um Sr. Excellenz aufwarten zu können. „Ei was!“ rief er; „sie ist mir in jedem Costüme willkommen.“

Abends kamen wir seinem Verlangen nach, und er begrüßte sie mit großer Herzlichkeit.

767.

1821, 21. Juli.

Mit Gustav Carus.

Unter all diesen Betrachtungen war indeß 11 Uhr herangekommen, ja, vorübergegangen, und ich eilte nun, Goethes Wohnung aufzufinden. Gleich beim Eintritt in das mäßig große, im einfach antiken Stil gebaute Haus deuteten die breiten, sehr allmählich sich hebenden Treppen, sowie die Verzierung der Treppenruhe mit dem Hunde der Diana und dem jungen Faun von Belvedere die Neigungen des Besitzers an. Weiter oben fiel die Gruppe der Dioskuren angenehm in die Augen, und am Fußboden empfing den in den Vorsaal Eintretenden blau ausgelegt ein einladendes Salve. Der Vorsaal selbst war mit Kupferstichen und Büsten auf das Reichste verziert und öffnete sich gegen die Rückseite des Hauses durch eine zweite Büstenhalle auf den lustig umrankten Altan und auf die zum Garten hinabführende Treppe. In ein anderes Zimmer geführt, sah ich mich auf's Neue von Kunstwerken und Alterthümern umgeben: schön geschliffene Schalen von Chalcedon standen auf Marmortischen umher; über dem Sopha verdeckten halb und halb grüne Vorhänge eine große Nachbildung des unter dem Namen der Aldobrandinischen Hochzeit bekannten alten Wandgemäldes, und außerdem forderte die Wahl der unter Glas und Rahmen bewahrten Kunstwerke, meistens Gegenstände

alter Geschichte nachbildend, zu aufmerksamer Betrachtung auf.

Endlich kündigte ein rüstiger Schritt durch die anstoßenden Zimmer den werthen Mann selbst an. Einfach im blauen Zeugoberrock gekleidet, gestiefelt, in kurzem, etwas gepuderten Haar, mit den bekannten von Rauch herrlich aufgefaßten Gesichtszügen, in gerader kräftiger Haltung schritt er auf mich zu und führte mich zum Sopha. Die zweiundsiebzig Jahre haben auf Goethe wenig Eindruck gemacht; der arcus senilis in der Hornhaut beider Augen beginnt zwar, sich zu bilden, aber ohne dem Feuer des Auges zu schaden. Überhaupt ist das Auge an ihm vorzüglich sprechend, und mir erschien darin zumeist die ganze Weichheit des Dichtergemüths, welche sein übriger ablehnender Anstand nur mit Mühe zurückzuhalten und gegen das Eindringen und Belästigen der Welt zu schützen scheint; doch auch das ganze Feuer des hochbegabten Sehers leuchtete in einzelnen Momenten des weitern mehr erwärmten Gesprächs mit fast dämonischer Gewalt aus den schnell aufgeschlagenen Augen.

So saß ich denn nun ihm gegenüber! Die Erscheinung eines Menschen, welchem ich selbst einen so großen Einfluß auf meine Entwickelung zugestehen mußte, war mir plötzlich nahe gerückt, und ich war umsomehr bemüht, diese merkwürdige Gegenwart genau zu beachten und zu erfassen. Die gewöhnlichen einleitenden Gespräche waren bald beseitigt: ich erzählte

von meinen neuen Arbeiten über die Ur-Theile des Knochengerüstes und konnte ihm die Bestätigung seiner frühern Vermuthung über das Dasein von sechs Kopfwirbeln mittheilen. Zur schnellern Darlegung des Ganzen ersuchte ich um Bleistift und Papier; wir gingen in ein zweites Zimmer, und wie ich nun den Typus des Fischkopfes in seiner Gesetzmäßigkeit schematisch entwickelte, unterbrach er mich oft durch beifällige Ausrufungen und freudiges Kopfnicken. „Ja, ja! Die Sache ist in guten Händen," sagte er; „da haben uns der Spix und Bojanus so etwas hergedunkelt! Nun, nun! Ja, ja!"*)

Der Diener brachte eine Collation. Es war mir ein rührendes Verhältniß, Goethe zu sehen, wie er mir den Wein eingoß und ein Brod mit mir theilte, selbst von der einen Hälfte genießend und mir die andere reichend. — Dabei sprach er von meinen beiden Bildern, die ich ihm vor einem Jahre durch Frommann gesendet hatte, erzählte, wie ihm das eine (das Haus auf der Brockenspitze) längere Zeit seiner Bedeutung nach räthselhaft geblieben, wie nur später erst eine dritte Person**) ihm den Aufschluß darüber gegeben, und wie diese Dinge überhaupt wohl in Ehren gehalten würden. Dann ließ er sein Portefeuille über vergleichende Ana-

*) Mit diesen, auf eigenthümlich gutmüthige Weise betonten Worten pflegte er überhaupt alle Pausen des Gesprächs zu beleben.

**) Der Großherzog, wie Frommann mir sagte.

tomie bringen und zeigte seine frühern Arbeiten. Späterhin kamen wir auf das Bedeutungsvolle in der Form der Felsen und Gebirge für Bestimmung der Art des Gesteins, ja, für die gesammte Bildung der Erdoberfläche; und auch in diesen Ideen war er völlig einheimisch, ja, er hatte dafür gesammelt, wie eine zweite wohlgefüllte Mappe mit Felsenzeichnungen vom Harz und andern Orten deutlich bewies.

Merkwürdig waren mir, als ich jetzt kurze Zeit im Zimmer allein blieb, die Anordnungen und Ausschmückungen desselben. Außer einem hohen Gestelle mit gewaltigen Mappen für Kupferstiche in ihrer geschichtlichen Folge, interessirte mich ein, mit Schubkästen behufs der Aufbewahrung einer Münzsammlung versehener Schrank. Der Aufsatz desselben trug nämlich unter Glas eine ansehnliche Menge antiker Götterbildchen, Larven, Faunen u. s. w., unter welchen ein ganz kleiner goldener Napoleon, in das glockenförmig verschlossene Ende einer Barometerröhre gestellt, sich sonderbar genug ausnahm. Auch sonst aber wollte noch manches beachtet sein. So beschäftigte mich ein alterthümliches wunderliches Schloß, welches mit seinem Schlüssel am Fenstergewände hing; so forderten auch hier manche Kupferstiche zur Betrachtung auf; ja, selbst die Einrichtung der Zimmerthür war bemerkenswerth, da sie nicht in Angeln sich bewegte, sondern aus dem Thürgewände hervor- und zurückgeschoben werden mußte.

Zuletzt noch sprachen wir über entoptische Farben, und es brachte ihn dies darauf, karlsbader Glasbecher mit gelber durchsichtiger Malerei herbeibringen zu lassen, an denen er mich die fast wunderbar scheinenden Verwandlungen von Gelb in Blau und Roth in Grün — je nachdem die Beleuchtung auf eine oder die andere Weise geleitet wurde, wahrnehmen ließ.*) Äußerungen über die ungünstige Aufnahme so mancher seiner wissenschaftlichen Arbeiten konnte er hierbei doch nicht ganz unterdrücken. — Gegen 1 Uhr entfernte ich mich endlich, in aller Hinsicht erfreut und erwärmt.

Spätere Nachschrift.

Seit jenem Morgen des 21. Juli sind nun mehr als vier Decennien vorübergegangen, und immer noch steht mir die einfach schöne Gestalt des werthen Mannes, ganz in der Art, wie ich sie sah und wie der treffliche Rauch als Statuetten sie bald nachher ausgeführt hatte, vor der Seele. Ich hätte ihn damals länger sehen sollen! Er wollte mich zu Tisch behalten, ein paar Tage in seiner Nähe: welche vermehrte und liebe Er-

*) Ich hatte damals sehr den Wunsch, solchen Glasbecher zu erlangen, allein der verehrte Mann sagte mir, dergleichen wären jetzt nicht mehr zu haben, aber versprach mir einen Ersatz dafür. In Wahrheit sendete er mir später einen hübschen kleinen Apparat, in welchem sich über schwarz und weißem Felde schwachfarbige Glasplättchen hin- und herschieben lassen und das Phänomen vortrefflich zeigen.

innerungen würde ich mir bereitet haben! Aber so ist die Jugend! Mit Hast treibt sie meist fernen Zielen zu und vieles Große, zu spät Erkannte geht ihr darüber verloren.

768.

1821, 28. Juli.

Mit Grüner.

Sobald Goethe [in Eger] angekommen, meldete es mir sein Bedienter Stadelmann und brachte eine Einladung zum Besuche. Beim Eintritte empfing mich Goethe auf eine Art, die sich nicht beschreiben läßt, es war etwas Herzliches und doch Imponirendes darin, zugleich Liebe und Ehrfurcht einflößend. Nachdem er mir zum Willkommen die Hand gereicht, sagte er: „Sehen Sie, Freundchen, ich habe mich über die böhmischen feststehenden Gebirge wieder herüber gemacht, ich reise zwar nach Marienbad, allein ich komme wieder nach Eger, um dann länger hier zu bleiben."

Er wies mir einen Sitz neben sich auf dem Sopha an, und fragte mich dann, wie lange ich diene, ob während meiner Dienstzeit Vorfallenheiten von bedeutender Wichtigkeit sich zugetragen hätten, und dergleichen. Ich hatte mich für einen solchen Fall gefaßt gemacht und meine wichtigsten Zeugnisse mitgenommen, um beweisen zu können, daß er sein Zutrauen nicht einem Beamten von so ganz gewöhnlichem Schlage schenke.

Ich überreichte ihm daher diese Zeugnisse mit dem Bemerken, daß aus selben, wenn er die Güte haben wollte, sie zu durchblicken, nicht uninteressante Begebenheiten zu ersehen sein dürften.

Er nahm diese Zeugnisse mit den Worten an: „Ihr offenes, freundliches Benehmen und das, was ich von Ihnen Gutes eingeholt habe, hat mir ein besonderes Vertrauen eingeflößt. Sie sind in allem gut unterrichtet, worüber ich belehrt sein will. Ihre Zeugnisse, die Sie mir anvertrauen, bringe ich von Marienbad wieder mit." — Er sah sie flüchtig durch und sagte dann: „Über den Inhalt derselben werden Sie mir bei meiner Rückkunft Auskunft zu geben nicht ermangeln, besonders über die Räubergeschichte."

Als ich bei unserem ferneren Beisammensein bemerkte, daß ich mir seine Farbenlehre nicht eigen machen könnte, und so vieles in ihr schon darum nicht verstünde, weil die Experimente kostspielige Instrumente erfordern, sagte er:

„Da sind Sie nicht der Einzige; diese Lehre hat viele Widersacher gefunden. Die Instrumente haben mich über zweitausend Gulden gekostet. Ich lebte in der Beruhigung, daß vielleicht einmal nach funfzig Jahren jemand mein Buch in die Hände bekommen und sagen würde: hat sich der auch auf dieses Feld gewagt! Wenn er es studiren und in das Innere eindringen wollte, so würde er den durch ein Löchlein eines verschlossenen Fensters auf ein Glasprisma

fallenden Sonnenstrahl lächerlich und die Newton'sche Lehre ungrundhaltig finden. Indeß habe ich doch auch schon bei meinem Lebzeiten das Vergnügen, daß man in Berlin in meine Lehre eingeht, zu welchem Ende ich auch meine Instrumente dahin geschickt habe. Die Ursache der Entstehung werden Sie gelesen haben. Ich habe noch das Blättchen Papier, auf welches im Zelte bei Mainz es geregnet hat. Seit dieser Zeit habe ich mich ernstlich mit dieser Lehre beschäftigt. Unser Verstand ist noch so beschränkt, daß wir gewisse Gegenstände bloß a posteriori annehmen und darauf bauen müssen; so verhält es sich mit der Sonne, so auch mit unsern Augen: wir wissen es, daß wir sie haben, wir bemerken die Wirkungen, und kein Mensch wird ergründen können, wie diese hervorgebracht werden, und woraus die Sonne bestehe. Alle die Schreibereien darüber sind grundlose Hypothesen."

Die Lehre, sagte ich hierauf, daß, wenn dunkle Gegenstände im Hintergrunde, sind, die Luft uns blau erscheint, war mir ganz neu; daher ist mir auch jetzt erst verständlich geworden, wenn Chateaubriand anführt, daß er die Luft im Oriente, wo Kreidengebirge im Hintergrunde sind, gelblich gefunden habe.

Goethe erwiederte: „Damit kann man sich manches Späßchen machen, weil sich viele das Phänomen nicht zu erklären wissen, was Sie gelegentlich selbst in Anwendung bringen können; denn wenn Sie einen weißen Gegenstand in tiefes Wasser legen, so wird das Wasser

eine gelbliche Farbe annehmen, während es sonst überall dunkel bleibt. Am besten dürfte es sich mit einer weißen glänzenden Blechplatte bewähren. Ich habe Gläser, wenn Sie selbe auf ein schwarzes Tuch legen, so stellen sie sich dem Auge vollkommen blau dar. Legen Sie selbe auf weißes Papier, so sind sie gelb. Solche Gläser sollen Sie von mir haben."

769.

1821, 29. Juli.

Mit Grüner.

Da zur Abfahrt nach Marienbad schon Alles vorbereitet war, so empfahl ich mich unter Glückwünschen, und Goethe reiste mit der Zusicherung ab, er werde bei der Rückkunft in Eger länger verweilen und meiner freundlich gedenken.

770.

1821, 25. August.

Mit Grüner.

Auf dem Wege dahin [— nach Franzensbad —] trug ich ihm, wie ich schon vor der Abfahrt gethan, die Einladung nach Hartenberg von Seite des Appellationspräsidenten Herrn Grafen Joseph von Auersperg vor, und schilderte das Vergnügen, welches er durch die Annahme diesem ausgezeichneten Staatsdiener und Schriftsteller machen würde. Goethe erkundigte

sich näher über die Lage Hartenbergs, über die Familienverhältnisse, und darüber kamen wir in Franzensbrunn an. Er nahm die Quellen, den Park, Kursaal, kurz Alles in Augenschein, und lobte besonders die schönen Anlagen, die große Reinlichkeit, die überall vorherrsche, die seit seiner letzten Anwesenheit durchgeführten zweckmäßigen Verschönerungen, stellte Vergleichungen zwischen sonst und jetzt an, worauf wir nach Eger zurückfuhren. Ich machte Goethe auf das morgige Fest aufmerksam, zu welchem alle dem Eger'schen Patronat unterstehenden Pfarrer mit ihren Kirchenkindern, unter Vortragung ihrer Fahnen und mit Musik, von früh 7 Uhr an kommen.

771.

1821, 26. August.

Mit Grüner.

Das St. Vincenzfest ist zugleich ein Ernte-Danksagungsfest. Der Einzug der Pfarrer mit ihren Kirchkindern von so verschiedenen Stadtthoren her, die Märsche, die auf Blasinstrumenten größtentheils von Egerländer Bauernburschen ausgeführt wurden, das Wogen so vieler tausend Menschen auf dem Ringe, unter denen Goethe, sie aufmerksam betrachtend, mit mir umherwandelte, unterhielt ihn sehr, und er sagte:

„Es ist ein stämmig robustes Volk von gesundem

Aussehen. So viel ich bemerke, haben die Egerländer weiße gesunde Zähne, dunkelbraune Haare, doch wenig Waden."

Wir verfügten uns dann in die mit Menschen angefüllte Hauptkirche zu St. Niklas, aus welcher die Procession, der Dechant das in Gold gefaßte und mit Edelsteinen geschmückte Haupt des heiligen Vincenz auf einem rothsammtenen goldgestickten Kissen tragend, von allen Pfarrern im größten Ornate, von den bürgerlichen uniformirten Schützen, von den Zünften mit ihren Fahnen und vielem Volke begleitet, ausging.

Nachdem alles vorüber, sagte Goethe zu mir: „Wenn Sie nichts Besseres zu thun haben, so wünschte ich, daß Sie mich Nachmittags nach Liebenstein begleiten," — welche Einladung ich mit Vergnügen annahm. Die Herrschaft Liebenstein, dem Grafen Zedtwitz gehörig, ist ein Kronlehengut. Es befindet sich dort ein altes in geschichtlicher Beziehung merkwürdiges Ritterschloß. Goethe mochte diese Excursion gewählt haben, weil westlich, dem Kammerberg gegenüber, sich der hohe Plattenberg erhebt, um hier vielleicht einigen näheren Aufschluß über jenen zu erhalten.

Der Weg dahin war äußerst schlecht, große mit Wasser gefüllte Löcher, deren Tiefe man kaum berechnen konnte, hinderten die Fahrt. Ich war um seine Person sehr besorgt, rief immer dem Kutscher zu, behutsam zu fahren; allein Goethe sagte:

„Sie sehen, daß der Mensch die Sache besser versteht wie wir. Wenn ihn Napoleon gekannt hätte, er würde ihn zu seinem Leibkutscher gemacht haben, Sie sehen, er fährt sehr behutsam mitten in die großen Löcher hinein, daher kann er nicht umwerfen."

Da ich keine Ängstlichkeit an ihm bemerkte, so war ich um so aufgeheiterter. Plötzlich stieg Goethe aus dem Wagen, machte seine Betrachtungen über einen Stein, und ich hörte ihn sprechen: „Nun, wie kommst du daher?" welche Frage er wiederholte. Mir kam diese Frage, da ich von der Mineralogie nichts verstand, nahezu lächerlich vor; ich dachte, wie kann einen so gelehrten Mann, so ein Stein interessiren, den ich nicht mit dem Fuße stoße, und deren Tausende zu finden sein werden; allein Stadelmann mußte ihn mitnehmen, und nach der Hand erfuhr ich, daß dieser Stein ein Feldspath-Zwillingskrystall war. Ich nahm mir nun vor, Steine, welche von dem gewöhnlichen Äußern abweichen, bei meinen Geschäftsreisen gelegentlich aufzusuchen, und sie an Goethe zu senden, weil ich sah, daß er für diesen Zweig der Naturwissenschaft eine große Vorliebe habe. Er hatte sich auch eine breite lange Tafel von weichem Holze machen lassen, welche er in dem Zimmer Nr. 1 im Gasthofe zur goldenen Sonne in Eger aufstellte, und auf welche die aus Marienbad mitgebrachten wie auch die in der Umgegend gesammelten Mineralien gelegt wurden. Goethe machte über sie seine Betrachtungen, ordnete die Ge-

steine und stellte Suiten zusammen, die er zur Versendung bestimmte.

Die Zeit der morgigen Abfahrt nach Hartenstein wurde bestimmt.

772.

1821, 27. August.

In Hartenberg.

Ich [Grüner] hatte dem Grafen Auersperg von der beiläufigen Ankunft Goethes mit dem Bemerken Nachricht gegeben, daß der 28. August der Geburtstag Goethes sei.

— — — — — — — — — — —

Für Goethe war ein gut meublirtes Zimmer mit allen nöthigen Bedürfnissen, ein zweites für seinen Bedienten vorgerichtet, die Aussicht ging auf die nördlich am Abhange des Schloßberges angebrachten Anlagen. Bei der Ankunft Goethes kam der Graf ihm entgegen, und drückte seine hohe Freude über die Ehre aus, die ihm durch die Anwesenheit Seiner Excellenz zu Theil werde. Lange, sehr lange habe er den Wunsch gehegt, den Mann, dessen Werke er studire, persönlich kennen zu lernen, und dergleichen mehr, was Goethe artig erwiederte.

Als Goethe in das für ihn bestimmte Gemach trat, winkte er mir ihm zu folgen. Er war von der Reise etwas ermüdet, und nach kurzer Zeit sagte er: „Freundchen, machen Sie mich mit der Hausordnung bekannt,

damit ich nicht störe, weil ich sehe, daß Sie hier wie zu Hause sind."

Euere Excellenz, erwiderte ich, der Wille und ausdrücklichste Wunsch des Grafen ist, daß, so lange Eure Excellenz hier verweilen, Sie Herr des Schlosses sind und Ihnen Alles zu Gebote stehe.

Auf wiederholtes Andringen gab ich Aufschluß über die Lebensweise und Beschäftigung des Grafen, worüber Goethe um so mehr erfreut war, als dieses seinen Zuständen, wie er sich ausdrückte, ganz angemessen sei.

Vor dem Souper wurde plötzlich der Abhang des ganzen im Norden liegende Berges hell, und es wurde unter Vivatruf und Pöllersalven ein nicht unbedeutendes Feuerwerk abgebrannt. Im Tempel des Ruhmes zeigte sich eine Schrift mit großen Buchstaben, besagend: „Zu Goethe's zweiundsiebzigstem Geburtstage." Goethe, nicht ahnend, daß dieser für ganz Deutschland merkwürdige Tag, auch im böhmischen Mittelgebirge so herzlich theilnehmend gefeiert werden sollte, war höchst freudig überrascht und tief gerührt, als von allen Seiten so herzliche Glückwünsche dargebracht wurden.

773.

1821, 28. August.

In Hartenberg.

Am 28. August früh besah Goethe vom Schloßbalkone aus die Gegend. Die Aussicht ist wunderschön,

Goethe konnte sich lange nicht von ihr trennen; dann besuchte er die Anlagen, besonders diejenige, von der aus er durch Beleuchtung und Feuerwerk erfreut worden war. Der Sitz, wo Goethe dort von Bergsteigen ausruhte, hat den Namen „Goethes Ruhe" empfangen und behalten. Hierauf nahm er die ansehnliche Bibliothek und Mineraliensammlung des Grafen in Augenschein.

Der Graf hatte ein feierliches Mittagsmahl veranstaltet, und hierzu den Kreishauptmann Baron Erben und andere angesehene Personen eingeladen. Beim Mahle herrschte Heiterkeit und Frohsinn. Goethe in seiner gewöhnlichen Art wollte immer in naturwissenschaftlicher Beziehung und sonst belehrt werden, und unterhielt sich mit dem Grafen und Kreishauptmann sehr angenehm. Als es aber zu Toasten kam, und Graf Auersperg ihm einen Kranz von Eichenlaub unter Musik und Trompetenschall überreichte, während alle Gäste glückwünschend sich erhoben, und die Toaste nicht allein auf sein langes Wohlergehen, sondern auch auf das des Großherzogs ausgebracht wurden, der sich ein deutsches Athen in so großen Zierden der deutschen Nation zu erziehen wußte, war Goethe äußerst bewegt und gerührt, und dankend äußerte er sich bloß, daß die so gastfreundschaftlich freundliche Aufnahme in Hartenberg ihm unvergeßlich sein werde.

774.

1821, 30. Auguſt.

Mit Grüner.

Die Juden bewohnten im vierzehnten Jahrhunderte einen großen Theil der Stadt Eger, namentlich die Juden-, Bruder- und Roſengaſſe. In der Brudergaſſe befand ſich ihre damals ſehr berühmte Synagoge; den Eger'ſchen Chroniken zufolge ſoll in Deutſchland bloß hier eine hohe Judenſchule ſich befunden haben. Als nun in dem gedachten Jahrhunderte die Klagen der Egerer Kaufleute über Bedrückung der Juden immer häufiger wurden, und als eines Tages ein Barfüßer Mönch das Leiden Chriſti mit den glühendſten Farben ſchilderte und die Juden als die Urheber alles Unheils darſtellte, ſprang, dadurch gereizt, ein Kriegsmann zum Hochaltare, ergriff dort ein Crucifix und ſchrie: Wer ein guter Chriſt iſt, der folge mir nach!

Und es folgte ihm aus der Kirche der fanatiſche Pöbel, außen geſellte ſich Geſindel jeglicher Art dazu, die Judenhäuſer wurden geplündert, alle Juden wurden bis auf einen einzigen ermordet, der ſich in einen Schornſtein verſteckt haben ſoll und nach hergeſtellter Ruhe als Bürger von Eger anerkannt wurde. Die meiſten Juden ſollen in das ſchmale Gäßchen zwiſchen der Juden- und Brudergaſſe geſchleppt und ermordet worden, und aus dem Gäßchen, das noch heute zu Tage die Mordgaſſe heißt, das Blut wie ein Bach

herabgeflossen sein. Der damals regierende römische König Karl IV. ließ hierüber eine Untersuchung eintreten, in deren Folge der Rath von Eger zu einer sehr namhaften Geldbuße verurtheilt ward. . . . . Unter Kaiser Siegmund wurde die obgedachte Synagoge in eine katholische Kirche verwandelt. Diese nun besichtigte Goethe. Von außen fand man im Gemäuer einen Opferstock mit nicht mehr lesbarer hebräischer Inschrift. Im Innern der Kirche ist an einer in ihrer Mitte stehenden Granitsäule gleichfalls eine hebräische Inschrift angebracht.

Mir lag daran, Goethes Meinung über die Juden zu erfahren. Was ich aber auch vorbringen mochte, er blieb in Betrachtung der alten Inschriften vertieft, und äußerte sich nicht mit Bestimmtheit in Betreff der Juden.

Wir gingen nun in die alte Burg, in welcher die zu einem Bankett geladenen vornehmsten Anhänger Wallensteins niedergemacht worden sind. Goethe blieb vor der ehemaligen Zugbrücke stehen, und betrachtete den sogenannten schwarzen Thurm. Dann sagte er:

„Dieses großartige Werk wollen wir nun auch von Innen betrachten. Das Gestein ist wahrscheinlich vom Kammerberge. Sehen Sie, wie kunstreich die Steine behauen, und um der Witterung zu widerstehen, zusammengesetzt sind. Sie haben beinahe die Form wie einige unsere losen Feldkrystalle bei Elbogen. Wir müssen ihm (dem Thurm) etwas abgewinnen, um Ver-

gleichung mit dem Vorkommen im Kammerberge anstellen zu können."

Es wurden dann auch einige abgehauene Stücke mitgenommen. Die Schloßkapelle wurde von außen betrachtet, und es wurden an der Westseite Tragsteine bei und zu einem Fenster wahrgenommen, welches zur Hälfte von unten vermauert ist, und offenbar ehemals eine Thüre bildete. Zu dieser Thüre mußte ein auf jenen Tragsteinen ruhender Zugang von dem Schloßgebäude geführt haben, der den hohen Herrschaften diente, für welche allein auch die Emporkirche in der Kapelle bestimmt und eingerichtet gewesen sein mag.

An der Südseite beim Eingange befindet sich ein in Granit gehauenes Kreuz. Gegen Norden erblickt man in der Mauer Höhlungen, welche aus der Zeit der schwedischen und der französischen Belagerung stammen. In das Innere führen einige Stufen hinab. Auf runden massiven Granitsäulen ruht das obere Gewölbe. Dieser untere Theil scheint für das Volk bestimmt gewesen zu sein. An der nördlichen Seite gelangt man über eine schmale Granittreppe in den oberen Theil. Goethe bewunderte die Bauart, die Capitäler der marmornen Säulen, sie waren bei jeder Säule verschieden, nur dürfe man, meinte er, auf die zweite Säule, in welcher eine männliche und weibliche Figur angebracht ist, ein Frauenzimmer nicht aufmerksam machen. Vorzüglich erregte jene gewundene mit Vertiefungen versehene Säule, in dem Raume, wo

gegen Osten ein Altar errichtet gewesen sein mag, seine Aufmerksamkeit und Beobachtung. Goethe stieg auch zum Dachboden hinauf, und labte sich an der freien Aussicht in das schöne Egerthal gegen Osten und Westen. Als wir zu den Schloßruinen kamen, erzählte ich Goethe, daß die Erbprinzessin von Oldenburg, geborene Großfürstin von Rußland*), indem sie die Stauden mit rothen Beeren betrachtete, ausgerufen habe: Sehen Sie, hier sproßt das Blut der Ermordeten aus.

Goethe äußerte hierauf: „Sie hatte Geist, doch führte dieser sie in ihren Äußerungen oft zu weit. So hat sie zu Weimar in der Bibliothek, als der Bibliothekar ihr malebarische Dokumente vorzeigte, und auf ihr Verlangen, den Inhalt zu wissen, denselben nicht anzugeben vermochte, weil er die Sprache nicht verstehe, ausgerufen: Ein Bibliothekar und versteht nicht malebarisch! als ob ein Bibliothekar, bemerkte Goethe, alle Sprachen der Welt verstehen sollte. Sie werden," sagte er dann, „über Manches, was hier vorging, aus Ihren Archivschätzen Aufschluß geben können."

Es ist wohl Einiges vorfindig, erwiderte ich, und wenn Eure Excellenz erlauben, so will ich es im Zusammenhange mit Hofrath Försters Geschichte Wallensteins kurz vortragen.

Goethe sprach: „An Ort und Stelle hat die Erzählung einer wichtigen Begebenheit stets mehr Interesse. Lassen Sie hören."

*) Als Königin von Würtemberg von der Erde geschieden.

Nachdem ich meine Erzählung von der Eger'schen Mordnacht beendet hatte, sagte Goethe: „Sie sehen, die Sache gewinnt hier mehr an Interesse. Es wäre zu wünschen, daß Sie für die Fremden einen Wegweiser drucken ließen; denn Wallenstein spielt in der Geschichte eine wichtige Rolle. Hier an Ort und Stelle hat jeder freien Spielraum, sich den Platz zu denken, wo Graf Terzky sich heldenmüthig vertheidigte und fiel. Die noch stehenden Tragsteine lassen auf den ehemaligen Umfang des Saales schließen. Die Marmorsäulen an den Fenstern zeigen etwas Großartiges an, allein Schade, daß für die Erhaltung nicht gesorgt wird."

An der zweiten Säule werden Eure Excellenz einen freien Adler mit gesenktem Flügel bemerken. Dieser dürfte, fügte ich hinzu, aus der Zeit stammen, als Eger zu den freien Reichsstädten gezählt wurde, wozu sie unter Kaiser Friedrich Barbarossa erhoben worden war, als er das Beilager mit Adelheid, einer Tochter des Markgrafen von Vohburg, hier feierte.

„Natürlich stützt sich das alles, was Sie mir sagten, auf Urkunden?" bemerkte Goethe.

Ich habe das Archiv, sagte ich, und alle auf die Entstehung der Urkunden bezüglichen Correspondenz-Vortragsbücher durchgelesen und es wäre zu weitläufig, Sie in Bezug dieses Gegenstandes (der Ermordung Wallensteins nämlich und seiner vornehmsten Genossen) damit zu ermüden.

Goethe erwiderte: „Es ist an dem genug, was Sie mir sagten, und Jeder würde sich damit begnügen. Solche Geschichtsumstände müssen auch ganz kurz abgefaßt sein.“

Ich darauf: Einiges war mir dennoch sehr von Bedeutung, was ich erst aufgefunden habe. Als erwiesen wird angenommen, daß Wallenstein am 25. Februar 1634 hier erstochen wurde. Nun fand ich in der Correspondenz, dem sogenannten Copialbuche, daß am 26. Februar 1836 an den Gouverneur zu Theusing geschrieben und er ersucht wurde, Victualien jeder Art nach Eger zu senden, weil wegen Anwesenheit Wallensteins und seines Hofstaates hier und in der Umgegend Alles aufgezehrt werde. Ich prüfte genau, ob vielleicht ein Schreibfehler unterlaufen sei; allein es finden sich vor und nach jener Zuschrift Ersuchsschreiben wegen anderer Gegenstände vom 26. Februar 1634 vor, daher konnte kein Irrthum hinsichtlich des 26. Februar vorgefallen sein. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß man die Ermordung Wallensteins verheimlichen wollte, und daß militärischer Seits auf die Ausfertigung jenes Gesuchsschreiben an den Gouveneur zu Theusing Rücksicht genommen worden sei.

Goethe fragte: „Wodurch ist denn sicher gestellt, daß Wallenstein am 25. Februar 1634 erstochen worden? Wenn, wie Sie sagen, in dieser Zuschrift ausdrücklich erwähnt wird, daß er an diesem Tage noch gelebt habe, so konnte er erst am 26. Februar ermordet worden sein.

Nachdem hierauf Grüner ausführlich dargelegt, wie er eine städtische Urkunde gefunden, in welcher der 25. Februar als Tag der Ermordung Wallensteins und seiner Offiziere angegeben sei, berichtet er weiter:

Goethe sagte: „Dieses Actenstück ist auf jeden Fall wichtig; denn es giebt über die Zeit und den Ort der Handlung Aufschluß."

Indem er nun unter freundlicher Begrüßung nach dem Gasthofe zur Sonne zum Mittagsmahle ging, wo er auf seinem Zimmer Nr. 1 speiste, lud er mich für den Nachmittag zu einem Spaziergang in das Egerthal ein, was ich natürlich mit Vergnügen annahm.

Das Egerthal hatte für Goethe einen besonderen Reiz, er lobte die rein gehaltenen Wege, die Baumpflanzung, die angelegten Alleen. Gleich bei der sogenannten Wenzelsburg gegenüber den alten Schloßruinen verweilte er einige Zeit, die Felsengruppen betrachtend. Ich machte ihn aufmerksam, daß ehemals ein Kastell den Berg krönte, welches durch eine lederne Brücke mit der Burg in Verbindung stand, und daß ich ein Ölgemälde vom Jahre 1495 besitze, auf welchem dieses Kastell und die Stadt in ihrem damaligen Aussehen dargestellt ist.

„Man wird wohl den Standpunkt ausmitteln können, von welchem es aufgenommen ist," sagte Goethe.

Ich antwortete: Ich besitze zwei derlei Bilder, worauf angemerkt ist, wie Eger von der Westseite und von der Ostseite ausgesehen hat. Die Bilder sollen nach

einem Holzschnitte ausgeführt worden sein, der sich an einem Altare in der St. Niklaskirche befunden haben soll. Der Maler ist Stadler angemerkt. Diese Malerfamilie existirt noch und ich besitze von Stadler und seinen Nachkommen einige Ölgemälde.

„Von welchem Genre?" fragte Goethe.

Der alte Stadler, antwortete ich, hat einiges Architektonische geliefert, auch war ihm die Lehre der Perspective nicht fremd. Der Sohn hat sich auf Landschaftmalerei gelegt, und würde Gutes zu leisten im Stande gewesen sein, wenn er nicht um das tägliche Brod hätte malen müssen. Überhaupt wurde die Malerei in Eger zunftmäßig betrieben; es gab Lehrjungen, Gesellen, Meister, welche ihre Heiligenbilder nach den entferntesten Gegenden Deutschlands, besonders in Klöstern und an Wallfahrtsörtern absetzten. Dieser Erwerbszweig ist beinahe gänzlich erloschen. Die Wallfahrtsbilder wurden in Packeten zu 100 auch 1000 Stücken versendet. Darunter befinden sich die sogenannten Winterheiligen; es waren Brustbilder; warum sie aber diesen Namen erhalten haben, vermag ich nicht zu sagen. Die sogenannten gestochenen Bilder gaben einen besonderen Handelszweig. Eure Excellenz werden sich überzeugen, wie mühsam und wie für die Augen angreifend die Arbeit bei diesen gestochenen Bildern ist, die meist von Frauenzimmern verrichtet wurde. Je mühsamer sie aber gestochen waren, desto fleißiger war auch das in der Mitte befindliche Bildchen gemalt.

Dieser sonst bedeutende Erwerbs- und Handelszweig ist gänzlich eingegangen, weil derselbe die Concurrenz mit den durch Maschinen gepreßten Bildern nicht aushalten konnte. Einer meiner Mitschüler bekam häufig von seinem Vater, einem Bilderhändler, den Auftrag, auf mehrere Tausend solcher Bilder die Namen der Heiligen mit goldenen Buchstaben zu schreiben. Um rascher fertig zu werden, bat er mich, ihm zu helfen. Da wir einen so großen Vorrath von Heiligen haben, so gerieth ich nicht in Verlegenheit, welchen Namen ich den Bildchen geben sollte. Wenn der Heilige etwas jünger aussah, schrieb ich gewöhnlich Johannes darunter.

„Sie toller Christ," sagte Goethe lächelnd, „wie haben Sie sich das Recht Ihrer Geistlichkeit anmaßen können?"

Ich dachte, war meine Antwort, daß es auf die Namen nicht ankomme, und daß die Heiligen bei Gott einen gleichen Wirkungskreis haben; nur Schade, daß Deutschland so wenig im Himmel vertreten ist, denn die Italiener sollen dort die meisten Plätze eingenommen haben.

„Es sind auch in Italien die meisten Geistlichen," sagte Goethe, „und diese Herren glauben auf einer Stufe zum Himmel höher zu stehen. Sie haben keinen Begriff, mein Lieber, wie die Kinder dort schon für den Priesterstand erzogen werden; denn dort können Sie Kinder auf der Gasse als Dominikaner, Franziskaner, Jesuiten, Nonnen angekleidet sehen."

Es mögen aber, sagte ich, dennoch nicht die besten Sitten in Rom herrschen; denn wenn ich dem Boccaccio trauen darf, so soll sich ein Jude deßhalb haben taufen lassen, weil, wie er behauptete, die christliche Religion göttlichen Ursprungs sein müsse, sonst hätte sie wegen der schlechten Sitten in Rom längst gänzlich verdrängt und ausgetilgt worden sein müssen. Doch Eure Excellenz können auch hierüber den besten Aufschluß geben.

Goethe erwiederte: „Ich kann freilich nicht billigen, daß die Geistlichkeit in Rom sich so sehr mit weltlichen Dingen befaßt, aber um dergleichen habe ich mich nicht gekümmert, sondern bin mehr meiner Leidenschaft, Kunstgegenstände dort genauer zu betrachten und mich auszubilden, nachgegangen, wobei ich auch einen tüchtigen Künstler und Kenner an der Seite hatte. Bei jedem Tritte in Rom stößt man auf Gegenstände, die zu ernsten und angenehmen Betrachtungen Anlaß geben. Wir haben daher von der Geistlichkeit und den Cardinälen nur diejenigen besucht, in deren Palästen Kunstgegenstände zu sehen waren. Was nun Ihre Malerzunft betrifft, so wurde zwar die Kunst herabgewürdigt, auf der andern Seite hatte es doch wieder das Gute, daß die Malerei so viele Theilnehmer fand, und unter diesen mancher Geniale sich aus dem gewöhnlich Schlechten erhob und Gutes lieferte."

775.

1821, 31. Auguſt.

Mit Grüner und Frh. v. Stein.

a.

Das Geſpräch fiel auf Blücher. Goethe lobte ſeine Geiſtesgegenwart, ſeine perſönlich Bravour, ſeine Art das Zutranen und die Liebe ſeiner Soldaten zu gewinnen, dann ſeine Reden. Baron Stein aus Breslau gab über die aufzuſtellende Statue des Helden und über die Hemmungsurſachen Aufſchluß.

b.

Goethe war der ägyptiſchen Form [des von Rauch für das Denkmal vorgeſchlagenen Fußgeſtells] nicht geneigt und hätte lieber ein würfelförmiges, als ein Fußgeſtell koniſcher Form geſehen; wenn aber letztere gewählt ſei, ſo ſtünde das von Langhans vorgeſchlagene Geſims in größerer Harmonie mit dem Unterſatz, als das Schinkel'ſche griechiſche.

776.

1821, 1. September.

Mit Grüner.

Ich ſtellte dieſe Herren [Profeſſoren des Gymnaſiums] Goethe vor. Er unterhielt ſich einige Zeit mit ihnen über das Schulweſen, und nahm ihre Einladung, die Gymnaſialprüfung mit ſeiner Gegenwart zu beehren, an.

Nach ihrem Weggange erkundigte er sich über ihre Conduite, und ich konnte mit dem besten Gewissen das beste Zeugniß geben. Eure Excellenz, sagte ich dann, dürfen sich keinen Begriff von einem ansehnlichen Gebäude machen, es ist so alt und winkelig, daß es eines Um- oder vielmehr Neubaues bedarf, welcher auch beantragt ist.

Darauf Goethe: „Das macht nichts zur Sache! ich habe verschiedene alte Gebäude kennen gelernt, in welchen gut unterrichtet wurde; es kömmt nur hauptsächlich auf die Lehrer an.“

Nachmittags fuhren wir zu dem alten Schulgebäude. Die in das erste Stockwerk führende Treppe war sehr schmal und unbequem, der Gang nach dem Prüfungszimmer sehr dunkel. Nach Goethes Empfang wurde von dem Humanitätsprofessor die Prüfung über die griechischen Autoren vorgenommen. Goethe, dem die griechische Chrestomathie überreicht worden war, schien sehr aufmerksam bis zu Ende zuzuhören. Als ich ihn darauf in seine Wohnung begleitete, sagte er: „Dieser Professor ist seinem Fache sehr gewachsen; ich wünschte aber, daß er die Schüler mehr sprechen ließe.“

Ich erwiederte: Wahrscheinlich hat er es wegen der Anwesenheit Eurer Excellenz gethan, er ist aber sonst ein sehr geachteter, von seinen Schülern sehr geliebter Mann, der, wie man zu sagen pflegt, Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, und von dem sie immer mit Achtung sprechen.

Goethe: „Da wollen wir ihn loben.“

Abends wurde über den Zusammenhang der österreichischen Provinzen, über die Verwaltung derselben, besonders über Ungarn gesprochen.

Goethe sagte: „Es gehört eine geistreiche, kluge und energische Regierung dazu, um so verschiedenartige Völkerstämme in Frieden zusammen zu halten; hiezu mag auch die heilige Allianz beitragen. Nur Schade, daß es in Ungarn, in diesem so großen und gesegneten Königreiche mit der Geistes- und Bodenkultur nicht vorwärts gehen will.“

Darauf ich: Man sagt, daß die Städte in Ungarn viele Verbesserungen ihres Commerzes wegen wünschten und mit den königlichen Propositionen einverstanden wären; auch der hohe Adel zeige sich geneigt dazu, um bei Hofe, wie man zu sagen pflegt, ein Bild sich einzulegen, und dadurch hohe Ehrenstellen und Orden zu erhalten; da aber eine Unzahl Edelleute unter dem Bauernstande und auf dem Landtag sich befindet, solle es dem hohen Adel leicht fallen, diese Bauernedelleute insgeheim aufzustacheln, daß sie sich jeder Neuerung widersetzen, wäre dieselbe auch noch so gut und nützlich, damit ja nichts an der längst schon verrotteten Constitution geändert werde.

Goethe: „Da jeder König von Ungarn die Aufrechthaltung der Constitution beschwört, so läßt sich auch das Gute und Nützliche leider mit Gewalt ihnen nicht aufdringen. Es dürften aber doch einmal Zeiten

kommen, wo, wie unter Kaiser Joseph, das für das Land Nützliche mit Gewalt aufgedrungen werden wird."

In Folge der Fragen Goethes setzte ich ihm den Geschäftsgang beim Magistrate und Criminalamte, sowie den Instanzenzug auseinander, worauf er sagte: „Wie ich mich überzeuge, so greift es bei Ihnen gut zusammen."

777.

1821, 2. September.

Mit Grüner.

Auf dem Wege dahin [— nach Franzensbad —] betrachtete Goethe den Wolkenlauf. „Sehen Sie" sagte er, „wie sich jene gegen Osten wieder auflösen"; er gab der Wolke auch einen Namen, den ich wieder vergessen habe. Kann man, fragte ich, schon bestimmte Resultate aus dem Wolkenlaufe ziehen?

Goethe antwortete: „Bisher hat sich bloß der Engländer Howard darauf gelegt; ich glaube, daß, wenn die Beobachtungen durch viele Jahre ernstlich fortgesetzt werden, auch dieser Sache etwas abzugewinnen sei."

Wir kamen zur Louisenquelle, an deren nordöstlichen Seite die Sprudelquelle in einen kleinen Ständer gefaßt ist. Sprudelquelle wurde sie wegen des gewaltigen Aufwallens des Gases genannt.

Sehen Eure Excellenz, sagte ich, wie geistreich der kleine Mann neben Marie Luise sieht.

„Geistreich," erwiederte Goethe, „war er wohl in hohem Grade, wenn er nur auch in Grenzen wie hier geblieben wäre."

Ein bayrischer Gelehrter, erzählte ich, hat nach Anblick der Louisen- und Sprudelquelle ein hübsches lateinisches Gedicht auf Marie Louise und Napoleon verfaßt, welches ich, wenn Eure Excellenz erlauben, nach unserer Zurückkunft zur Einsicht vorlegen werde. Mit dieser Louisenquelle hat es übrigens eine besondere Bewandtniß. Zum Baue der Fassung derselben wurden Sachverständige aus Prag und Bilin herbeigezogen, welche längere Zeit damit sich beschäftigten, und den Stadtrenten einen Kostenaufwand von 18000 Gulden zufügten. Allein diese Herren waren noch auf dem Rückwege, so stürzte das Gebäude zusammen, dennoch mußten die Renten 300 Gulden Diäten an sie bezahlen. Der hiesige Zimmermeister hat unter Leitung des ärarischen Straßencommissars die Fassung schnell und mit wenigen Kosten bewerkstelligt, und den Sprudel oder die Napoleonsquelle von der Louisenquelle getrennt. Diese Vorbedeutung ist in Wirklichkeit übergegangen.

Darauf Goethe: „Nach der Schlacht von Leipzig fiel ohne bekannte Veranlassung sein Bild vom Nagel in meinem Zimmer herab; was sagen Sie dazu?"

Wenn wir noch, antwortete ich, in den finsteren abergläubischen Zeiten leben möchten, so würden wir es für ein Zeichen des Himmels halten müssen, da sonst

der Geburt und dem Tode großer Männer ſolche Zeichen vorangingen, und wer möchte Napoleon nicht unter die größten Männer zählen, die je die Erde getragen hat. Wenn ich hier die Sprudelquelle neben der Louiſenquelle anſehe, denke ich mir Napoleon getrennt von ſeinem Sohne auf der Inſel Helena, wie er hier eingeengt innerlich lebt, ohne die Grenzen überſchreiten zu können. Nur ein großer Geiſt vermag in ſolcher Lage ſtandhaft zu bleiben. Indeß ſeine Haft ſollte ihn unſchädlich machen, Millionen Menſchen ſind durch ihn geopfert worden.

Goethe: „Laſſen wir gute Wirkungen von dieſer Sprudel- oder wie Sie meinen Napoleonsquelle für die Menſchheit hervorbringen.“

Hierauf fuhren wir nach Eger zurück.

778.

1821, 4. September.

Mit Grüner.

Auf Goethes Befragen [über den bevorſtehenden Jahrmarkt zu Eger] ſagte ich ihm, daß nur Kaufleute aus den benachbarten Städtchen und Marktflecken mit hier immer zu kaufenden Waaren, meiſt für das Landvolk beſtimmt, hierher kommen, und daß der Jahrmarkt ſehr lebhaft werden werde. Von der ſchleſiſchen Grenze kommen Leinwandhändler, welche Garn und Leinwand zum Bleichen mitnehmen. Auch Eiſenwaren aus Steyermark treffen ein.

„Wenn man mir," ſagte Goethe, „einen Stoß von Waaren zum Kaufe vorlegt, ſo pflege ich jene Stücke, welche mir bei dem erſten Anblicke die für mich paſſendſten ſcheinen, auf die Seite zu legen, die anderen ſehe ich nicht mehr an. Ich habe dann nur unter wenigen Stücken zu wählen, und komme früher zum Entſchluſſe, während bei der Anſicht ſo vieler Stücke dieſer oft ſchwankend wird."

Das, erwiederte ich, habe ich bei ſehr vielen Menſchen ſchon bemerkt, ſie wiſſen vor beſtändigem Wählen am Ende nicht mehr, was ſie wählen ſollen, und verlaſſen, ohne etwas zu kaufen, den Kaufladen.

Goethe ſtand am Fenſter und betrachtete ein neugebautes Haus. „Der Mann," ſagte er, „hat das Haus niedlich hergeſtellt, es verräth, daß er ſchon manches Gute geſehen haben mag; doch die zwei geſchnitzten angeſtrichenen Heiligen paſſen nicht zum Ganzen."

Er iſt ſelbſt Baumeiſter, erläuterte ich, und mußte im Innern mit dem Raume äußerſt geizen, um eine bequeme Treppe zu erzielen. Um den Hausfrieden zu erhalten, mußte er ſeiner Ehehälfte nachgeben und beide Heilige anmachen.

„Nun, da wollen wir dem guten Manne ſie laſſen" ſagte Goethe.

779.

1821, 5. September.

Bei der Prämienvertheilung im Gymnasium zu Eger.

Bevor wir uns zu der sogenannten Klassenverlesung begaben, sagte Goethe: „Ich sollte den Leopoldsorden zu dieser Feierlichkeit mitnehmen, allein ich ließ ihn zu Hause, weil ich, wie Sie wahrgenommen haben, keinen Orden trage; nur den Stern des Falkenordens hat man mir an einen Frack angenäht, welchen ich nur bei besonderen Anlässen trage."

Nachdem wir im Saale des Schulgebäudes den von einem Rhetor*) vorgetragenen Prolog gehört hatten, stellte der Vicedirector des Gymnasiums an Goethe die Bitte, das erste Prämium einem der Abiturienten zu verleihen, weil dies auf diesen vorzüglichen Schüler einen bleibenden, ihn im Guten festhaltenden Eindruck machen werde. Goethe nahm das übertragene Amt mit Vergnügen an, sagte dem Schüler bei Überreichung des Prämiums aufmunternde Worte, hieß ihn näher zu sich treten, ermahnte ihn zur Beharrlichkeit im Fleiße und in den guten Sitten, schrieb seinen Namen in das Prämienbuch ein, gab ihm zur Erinnerung ein Goldstück, und entließ ihn mit den freundlichsten Worten, sagend, daß es ihm angenehm

*) Soviel wie auf den gelehrten Schulen in Deutschland Primaner.

ſein würde, wenn er ihm ſonſt in ſeiner Laufbahn förderlich werden könnte, und daß er ſich nur an ihn wenden möchte.*)

780.

1821, 5. September.

Mit Grüner.

Goethe forderte mich dann auf, ihn in das Egerthal zu begleiten. Meinem Vorſchlage zufolge gingen wir zum Mühlthore hinaus. Ich ſtieg beim erſten Thore links den Felſen hinauf, um einige an der Ecke der Schloßruinen eingemauerte ſchwarze Steine zu betrachten, und berichtete, daß es die nämliche Steinart ſei, woraus der ſogenannte ſchwarze Römerthurm erbaut iſt.

„Dieſe Burg iſt jedenfalls viel ſpäter gebaut,**)“ ſagte Goethe; „es werden noch einige vorräthige Steine davon umhergelegen ſein, die man zum Thurmbau benutzen wollte, allein nicht mehr hiezu brauchen konnte.

Der Weg führte in Windungen zwiſchen den Gärten, in welchen die Tuchmacher ihre Tuchrahmen aufgeſtellt haben. Davon nahm Goethe Veranlaſſung

*) Dieſer Abiturient hieß Georg Schmied, war der Sohn eines armen Taglöhners, erhielt ſich durch Ertheilung von Privatunterricht und durch Koſttage, und iſt jetzt [1853] Dr. der Medicin in Wien.

**) Sc. als der ſchwarze Thurm.

zu Fragen über die Anzahl der Tuchmacher zu Eger, über die Tucherzeugung und über den Absatz der Tuche. Ich befriedigte seine Wißbegierde und fügte hinzu, daß ehemals die hiesige Tuchmacherzunft sehr bedeutend gewesen sein müsse; denn aus den Chroniken gehe hervor, daß die Egerer Tuchmacher das Raubschloß Graslitz mit gestürmt, und vom Thurme den goldenen Stern erbeutet hatten, welcher dann dem ehemaligen alten Rathhausthurm aufgesetzt wurde. Für diese That wurde den Tuchmachern die damals große Auszeichnung zu Theil, bei ihren öffentlichen Aufzügen sich der Trompeter bedienen zu dürfen. Die Tuchknappen hielten auch zu gewissen Zeiten den Laternentanz; worin dieser bestand, konnte ich nirgends auffinden. Sie mußten, wenn sie diesen Tanz halten wollten, um Bewilligung ansuchen, welche ihnen nicht immer vom Rathe ertheilt wurde. Es muß ein ganz besonderer Tanz gewesen sein, da sie sich bei Anwesenheit höchster Herrschaften damit produciren mußten. Jedenfalls dürfte er interessanter gewesen sein als unsere Walzer und Galopps, denn es wird mir immer unwohl, wenn ich dieses wüthend schnelle Drehen, dieses zwecklose, der Gesundheit schädliche Toben und Rasen ohne alle Kunst und Grazie ansehen muß.

Darauf Goethe: „Lassen wir sie austoben, sie werden bald zur Kunst zurückkehren und eine Menuette zierlich wieder aufführen. In höheren Cirkeln wird die Tanzkunst ohnedies fortwährend cultivirt."

Als ich ihn Abends in Folge seiner Einladung besuchte, erkundigte er sich näher über die Lage des Schülers, dem er das erste Prämium überreicht hatte. Ich sagte ihm, daß derselbe der Sohn eines armen Taglöhners sei, und seinen Lebensunterhalt hier durch Kosttage und Ertheilung von Privatunterricht gefunden habe. So würden von den hiesigen Bürgern und Klöstern viele arme Schüler unterhalten. Gar mancher derselben sei nachher zu hohen Ehrenstellen gelangt.

„Die Egerer sollen dieserwegen gelobt werden," sagte Goethe, nahm ein für die Ertheilung des Unterrichtes in den Gymnasien vorgeschriebenes Lehrbuch der Geschichte zur Hand, blätterte es durch und äußerte: „Nun sehen Sie, wie geschickt das Geschichtsbuch für die Jugend eingerichtet ist. Die Marginalanmerkungen sind gut, und die Application der aus der Geschichte herausgehobenen Facta zur Belehrung der Jugend ist zweckmäßig; es ist nichts dagegen zu sagen."

Dann ging er die deutsche Chrestomathie durch. Da sein Name so selten darin vorkömmt, so war ich begierig, ob nicht in seinen Mienen einiger Unmuth zu lesen sein werde. Er aber legte das Buch ganz unbefangen weg, und sagte nach einer Pause:

„Als Muster für die Jugend bin ich weniger als Gellert, Lichtwer, Hagedorn zu gebrauchen."

781.

1821, 6. September.

Mit Grüner.

Goethe war mit meinem Vorschlage einverstanden, jenseits des Flusses im Egerthale bis zum Jägerhaus, Siechenhaus genannt, zu gehen, um dort eine angenehme Aussicht zu gewinnen. Ich hatte die Vorkehrung getroffen, daß ein mit bequemen Sitzen versehenes Schiff uns am Flusse dort erwarte. Goethe war von der äußerst schönen Aussicht angenehm überrascht. Um sich in der ganzen Umgegend zu orientiren, mußte ich ihm über die entferntesten Ortschaften, die sein Blick erreichen konnte, Aufschluß geben.

Er war äußerst vergnügt und aufgeheitert. Im Herabsteigen vom Berge zum Flusse sagte ich, daß diese Gegend für mich um so mehr Reiz habe, als sie mich an meine Kinder- und Schuljahre erinnere. Im Sommer wurde hier an Recreationstagen gewöhnlich gebadet. Am jenseitigen Ufer hatten wir Stufen angebracht, um von da in das Wasser zu springen. Dort, bei dem vierten Strauch habe ich einen untersinkenden Schüler glücklich noch bei den Haaren erwischt und herausgezogen. Bloß ein schmaler Streif ist tief, herwärts ist das Wasser seicht und der Boden sandig; hätte der Fluß eine gleich breite Tiefe gehabt, so hätte er mich mit hinabgezogen.

Beim Einsteigen in das Schiff sagte Goethe; „Das

haben Sie gut gemacht, Sie ſollen gelobt werden; man ruht dabei aus und kann die Gegend bei der langſamen Fahrt von beiden Seiten beobachten."

Der Abend war unvergleichlich ſchön. Ich überließ den großen Dichter ſeinen Betrachtungen. Beim Ausſteigen bei der Stadt, als ich ihn ſo heiter fand, ſagte ich: Horaz hat wohl unrecht gehabt, als er über den Erfinder der Schifffahrt loszog.

Goethe antwortete: „Er hat nur das Meer gemeint, dem er ſich anvertraut hat; mit uns wäre er ſchon ruhig gefahren."

Als dann die Rede auf den wunderthätigen Fürſten Hohenlohe und auf die Erklärung des Stadtmagiſtrates von Bamberg gegen denſelben kam, äußerte Goethe:

„Bei einem nervenſchwachen Menſchen kann ein derlei feſter Glaube zu einer frommen und moraliſch guten Perſon allerdings eine erwünſchte Wirkung hervorbringen, wenn dieſe über ihn fromme Worte ausſpricht und den Segen ertheilt; allein es drängen ſich Menſchen mit chroniſchen Übeln hinzu, und machen ein ſchlimmes Spiel."

Ich bemerkte: Selbſt von hier ſind einige Podagriſten dahin gewandert, die natürlich bei wieder eingetretenen Schmerzen verlacht wurden.

782.

1821, 12. September.

Mit Grüner und deſſen Söhnen.

Goethe kam zu mir, ſich zu beurlauben. Was die Leiche des Knaben, von welcher er in ſeinem Tagebuche ſpricht, betrifft, hatte es folgende Bewandtniß. Dieſer Knabe war das Kind des Sonnenwirthes, in deſſen Gaſthof Goethe wohnte. Die Magd ſtellte den Knaben in eine im Hofe ſtehende Kutſche, und glaubte denſelben in voller Sicherheit. Aber der Kutſchenſchlag war nicht feſt geſchloſſen, der Knabe ſtürzte heraus und zwar auf den Kopf, ſo daß er gleich nach dem Sturze ſtarb. Ich erzählte Goethe, daß zwei junge, aber ſchon erwachſene Mädchen vermißt würden. Die eine derſelben war eine Waiſe, gut erzogen; wegen Mangel an Arbeit wurde ſie tiefſinnig, falſche Scham hielt ſie ab, um Unterſtützung zu bitten. Sie irrte in den Wäldern umher, und wurde endlich im Egerfluſſe, bis an die Bruſt im Waſſer wahrgenommen. Sie wurde zur Aufſicht und Heilung ihres Gemüthes übergeben, auch wurde für ſie eine Sammlung zur Deckung ihrer nächſten Bedürfniſſe eingeleitet. In Betreff der zweiten der beiden Vermißten, wurde ermittelt, daß ſie ſich wegen der Untreue ihres Geliebten im Egerfluſſe ertränkt habe.

Goethe unterhielt ſich mit meinen Söhnen auf eine äußerſt liebreiche Art. Der älteſte Sohn Joſeph, ſowie

der zweite Ignaz hatten ihre Prüfungen mit Auszeichnung bestanden, und weil der erstere eine Rede im Prüfungssaale vorgetragen hatte, ließ er sie sich von ihm recitiren. Er bezeigte seinen Beifall und beschenkte beide.

Wie gewöhnlich verweilte er dann bei meinem Mosaikkasten. „Freundchen," sagte er, „Sie wissen nicht, welchen großen Schatz Sie hier besitzen. Dieser Kasten ist in Florenz zur Zeit der Medicis verfertigt. Man wollte dort eine Kapelle mit Mosaik verzieren, die Steine waren hierzu bereits größtentheils vorhanden, allein der Tod vereitelte die Ausführung. Wer nun einen aus diesen Steinen verfertigten Mosaik-Tisch oder Kasten besitzt, kann sich glücklich schätzen. Die Italiener nennen diese mühsame Tischlermosaik und künstliche Arbeit Artesia. Wenn Sie mir die Mittelstücke dieser Mosaikarbeit überlassen, so würde ich Ihnen nicht allein dreihundert Thaler geben, sondern auch die Theile, an denen die Mosaik angebracht ist, herstellen und den ganzen Kasten Ihnen lassen."

Ich aber, weil ich mich hierzu nicht gleich entschließen, auch seinen Antrag nicht platterdings abschlagen wollte, leitete das Gespräch auf meine Ölgemälde.

„Sie haben mitunter gute Sachen," sagte er, „besonders der Kopf über der Thüre ist aus einer sehr guten italienischen Schule."

Mit diesem Kopfe, sagte ich, hat es eine besondere

Bewandtniß. Ich war Bevollmächtigter des Herrn Appellationspräsidenten Grafen Joseph Auersperg, Besitzers der Herrschaft Hartenstein. So oft ich in das Zimmer des Grafen trat, zog dieser Kopf meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Als ich einmal nach Hause fahren wollte, fand ich in der Kutsche ein Kistchen. Ich eilte mit der Anfrage zurück zu dem Grafen, was damit zu geschehen habe. Mir ward die Antwort: „Es ist der Kopf, welchen Sie zu Hause mit Muße betrachten mögen, hier lasse ich Ihnen keine Zeit dazu, weil wir stets wichtigere Geschäfte zu besprechen haben." Nach eingeholter Erkundigung hatte die Frau Gräfin Mutter den Kopf nebst einigen anderen Gemälden sehr theuer in Italien erkauft.

783.

1821, Ende October bis Jahresschluß (?).

Mit und über Ludwig Rellstab.

Durch meinen Brief von Zelter war ich in näheren Zusammenhang mit ihm [Goethe] gekommen, war oft bei seiner Schwiegertochter aufgenommen. Ich hatte ihn bei Überreichung des Schreibens gesprochen, allein er war mehr in seiner vornehmen Absonderung geblieben, wiewohl er sich ganz freundlich mit mir unterhalten hatte. Er fragte manches über Berlin, über Zelter, auch über andere Zustände, behandelte aber doch die Gegenstände der Unterredung mehr wie ein

Fürſt, der von ſeiner einſamen Höhe auch von dem, was in der Welt vorgeht, Notiz nimmt. Es wurde kein ruhig dahinfließendes Geſpräch mit ihm, ſondern nur ein Fragen, dem man die geiſtige Überlegenheit wohl anmerkte, aus welchem jedoch nichts hervorging, das einem einſamen Gedankenreſultat angehörte. Ich war mithin nicht ſo befriedigt, wie ich hoffte, mußte jedoch nach Verhältniß ſeiner Stellung immer dankbar für die Zeit bleiben, die er mir widmete.

Indeſſen war ein junger Poet, der einige Kraft in ſich fühlte, doch ſo leicht nicht von ſeinem Vorſatze abzubringen. Ich ließ ... eine ſaubere Abſchrift einiger meiner Gedichte anfertigen und überſandte ſie ihm mit einem Briefe. Dieſer Schritt mißlang indeſſen ganz; ich bekam nach einiger Zeit die Gedichte durch Frau v. Goethe zurückgeſandt mit einem Briefe, worin ſie bedauerte, daß ſie dasjenige, was ich mir als höchſte Hoffnung des Lebens hingeſtellt habe, für eine geſcheiterte halten müſſe, indem ihr Schwiegervater ſich grundſätzlich nicht mehr in dieſe Art von Verbindungen einlaſſe, deren gewiſſenhafte Erfüllung ihm ſein hohes Alter verbiete. Natürlich war ich ſehr traurig darüber, doch im Grunde war die Art der Zurückweiſung eine wohlverdiente; denn ich hatte in meinem Schreiben geſagt: ſein Wort würde ich als eine unbedingte Entſcheidung hinnehmen, daß mein dichteriſcher Beruf ein verfehlter ſei, falls er nicht ſeine (Goethes) Zuſtimmung erwerben könne. Allein dies war eigentlich eine Un-

wahrheit: ich fühlte mich in meinem dichterischen Leben und Treiben schon so fest, daß mich nichts hätte davon zurückhalten können. Mochte nun die Zurückweisung eine begründete sein oder nicht, fortarbeiten wollte, mußte ich; meine Zusendung wäre eine Überschätzung meiner Kräfte gewesen, es geschah mir Recht, daß keine Folge sich daran knüpfte.

Nichtsdestoweniger blieb ich im Hause der Frau v. Goethe ein ungehinderter Besucher und empfing die mehrfältigen Einladungen von Goethe selbst zu Soireen sehr freudig, weil er sich in diesen ganz als sei nichts vorgefallen unterhaltend und wohlwollend äußerte. Hier hatte ich denn nun Gelegenheit, ihn vielfältig zu beobachten. Seine edle Persönlichkeit, das Haupt voller Ausdruck und wahrer Würde, das reiche, schneeweiße Haar, die Freundlichkeit seiner Physiognomie, wenn er eine heitere Mittheilung machte, griff jeden an das Herz. Mit mir sprach er häufig von Musik, selten über etwas anderes. Er begann damit, eine freundliche Anerkennung meiner Wirksamkeit seiner Schwiegertochter gegenüber anzudeuten und dankte mir für die Art und Weise, wie ich mein Talent, ihr zum Gesang zu begleiten, in Thätigkeit gesetzt hatte. Dann sprachen wir öfters von Beethoven, den er persönlich kannte, und stolz darauf war, Manuscripte von ihm zu besitzen. Er zog bei diesem Anlaß den ... Geheimrath Schmidt heran, der uns eine Beethoven'sche Sonate vorspielen mußte. Von seiner Liebhaberei an Bach'schen Fugen

ſprach er ebenfalls mehrmals; es iſt auch der Name des Mannes genannt worden — es war ein Organiſt des benachbarten Städtchens Berka [Schütz] — der ihm nach Zelter's Empfehlung viele von den Fugen Bach's vorſpielte. Es mag ſein, daß dieſe Zuſtände der Muſik ihn beſonders reizten, allein er hätte doch einer ganz andern Muſikausbildung bedurft, um ein wahres Verſtändniß der ächten, großen Fugen Bach's zu haben, welches nur die Sache des mit allen Studien Vertrauten iſt, die zu dieſem ſchwierigſten Gipfel in der Kunſt führen. Zwiſchen dieſe Geſpräche miſchten ſich mehr mit der Geſellſchaft im Ganzen an andere, über Malerei z. B., ein, worin oft viel Seltſames, aber auch viel Gutes gehört wurde.

Unterſchied ſich auf dieſe Weiſe Goethes Unterhaltung ſehr von der eingehenden Tieck's und Jean Paul's, und konnte ich nicht ſagen, daß ich, wie bei dieſen Männern, eine durchgreifende, in's Innerſte der Literatur eingreifende Bekanntſchaft gemacht, ſo blieb mir doch von jedem Abend, den ich auf ſolche Weiſe mit zehn bis zwölf Gäſten in ſeinem Hauſe zubrachte, irgend etwas ſehr Merkwürdiges zurück. Beachtenswerth iſt mir beſonders eins geweſen: die Art und Weiſe, wie er Frau v. Arnim (Bettina), welche eines Abends von Frankfurt a. M. auf der Durchreiſe in Weimar eintraf und gerade an einem Geſellſchaftsabend Goethe ſprechen wollte, aufnahm. Es entſtand eine kleine Unruhe: ein Diener trat herein, Goethe wurde

hinausgerufen. Er ging offenbar ungern; nach einiger Zeit kehrte er in Begleitung zweier Damen zurück, die den Abend in der Gesellschaft verweilten, und von denen eine als Frau v. Arnim vorgestellt wurde. Allein es geschah sehr obenhin, und Goethe unterhielt sich auch wenig mit ihr. Irre ich nicht, so war es der nämliche Abend, wo Zelter zugegen war; indessen mag es auch ein anderer gewesen sein. Was ich nachmals durch dritte Hand von den geheimen Unterhandlungen hörte, die beim Hinausrufen Goethes gepflogen wurden, war seltsamster Art. Frau v. Arnim war in der ernstesten Spannung mit Goethe; sie hatte ihn durch diesen Besuch nur versöhnen wollen. Er dagegen mochte sie gar nicht in seinem Hause sehen, und die Zulassung war nur in einem Augenblick erwirkt worden, wo sie ihn überrascht hatte.*)

784.

1821, 4. November.

Mit Felix Mendelssohn u. a.

Jetzt hört alle auf! Heute ist Dienstag. Sonntag kam die Sonne von Weimar, Goethe, an. Am Sonntag gingen wir [Felix und Zelter] in die Kirche.... Nachher ging ich nach dem „„Elefanten"", wo ich Lukas Cranach's Haus zeichnete. Nach zwei Stunden

*) [Rellstab's weitere Erzählung von einem Besuch der Mara war, als voraussetzlich völlig auf Irrthum beruhend, auszulassen.]

kam Professor Zelter: Goethe ist da! Der alte Herr ist da! Gleich waren wir die Treppe hinunter in Goethes Haus. Er war im Garten und er kam eben um eine Ecke herum; ist dies nicht sonderbar, lieber Vater! ebenso ging es auch Dir. Er ist sehr freundlich, doch alle Bildnisse von ihm finde ich nicht ähnlich. — Er sah sich seine Sammlung von Versteinerungen an, welche der Sohn geordnet, und sagte immer: „„Hm! Hm! Ich bin recht zufrieden."" Nachher ging ich noch eine halbe Stunde im Garten mit ihm und Professor Zelter. Dann zu Tisch. Man hält ihn nicht für einen Dreiundsiebziger, sondern für einen Funfziger. Nach Tisch bat sich Fräulein Ulrike, die Schwester der Frau v. Goethe, einen Kuß aus, und ich machte es ebenso. Jeden Morgen erhalte ich vom Autor des „„Faust"" und des „„Werther"" einen Kuß und jeden Nachmittag vom Vater und Freund Goethe zwei Küsse. Bedenkt! . . . . Nachmittags spielte ich Goethe über zwei Stunden vor, theils Fugen von Bach, theils phantasirte ich. Den Abend spielte man Whist, und Zelter, der zuerst mitspielte, sagte: „„Whist heißt: Du sollst das Maul halten!"" Ein Kraftausdruck! Den Abend aßen wir alle zusammen, auch sogar Goethe, der sonst niemals zu Abend ißt. Nun, meine liebe hustende Fanny! Gestern früh brachte ich Deine Lieder der Frau v. Goethe, die eine hübsche Stimme hat; sie wird sie dem alten Herrn vorsingen. Ich sagte es auch schon, daß Du sie gemacht hättest und fragte, ob er sie wohl

hören wollte. Er sagte: „„Ja, ja! Sehr gerne!““ Der Frau v. Goethe gefallen sie besonders. Ein gutes Omen. Heute oder morgen soll er sie hören.

785.

1821, kurz nach dem 4. November.

Mit Mendelssohn u. a.

In den Gesellschaftszimmern Goethes befand sich ein vortrefflicher Streicher'scher Flügel, den ihm Rochlitz besorgt hatte. Dort fanden wir uns am Abend des Tages alle wieder zusammen; denn Goethe hatte eine größere Gesellschaft geladen, um seine Weimarischen Freunde, insbesondere die musikalischen, mit dem staunenswürdigen Talente des Kindes, von dem ihm Zelter den Tag über viel erzählt, auch früher schon manches geschrieben, bekannt zu machen. Unter den Geladenen befand sich auch der Weimarische Regierungsrath Schmidt, der, ein leidenschaftlicher Verehrer Beethoven's, dessen Sonaten sämmtlich mit Feuer und Fertigkeit spielte und sie zum größten Theil auswendig wußte; außerdem, wenn ich mich richtig erinnere, der Musikdirector Eberwein mit seiner Gattin, einer ausgezeichneten Sängerin, Herr v. Knebel, Froriep u. a.

Zelter war, als wir andern schon versammelt waren, noch nicht zugegen, wohl aber Felix Mendelssohn, der sich scherzend wie am Morgen mit den Damen des Hauses unterhielt. Zelter wohnte in einem der, an

den Gesellschaftssaal stoßenden Zimmer; von dorther trat er ein. . . . . Jetzt erst erschien Goethe selbst; er kam aus seinem Arbeitszimmer. Gewöhnlich pflegte er, wenigstens habe ich es so bemerkt, erst abzuwarten, daß die Gesellschaft versammelt sei, bevor er sich zeigte; so lange verwalteten sein Sohn und dessen Gattin die Pflichten der Wirthe auf die einnehmendste Art. — Eine gewisse Feierlichkeit war von dem Eintreten des Dichters in den Kreis seiner Gäste kaum zu trennen; denn fast immer befanden sich in demselben einige, die ihn zum ersten Mal sahen, oder ihm doch nur selten nahe getreten waren, und selbst für die, welche nähern oder nächsten Umgang mit ihm pflogen, blieb das Gefühl der Verehrung ihm gegenüber das vorherrschende. Sein ganzes Wesen prägte sich auch in der äußern Erscheinung so aus, daß diese Empfindung die erste, die überwiegende, die bleibende sein mußte. Sein ernster langsamer Gang, die kraftvollen Züge, welche vielmehr die Stärke, als die Schwäche des Alters ausdrückten, die hohe Stirn, das weiße, reiche Haar, endlich die tiefe Stimme und die langsame Redeweise — alles vereinigte sich gerade zu diesem Eindruck. Er stellte sich denn auch an diesem Abend her: eine plötzliche Stille trat ein, als der Dichtergreis die Thür öffnete; jedes Auge wandte sich zu ihm; er wurde mit stummer Verbeugung begrüßt. Sein „Guten Abend!“ richtete sich an alle, doch vorzugsweise ging er auf Zelter zu und schüttelte ihm vertraulich die Hand. Es ist all-

bekannt, daß beide auf dem brüderlichen Fuß des Du in der Unterredung ſtanden. Felix Mendelsſohn ſchaute mit blitzenden Augen zu dem ſchneeigen Haupt des hohen Dichters hinauf; dieſer aber nahm ihn mit beiden Händen freundlich beim Kopf und ſagte: „Jetzt ſollſt Du uns auch etwas vorſpielen!“ Zelter nickte ſein Ja dazu.

Goethe trat nun zu uns andern. Eine kurze Unterredung bei der erſten Vorſtellung abgerechnet, hatte ich [Rellſtab] ihn — obgleich ich mich ſchon über zwei Monate in Weimar befand — noch nicht weiter geſehen. . . . . Nach einigen freundlichen Äußerungen gegen mich über die Beziehungen, in die ich zu ſeinem Sohne und ſeiner Schwiegertochter getreten, in deren Hauſe ich ſeither mehrfach aus- und eingegangen war, und wo namentlich Muſik — Frau v. Goethe ſang ſehr angenehm — uns öfters beſchäftigt hatte, lenkte der Dichter das Wort auf Felix Mendelsſohn: „Mein Freund Zelter hat mir da ſeinen kleinen Schüler mitgebracht, den Sie gewiß ſchon kennen.“ Ich bejahte es; Goethe fuhr fort: „Von ſeinen muſikaliſchen Anlagen ſoll er uns erſt eine Probe geben, aber auch nach jeder andern Seite iſt er außerordentlich begabt. Man hat die Lehre von den Temperamenten: jeder Menſch trägt alle vier in ſich, nur in verſchiedenen Miſchungsverhältniſſen; bei dieſem Knaben würde ich annehmen, daß er vom Phlegma das irgend möglichſte Minimum, von dem Gegenſatz das Maximum beſitze.“

Es gehört nicht hierher, wäre mir auch kaum möglich, das fernere Gespräch, welches sich hieran knüpfte, genauer zu entwickeln. Der Flügel war geöffnet worden, die Lichte auf das Pult gestellt. Felix Mendelssohn sollte spielen. Er fragte Zelter, gegen den er durchaus kindliche Hingebung und Vertrauen zeigte: „„Was soll ich spielen?“ „„Nun, was Du kannst!““ antwortete dieser in dem obenhin streifenden Tone, dessen sich alle erinnern werden, die ihn näher gekannt; „„was Dir nicht zu schwer ist.““ .... Es wurde endlich festgesetzt, daß er frei phantasiren solle und er bat Zelter um ein Thema. „„Kennst Du das Lied: Ich träumte einst von Hannchen ꝛc.?““ fragte ihn dieser. (Diese Worte sind nicht die richtigen; ich habe das Lied musikalisch, wie seinen Wortlaut vergessen; doch war dies ungefähr der Sinn der ersten Zeile . . .) Felix verneinte. „„So will ich es Dir einmal vorspielen.““

Zelter setzte sich an den Flügel und spielte mit seinen steifen Händen (er hatte mehre gelähmte Finger) ein sehr einfaches Lied in G-Dur in Triolenbewegung.... Felix spielte es einmal ganz nach und brachte dann, indem er die Triolenfigur in beiden Händen unisono einigemal übte, gewissermaßen seine Finger in das Geleise der Hauptfigur, damit sie sich ganz unwillkürlich darin bewegen möchten. Jetzt begann er, aber sogleich im wildesten Allegro. Aus der sanften Melodie wurde eine aufbrausende Figur, die er bald im Baß, bald in der Oberstimme nahm, sie mit schönen Gegensätzen

durchführte, genug: eine im feurigsten Fluß fortströmende Phantasie gab. . . . . Mit einem ihm schon damals eigenen richtigen Takt dehnte der junge Künstler sein Spiel nicht so lange aus; desto größer war der Eindruck gewesen. Ein überraschtes gefesseltes Schweigen herrschte, als er die Hände nach einem energisch aufschnellenden Schlußaccord von der Claviatur nahm und sie nunmehr ruhen ließ.

Zelter war der erste, der die Stille in seiner schon oben erwähnten fahrlässig humoristischen Weise unterbrach, indem er laut sagte: „„Na, Du hast wohl vom Kobold oder Drachen geträumt! Das ging ja über Stock und Block!"" . . . . . Das Spiel hatte, wie es nicht anders sein konnte, die höchste Bewunderung aller erregt, und namentlich war Goethe selbst von wärmster Freude erfüllt. Er herzte den kleinen Künstler, in dessen kindlichen Zügen sich Glück, Stolz und Verlegenheit zugleich malten, indem er ihm den Kopf zwischen die Hände nahm, ihn freundlich derb streichelte und scherzend sprach: „Aber damit kommst Du nicht durch! Du mußt noch mehr spielen, bevor wir Dich ganz anerkennen." — „„Was soll ich denn spielen'" — fragte Felix — „„Herr Professor?'" — er pflegte Zelter bei diesem Titel zu nennen — „„was soll ich noch spielen?'"

. . . . Goethe war ein großer Freund der Bachschen Fugen; . . . es wurde also auch Felix Mendelssohn die Aufforderung gestellt, eine Fuge des hohen

Altmeiſters zu ſpielen. Zelter wählte ſie aus dem Notenheft der Bach'ſchen Fugen, welches herbeigebracht wurde, und der Knabe ſpielte dieſelbe völlig unvorbereitet mit vollendeter Sicherheit. . . . . Goethes Freude wuchs bei dem erſtaunungswürdigen Spiel des Knaben. Unter anderm forderte er Felix auf, ihm eine Menuett zu ſpielen. „„Soll ich Ihnen die ſchönſte, die es in der ganzen Welt giebt, ſpielen?"" — „Nun, und welche wäre das?" — Er ſpielte die Menuett aus „Don Juan". Goethe blieb fortdauernd lauſchend am Inſtrument ſtehen; die Freude glänzte in ſeinen Zügen. Er wünſchte nach der Menuett auch die Ouverture der Oper; doch dieſe ſchlug der Spieler rund ab mit der Behauptung, ſie laſſe ſich nicht ſpielen, wie ſie geſchrieben ſtehe, und abändern dürfe man nichts daran. Dagegen erbot er ſich die Ouverture zum „Figaro" zu ſpielen. Er begann ſie mit einer Leichtigkeit der Hand, mit einer Sicherheit, Rundung und Klarheit in den Paſſagen, wie ich ſie nie wieder gehört. . . . . Goethe wurde immer heiterer, immer freundlicher, ja, er trieb Scherz und Neckerei mit dem geiſt- und lebensvollen Knaben. „Bis jetzt" — ſprach er — „haſt Du mir nur Stücke geſpielt, die Du kannteſt, jetzt wollen wir einmal ſehen, ob Du auch etwas ſpielen kannſt, was Du noch nicht kennſt. Ich werde Dich einmal auf die Probe ſtellen."

Er ging hinaus, ... kam nach einigen Minuten wieder in's Zimmer und hatte mehrere Blätter ge-

schriebener Noten mitgebracht. „Da habe ich einiges aus meiner Manuscriptensammlung geholt; nun wollen wir Dich prüfen. Wirst Du das hier spielen können?“ Er legte ein Blatt mit klar, aber klein geschriebenen Noten auf das Pult; es war Mozart's Handschrift.... Der junge Künstler spielte mit vollster Sicherheit, ohne nur den kleinsten Fehler zu machen, das nicht leicht zu lesende Manuscript vom Blatt; .... das Stück klang, als wisse es der Spieler seit Jahr und Tag auswendig, so sicher, so klar, so abgewogen im Vortrag.

Goethe blieb, da alles Beifall spendete, bei seinem heiteren Ton. „Das ist noch nichts!“ rief er; „das könnten auch andere lesen. Jetzt will ich Dir aber etwas geben, dabei wirst Du stecken bleiben. Nun gieb acht!“ Mit diesem scherzenden Ton langte er ein anderes Blatt hervor und legte es auf's Pult. Das sah in der That sehr seltsam aus: man wußte kaum, ob es Noten waren, oder nur ein liniirtes, mit Dinte bespritztes, an unzähligen Stellen verwischtes Blatt. Felix Mendelssohn lachte verwundert laut auf. „„Wie ist das geschrieben! Wie soll man das lesen?““ rief er aus. Doch plötzlich wurde er ernsthaft; denn indem Goethe die Frage aussprach: „Nun rathe einmal, wer das geschrieben?“ rief Zelter schon: ... „„Das hat ja Beethoven geschrieben! Der schreibt immer wie mit einem Besenstiel und mit dem Ärmel über die frischen Noten gewischt. Ich habe viele Manuscripte von ihm: die sind leicht zu kennen.““ .... Bei diesem Namen

aber war . . . Felix Mendelssohn plötzlich ernsthaft geworden, mehr als ernsthaft; ein heiliges Staunen verrieth sich in seinen Zügen. Goethe betrachtete ihn mit forschenden, freudestrahlenden Blicken. Der Knabe hielt das Auge unverwandt auf das Manuscript gespannt und leuchtende Überraschung überflog seine Züge, wie sich aus dem Chaos ausgestrichener, frisch verwischter, über- und zwischengeschriebener Noten und Worte ein hoher Gedanke der Schönheit, der tiefen, edeln Erfindung hervorrang. Das alles währte aber nur Secunden; denn Goethe wollte die Prüfung scharf stellen, dem Spieler keine Zeit zur Vorbereitung lassen. „Siehst Du!" rief er; „sagt' ich's Dir nicht, Du würdest stecken bleiben? Jetzt versuche! Zeige, was Du kannst!"

Felix begann sofort zu spielen. Es war ein einfaches Lied; deutlich geschrieben, eine kinderleichte, gar keine Aufgabe, selbst für einen mittlern Spieler, so aber gehörte doch dazu, um aus den zehn und zwanzig ausgestrichenen, halb und ganz verwischten Noten und Stellen die gültigen herauszufinden, eine Schnelligkeit und Sicherheit des Überblicks, wie sie wenige erringen werden. . . . Einmal spielte er es so durch, im Allgemeinen richtig, aber doch einzeln innehaltend, manchen Fehlgriff unter einem raschen „„Nein, so!"" verbessernd; dann rief er: „„Jetzt will ich es Ihnen vorspielen!"" Und dieses zweite Mal fehlte auch nicht eine Note; die Singstimme sang er theils, theils spielte er sie

mit. . . . . Mit diesem Probestück ließ es Goethe genug sein. Daß der junge Spieler wiederum das reichste Lob erntete, welches sich bei Goethe in den neckenden Scherz versteckte: hier habe er doch gestockt und sei nicht ganz sicher gewesen — darf ich kaum hinzufügen.

. . . . . Der Dichtergreis weissagte dem musikalischen Wunderknaben die größte Zukunft; er sprach mit vollem, warmem Glauben davon zu mir, an den er sich in dieser Beziehung öfters wandte. Seine ächte künstlerische Freude über die vielverheißende Erscheinung loderte immer wieder in frischen Flammen auf. Entschieden war der Knabe sein Liebling geworden.

786.

1821, nach 6. November.

Mit Mendelsohn u. a.

Es war Anfangs November im Jahre 1821, als drei Mitglieder der Weimarischen Capelle, darunter auch der Schreiber dieser Zeilen [Lobe], zu dem Herrn Geheimen Rath v. Goethe bestellt, von dem Diener in das bekannte Zimmer, vorn heraus nach dem sogenannten Plan liegend, eingeführt wurden. Drei Pulte standen an der Seite des geöffneten Flügels für uns bereit. Auf demselben lag ein Convolut geschriebener Notenhefte. Neugierig, wie ich in Sachen der Musik immer war und noch bin, blätterte ich darin

und las: Studien im doppelten Contrapunkt; ein anderes Heft war überschrieben: Fugen; ein drittes: Kanons. Dann kam: Quartett für Clavier mit Begleitung von Violine, Viola und Cello. Auf allen Heften stand der Name Felix Mendelssohn-Bartholdy. Die Noten waren mit fester zierlicher Hand geschrieben, und, soviel ich bei schnellem Überblick bemerken konnte, zeigte die Mache einen tüchtig ausgebildeten Künstler. Der Name Mendelssohn als Musiker war uns unbekannt.

Während wir unsere Instrumente in die Hand nahmen und vorläufig in Stimmung mit dem Clavier setzten, trat ein langer Mann herein: .... es war der Professor Zelter, der bekannte Director der Berliner Singakademie. Er begrüßte uns freundlich und mich als „alten Bekannten". — „Ich bin vorausgegangen, meine Herren," begann er dann, „um vorläufig eine Bitte an Sie zu richten. Sie werden einen zwölfjährigen Knaben kennen lernen, meinen Schüler, Felix Mendelssohn-Bartholdy. Seine Fertigkeit als Clavierspieler, mehr wohl noch sein Compositionstalent werden Sie wahrscheinlich in einigen Enthusiasmus versetzen. Nun ist aber der Junge eine eigene Natur: alles Dilettantengejauchze um ihn herum berührt ihn nicht, auf das Urtheil der Musiker aber lauscht er begierig, nimmt jedes für blanke ächte Münze; denn der junge Kiekindiewelt ist natürlich noch zu unerfahren, um wohlwollende Aufmunterung von verdienter Anerkennung immer ge-

hörig unterſcheiden zu können. Darum, meine Herren, wenn Sie zu einem Lobgeſang angeregt werden ſollten, was ich immer zugleich wünſche und fürchte, ſo führen Sie ihn in mäßigem Tempo, nicht zu geräuſchvoll inſtrumentirt und in C-Dur, der ungefärbteſten Tonart, auf. Bisher habe ich ihn vor Eitelkeit und Selbſtüberſchätzung bewahrt, dieſen vermaledeiten Feinden alles künſtleriſchen Fortſchreitens."

Ehe wir noch etwas auf dieſe einigermaßen ſonderbare Anrede erwidern konnten, kam er hereingeſprungen, der Felix. . . . . Mit Felix war auch Goethe eingetreten, der unſre ehrfurchtsvolle Verbeugung freundlich grüßend erwiederte. „„Mein Freund" — ſagte er auf Zelter deutend — „hat da einen kleinen Berliner mitgebracht, der uns dieſer Tage große Überraſchung als Virtuoſe bereitete; nun ſollen wir ihn auch noch als Componiſten kennen lernen, wozu ich Ihre Beihülfe erbitte. So laß uns denn hören, mein Kind, was Dein junger Kopf producirt hat."" Bei dieſen Worten ſtrich Goethe dem Knaben über die langen Locken. — Alſobald lief dieſer zu den Noten, legte die Stimmen für uns auf die Pulte, die Principalſtimme auf den Flügel und nahm eilig Platz auf dem Seſſel. Zelter ſtellte ſich hinter Felix zum Umwenden, Goethe einige Schritte ſeitwärts, die Hand auf den Rücken. Der kleine Componiſt warf einen feurigen Blick auf uns, wir legten die Bogen an, eine Bewegung von ihm und das Spiel begann.

.... Goethe hörte alle Sätze mit der gespanntesten Aufmerksamkeit an, ohne besondere Bemerkungen zu machen, als etwa nach dem einen Satz ein „„Gut!““, nach dem andern ein „„Brav!““, welches er mit einem freundlich beifälligen Nicken begleitete. Zelter's Ermahnung eingedenk, zeigten auch wir dem Knaben, dessen Antlitz im Verfolg des Vortrags sich immer höher röthete, unsern Beifall nur durch erfreute Mienen. Als der letzte Satz zu Ende, sprang Felix von seinem Sitz auf und blickte alle der Reihe nach mit fragendem Blick an; er mochte nun etwas über sein Werk hören wollen. Goethe aber nahm, wahrscheinlich von Zelter gestimmt, das Wort und sagte zu Felix: „„Recht brav, mein Sohn! Die Mienen dieser Herren““ — auf uns deutend — „„sprechen deutlich genug aus, daß ihnen Dein Product recht gut gefallen hat. Nun geh' hinunter in den Garten — man erwartet Dich — und erhole und kühle Dich ab; denn Du brennst ja lichterloh.““ Ohne Weiteres sprang der Knabe zur Thüre hinaus.

Als wir unsere Blicke fragend auf Goethe richteten, ob wir entlassen seien, sagte er: „„Verweilen Sie noch ein wenig, meine Herren! Mein Freund und ich wünschen Ihre Ansicht über des Knaben Composition zu vernehmen.““ Es entspann sich nun eine längere Unterhaltung. .... Goethe bedauerte, daß wir den Kleinen heute nur im Quartettspiel kennen gelernt hätten. „„Die musikalischen Wunderkinder““ — sagte

er — „„sind zwar hinsichtlich der technischen Fertigkeit heutzutage keine Seltenheit mehr, was aber dieser kleine Mann im Phantasiren und Primavistaspielen vermag, grenzt an's Wunderbare, und ich habe es bei so jungen Jahren nicht für möglich gehalten."" — „Und Du hast doch den Mozart in seinem siebenten Jahre in Frankfurt mit angehört," sagte Zelter. „„Ja!"" erwiderte Goethe, „„damals zählte ich selbst erst zwölf Jahre und war allerdings wie alle Welt höchlich erstaunt über die außerordentliche Fertigkeit desselben; was aber Dein Schüler jetzt schon leistet, mag sich zum damaligen Mozart verhalten, wie die ausgebildete Sprache eines Erwachsenen zu dem Lallen eines Kindes."" — „Allerdings," sagte Zelter lächelnd, „was das Fingergeschlecht betrifft, so spielt der Felix die Concerte, mit denen Mozart die Welt seiner Zeit in Erstaunen setzte, als leichte Spielerei frisch vom Blatte weg, ohne eine einzige Note sitzen zu lassen. Aber das können jetzt viele andere noch. Bei mir handelt sich's um das schaffende Talent des Knaben, und" — sich an uns wendend — „was meinen die Herren zu seiner Quartettcomposition?"

„Es wurde von unserer Seite mit voller Überzeugung ausgesprochen, daß Felix viel selbstständigere Gedanken producire, als Mozart in denselben Jahren, der damals noch nichts anderes, als gewandte Nachahmungen des Vorhandenen geliefert habe. Hiernach sollte man schließen dürfen, daß die Welt mit diesem

Knaben einen zweiten Mozart in verbesserter Auflage erhalten werde und um so sicherer, als er von blühender Gesundheit strotze und alle äußeren Umstände ihm so günstig wären. — „„Möchte es so sein!““ sagte Goethe. „„Wer aber kann sagen, wie ein Geist sich in der Folge entwickeln mag? Wir haben schon so manches vielversprechende Talent falsche Wege einschlagen und unsere großen Erwartungen täuschen sehen. Indeß davor wird diesen jungen Geist der Lehrer bewahren, den ihm das gute Glück in Zelter zugefügt hat.““ — „Ich nehme es wohl ernst mit dem Jungen und halte ihn neben seinen eigenen freien Arbeiten immer bei der Stange der strengen contrapunctischen Studien; allein wie lange kann das noch dauern, so entläuft er meiner Zucht, — ich kann ihn ja eigentlich jetzt schon nichts Wesentliches mehr lehren — und einmal frei, wird sich's erst zeigen, wohin seine eigentliche Richtung geht.“ — „„Ja, und überhaupt““ — sagte Goethe — „„ist es mit dem Einfluß des Lehrers eine problematische Sache. Das, was den Künstler groß und eigenthümlich macht, kann er nur aus sich selbst schaffen. Welchen Lehrern danken denn Raphael, Michel Angelo, Haydn, Mozart und alle ausgezeichneten Meister ihre unsterblichen Schöpfungen?““ „Freilich!“ bemerkte Zelter; „es haben viele angefangen wie Mozart, aber noch ist ihm keiner nachgekommen.“

787.

1821, 10. November.

Mit Mendelsſohn u. a.

Alle Nachmittage macht Goethe das Streicheriſche Inſtrument mit den Worten auf: „Ich habe Dich [Felix] heute noch gar nicht gehört: mache mir ein wenig Lärm vor!“ Und dann pflegt er ſich neben mich zu ſetzen, und wenn ich fertig bin (ich phantaſire gewöhnlich), ſo bitte ich mir einen Kuß aus oder nehme mir einen. Von ſeiner Güte und Freundlichkeit macht Ihr Euch gar keinen Begriff, ebenſo von dem Reichthum, den der Polarſtern der Poeten an Mineralien, Büſten, Kupferſtichen, kleinen Statuen, großen Handzeichnungen hat. Daß ſeine Figur impoſant iſt, kann ich nicht finden; er iſt eben nicht viel größer, als der Vater; doch ſeine Haltung, ſeine Sprache, ſein Name, die ſind impoſant. Einen ungeheuren Klang der Stimme hat er, und ſchreien kann er wie 10000 Streiter. Sein Haar iſt noch nicht weiß, ſein Gang iſt feſt, ſeine Rede ſanft. Dienſtag wollte Zelter nach Jena und von da nach Leipzig abreiſen. Sonnabend war Adele Schopenhauer, die Tochter, bei uns und wider Gewohnheit blieb Goethe den ganzen Abend. Die Rede kam auf unſere Abreiſe und Adele beſchloß, daß wir alle hingehn und uns Profeſſor Zelter zu Füßen werfen ſollten und um ein paar Tage Aufſchub flehen. Er wurde in die Stube geſchleppt und nun brach Goethe mit

ſeiner Donnerſtimme los, ſchalt Profeſſor Zelter, daß er uns mit nach dem alten Neſt nehmen wollte, befahl ihm ſtill zu ſchweigen, ohne Widerrede zu gehorchen, uns hier zu laſſen, allein nach Jena zu gehn und wiederzukommen, und ſchloß ihn ſo von allen Seiten ein, daß er alles nach Goethes Willen thun wird. Nun wurde Goethe von allen beſtürmt, man küßte ihm Mund und Hand, und wer da nicht ankommen konnte, der ſtreichelte ihn und küßte ihm die Schultern, und wäre er nicht zu Hauſe geweſen, ich glaube, wir hätten ihn zu Hauſe begleitet wie das römiſche Volk den Cicero nach der erſten Catilinariſchen Rede.

— — — — — — — — — — —

Nicht wahr: wenn Goethe zu mir ſagt: „Mein Kleiner, morgen iſt Geſellſchaft, da mußt auch Du uns vorſpielen!“ da kann ich nicht ſagen: Nein? „Ach, wer bringt die ſchönen Tage“ [componirt von Fanny Mendelsſohn] hat Goethe gehört und ſagte zu mir: „Höre mal! das Lied iſt ſehr hübſch.“

788.

1822, 22. Mai.

Mit v. Müller u. a.

Ich ging Nachmittags zu ihm [Goethe] und traf ihn beſchäftigt mit Riemer, die Holzdrücke des Triumphzugs des Mantegna zu ordnen, über welchen er einen Aufſatz drucken laſſen will. Er erzählte mir von

Coudray's Mittheilungen über die Pläne zu den neuen Schulgebäuden hier und zu Eisenach, lebhaft theilnehmend, als an einem höchst würdigen, sinnvollen Unternehmen.

„Habt nur Glauben daran, so wird das Geld dazu nicht fehlen. Wie wäre Francke in Halle zu seinem Waisenhause, wie Falk hier zu seinem jetzigen Gebäude gekommen ohne Glauben? Haben sie nicht aus allen Ecken dazu zusammen geklaubt?"

Bald entspann sich großer Meinungsstreit über die griechischen Angelegenheiten.

Er führte gegen mich die Sätze durch, daß der Krieg nur den Untergang der einzelnen Christen in der Türkei beschleunigen werde, daß Konstantinopel doch nicht zerstört, keinem unserer Potentaten aber ohne Gefahr, dessen Weltherrschaft dadurch zu begründen, überlassen werden könne.

Wollte man aber einen minder mächtigen Staat oder eine Republik dort gründen, so würden die größeren Mächte dort fortwährend um Steigerung ihres Einflusses sich bemühen, und eine ebenso unselige Gewaltenzersplitterung hervortreten, als z. B. jetzt zu Mainz.

Dabei erzählte er die merkwürdige Expedition des Dogen Dandolo von Venedig zu Anfang des 13. Jahrhunderts nach Konstantinopel mit französischen Rittern, die es auch wirklich eroberten.

v. Henning, der ehemalige Referendar zu Erfurt,

hatte Goethen von Berlin gemeldet, daß er so eben im großen akademischen Hörsale über seine Farbenlehre zu lesen anfange, was Goethen große Freude macht, und wozu er selbst einigen Apparat mitgetheilt hat.

Auf mein Verwundern, daß Henning als Jurist sich dieser Wissenschaft jetzt widme, sagte er ganz lakonisch: „Er hat eben aus dem Studium der Gesetze nichts weiter als die Einsicht in den üblen Zustand der Menschen gewinnen können, und sich darum zur Natur gewendet."

Des Großherzogs freundlichen Besuch diesen Morgen rühmte Goethe dankbarlichst; der Fürst habe vieles schon Geschehene hinsichtlich auf die Jenaischen Museen belobt, anderes noch erst zu Unternehmende gebilligt, manches Neue angeregt, sich durchgehends gnädig, förderlich, innerlich zufrieden erwiesen.

Wegen des gewünschten Portraits von Kolbe für die Jenaische Bibliothek sei es jetzt klüger zu pausiren; gegen ein Vorurtheil müsse man nie auf der Stelle ankämpfen; mit der Zeit werde sich Alles leichter machen. Er bat mich mit Kolben im Nebenzimmer wegen Ankaufs seines jetzt in der Arbeit begriffenen Portraits zu sprechen, was denn auch gleich geschah.

Mit Freude vernahm ich, daß er mir den neuen Band aus seinem Leben, den Feldzug von 1792 und 1793 betreffend, schenken wolle; „der Großherzog ist recht zufrieden damit"; sagte er; „es handelt sich zwar nicht geradezu um ihn, aber so oft er vorkommt, so fällt

immer, wie aus einem Spiegel, ein intereſſantes Bild von ihm zurück."

So hatten wir etwa bis 7 Uhr geſchwatzt; Riemer war eben geſchieden, als Gräfin Julie v. Egloffſtein ſich anmelden ließ.

„Ja, wenn ſie es auf Gefahr der böſen Geſellſchaft, in der ſie mich findet, wagen will; doch kann ich es ihr freilich nicht zumuthen," ließ er ironiſch antworten, und empfing ſie mit tauſend Scherzen und Neckereien. „Es geht mir ſchlecht" ſagte Goethe, „denn ich bin weder verliebt, noch iſt jemand in mich verliebt."

789.

1822, 11. Juni.

Mit v. Müller und Auguſt v. Goethe.

Gegen 7 Uhr Abends ging ich zu ihm, und zwar zuerſt in den Garten. Ich traf zuerſt den Sohn, der ſich in einer Laube mit ſeinem kleinen Walther behaglich niedergelaſſen hatte. Bald erſchien auf dem grünumrankten Balkon der alte Herr, und ließ es ſich gefallen herabzuſteigen, da er wohl merkte, daß es mir im Garten beſſer gefallen möchte. Wir wandelten erſt auf und nieder, von meinem Reiſeprojecte an den Rhein ſprechend, dann von dem wunderſchönen Sommer, den Goethe nur in Rom noch anhaltender erlebt zu haben ſich erinnerte. Als wir uns auf die freundliche Bank, nah am Gartenhauſe, niederließen, wo wir einſt

vor zwei Jahren, am Vorabend einer Abreiſe Goethes nach Böhmen mit Line Egloffſtein ſo traulich geſeſſen hatten, kam das Geſpräch gar bald auf Howard den Quäker und auf ſeine neueſte Schrift über die Londoner Witterung, die Goethe ungemein lobte. „Sein von ihm ſelbſt aufgeſetztes Leben habe ich für die Morphologie überſetzt; er ſpricht darin lange nicht ſo duckmäuſerig als ein Herrnhuter, ſondern heiter und froh. Chriſt, wie er einmal iſt, lebt und webt er ganz in dieſer Lehre, knüpft alle ſeine Hoffnungen für die Zukunft und für dieſe Welt hieran, und das Alles ſo folgerecht, ſo friedlich, ſo verſtändig, daß man, während man ihn lieſt, wohl gleichen Glauben haben zu können wünſchen möchte; wiewohl auch in der That viel Wahres in dem liegt, was er ſagt. Er will, die Nationen ſollen ſich wie die Glieder einer Gemeinde betrachten, ſich wechſelſeits anerkennen."

„Ich habe," fügte Goethe hinzu, „kürzlich einem Freunde geſchrieben: Die Nationen ſind an ſich wohl einig über und unter einander, aber uneins in ihrem eignen Körper. Andere mögen das anders ausdrücken; ich habe mir den Spaß gemacht, es ſo zu geben." Wir wandelten nun wieder umher, ärgerlich über den dichten Rauch, den uns ein plötzlicher Weſtwind von den Brauhäuſern her zuſandte. — Bezüglich auf Walter Scott ſagte Goethe: „Ein Buch, das große Wirkung gehabt, kann eigentlich gar nicht mehr beurtheilt werden. Die Kritik iſt überhaupt eine bloße

Angewohnheit der Modernen. Was will das heißen? Man lese ein Buch und lasse es auf sich einwirken, gebe sich dieser Einwirkung hin, so wird man zum richtigen Urtheil darüber kommen."

Die von mir aus Wettin mitgebrachten Mineralien gaben zu geognostischen Gesprächen Anlaß. „Ich habe," sagte er, „gar keine Meinung mehr, seit die meisten Meinungen der Gelehrten so absurd in dieser Materie sind: ewige Opposition, ewiges nicht Anerkennen dessen, was mühsam erforscht ist; jede Anschauung will man sogleich tödten und in bloße Begriffe auflösen. Ach, die Menschen sind gar zu albern, niederträchtig und methodisch absurd; man muß so lange leben als ich, um sie ganz verachten zu lernen." Roscoe hat sein neues Werk „Illustrations"*) Goethen überschickt. Lady Morgan ist ihm verhaßt. — „Die Constitutionen sind wie die Kuhpocken, sie führen über einmal grassirende Krankheiten leichter hinweg, wenn man sie zeitig einimpft." Ich erzählte aus Aristophanes' Fröschen und tadelte seinen übertriebenen Cynismus. Goethe meinte, man müsse ihn wie den Casperle betrachten und läßlich nehmen. Meyers Abreise nach Wiesbaden gab Goethen Anlaß, großen Schmerz über wankende Gesundheit dieses alten Freundes kund zu geben. „Es ist entsetzlich für solche tüchtige, treffliche Männer besorgt sein zu müssen, und die Esperanza setzt sich nur auf den Rand der Urne."

*) Mrs. Roscoe, Floral Illustrations.

In der letzten halben Stunde ward Goethe immer in sich gekehrter, abbrechender, er schien körperlich zu leiden, der besorgte Sohn mahnte mit Recht an den Rückzug und so schied ich um $8^1/_2$ Uhr ganz bedenklich und betrübt.

790.

1822, 18. Juni.

Mit Grüner.

Der [in Dölitz bei Eger gefundene] Mammuthszahn machte auf Goethe einen besonderen Eindruck. Der Schmelz des Zahnes war so frisch, als ob er soeben aus der Kinnlade des lebenden Thieres gerissen worden wäre. Ich erwähnte, daß, weil ich zum sammelnden Mitgliede des böhmischen Museums ernannt sei, ich diesem den Zahn übermitteln werde.

„Seien Sie mit der Absendung nicht eilig," sagte Goethe; „wir müssen dem Zahne noch etwas abgewinnen; verwahren Sie ihn bis zu meiner Rückkunft von Marienbad," — was ich zusagte.

Er blätterte wohlgefällig in meinem Manuscripte über die Sitten der Egerländer, und bezeigte Freude über die colorirten Zeichnungen. Auch ersuchte er mich, für ihn Wein in Karlsbad zu besorgen, und reiste nach Marienbad ab.

791.

1822, 30. Juni.

Mit Grüner.

Goethe zeigte Freude über meine Ankunft [in Marienbad] und nahm mein Manuscript mit den Worten: „Jetzt habe ich Zeit, es so durchzulesen, daß ich mit Ihnen hierüber in Eger gründlicher sprechen und meine Ansicht mittheilen kann. Ihre Arbeit interessirt mich sehr. Sie verweilen doch bei uns?"

Ich erwiederte, daß meine Geschäfte mir dieses große Vergnügen rauben, indem ich heute wieder in Eger eintreffen müsse.

„Seien Sie mein Gast" sagte Goethe, „ich habe den Professor Zauper aus Pilsen kennen gelernt. Der Mann hat Kenntnisse, er gefällt mir sehr wohl, ich habe ihm auch Aufmunterndes gesagt."

Ich drückte meine Bewunderung der aus der Umgegend von Marienbad gesammelten Mineralien aus.

Darauf Goethe: „Nicht wahr, mein Stadelmann hat schon viel Gutes zusammengeschleppt, die Gegend ist sehr interessant, auch ist er am Fundorte der Augiten gewesen, und wie Sie sehen, habe ich eine schöne Suite ihres Vorkommens am Wolfsberge beisammen. Es gibt viel zu ordnen und zu schreiben, das wollen wir für Eger vorbehalten, und Sie, Freund, dabei in Anspruch nehmen."

Sowohl beim Spaziergange als bei der Tafel war Goethe sehr heiter und wir mit ihm.

792.

1822, 24. Juli.

Mit Grüner.

Goethe kam Nachmittags um 4 Uhr in Eger an. Der Bediente Stadelmann ſuchte mich auf und fand mich am Egerfluſſe mit der aus demſelben zu Tage geförderten Heideneiche beſchäftigt.

— — — — — — — — — — —

Ich traf Anordnung wegen Bewachung des Eichenſtammes, konnte aber der Einladung Goethes, ihn zu beſuchen, erſt um acht Uhr entſprechen. Der Empfang war wie gewöhnlich ſehr freundlich.

„Mein Stadelmann," ſagte Goethe „hat mir Ihre heroiſche Unternehmung erzählt, was hat Sie dazu verleitet? was halten Sie von dieſer Eiche?"

Ich erzählte Veranlaſſung und Hergang, und fügte bei, daß mir dieſe Eiche ſehr problematiſch bleibe; denn ich wiſſe nicht zu erklären, auf welche Art die muſchelförmige Aushöhlung auf der Oberfläche des ſo harten Stammes, dann die in den feinſten Zwiſchenräumen befindlichen ſehr dünnen eiſenartigen Blättchen entſtanden ſeien.

Goethe erwiederte: „Morgen, wenn Sie Zeit haben, wollen wir ſehen, was wir dieſer Heideneiche abgewinnen können."

793.

1822, 25. Juli.

Mit Grüner.

Goethe fuhr allein zur Eiche, weil ich nach Oberlohma verreisen mußte, und erst gegen Abend zurückkommen konnte.

Bei meinem Eintritte sagte Goethe: „Ich habe die wundersame Eiche besichtigt, und ich wünschte, daß sie bis zur Ankunft des Grafen Sternberg unberührt liegen bliebe; denn ich bin mit mir selbst noch nicht einig. Hier haben Sie einen an Sie gerichteten Brief vom Grafen; er will den 30. kommen."

Graf Sternberg avisirte mich, daß auch Dr. Pohl der Brasilianer und der berühmte Chemiker Berzelius bei Goethe ihre Aufwartung machen würden. Goethe sah sehr gut aus, war heiter, weßwegen ich sagte, Marienbad habe ihm vortrefflich angeschlagen. Er aber erwiederte:

„Ich befinde mich sehr wohl; es mag sein, daß, obschon man 2000 Fuß*) über der Meeresfläche reinere Luft einathmet, doch die fortdauernde Bewegung und die Reise mich in diesen Zustand versetzt haben. So gut ich dort die Anstalt getroffen habe, so dürfte dennoch die Verordnung, welche fremden Ärzten in Badeörtern die Praxis untersagt, einen nachtheiligen Einfluß auf die böhmischen Bäder nehmen; denn der Kranke

*) [Selbstverständlich nicht Klafter.]

schließt sich so gern an seinen Arzt an. Dr. . . . . [Struve?] in . . . [Dresden?] hatte alle Jahre gegen 1000 Stück Dukaten von Karlsbad weggeführt, und nun kurirt er mit künstlich erzeugten Mineralwässern. Die Natur hat uns Winke gegeben, diese müsse man befolgen, und die noch abgängigen Bestandtheile bei den Mineralwässern durch Kunst ergänzen. Es wird sich auch diese Ansicht wieder ändern, eben so wie man davon zurückkommen wird, daß man die Aufschriften bei den neuen Häusern mit lateinischen oder gothischen Buchstaben schreiben läßt, z. B. „Zum weißen Schwan", „Zum goldenen Lamm" u. s. w.: Denn es wird bald ein Hauseigenthümer von einem Künstler sich einen schönen Schwan, wie er aus gutgemachtem Schilf hervorkommt, als Aushängeschild malen lassen, und dies wird wieder Nachahmung finden; schlecht gemalte läßt man ohnedies nicht aushängen, und gut gemalte geben den Kutschern und Fremden schon von weitem einen Anhaltepunkt. Um mein Gedächtniß zu prüfen, bin ich ganz Karlsbad auf- und abgegangen, und es freut mich alle Aushängeschilder der Reihe nach recitiren zu können."

794.

1822, 26. Juli.

Mit Grüner u. a.

Um 2 Uhr des Nachmittags fuhren wir nach Pograth zu den Eisengruben, eine Stunde südlich von

Eger. Von da wurde ein seltener vorzüglicher Eisenstein mit weißem Überzuge, innen bläulich, dann in großen schweren Klumpen vereisendes Holz mitgenommen. . . . .

Vom Ölberge ging Goethe zu Fuße nach den Thongruben hinab, weil ich ihn aufmerksam gemacht hatte, daß bloß der hier gefundene Thon zur Verfertigung der Flaschen tauge, in denen das Mineralwasser von Marienbad und Franzensbad versendet wird. Er erkundigte sich in den Thongruben über die Art der Flaschenfabrikation, und nahm von den verschiedenen Sorten Thon Stücke mit. Über die Entstehung des Thons äußerte er sich, daß derselbe wahrscheinlich von dem von den Gebirgen herabgeschwemmten verwitterten Thonschiefer herrühren dürfte, weil sich die Mächtigkeit dieses Thons nach der Lage der Berge richte, indem er am Fuße eine, aufwärts aber nur eine halbe Klafter tief liege.

Hierauf bestieg Goethe die Anhöhe, um den alten Thurm zu besichtigen, der von Weitem die Aufmerksamkeit auf sich zieht. „Die Bauart ist lobenswürdig", sagte Goethe, „sie scheint in die Zeit der Römer oder Markomannen zu fallen; die Steine sind so gut untereinander verbunden, daß man auch auf der Nordwestseite keine Spur einer Zerstörung, oder Aushöhlung des Mergels wahrnehmen kann."

795.

1822, 27. Juli.

Mit Karl Huß und Grüner.

Der Scharfrichter Huß . . . brachte vor Tiſch einen ſehr ſchönen Bleiſpath von Bleiſtadtl mit ſtarken deutlichen Kryſtallen; es kommen dort beſonders ſchöne kryſtalliſirte Braunbleierze vor.

„Sie ſollen hierüber gelobt werden, Herr Huß," ſagte Goethe, „wir wollen ſehen, was für Sie wieder zu thun ſei."

Darauf Goethe zu mir: „Den Fundort des Mammuthszahns wünſchte ich in Augenſchein zu nehmen, könnten Sie mich nach Tiſche nach Dölitz begleiten?"

Ich bejahte die Frage mit Vergnügen, und gleich nach Tiſche wurde dahin gefahren. Von Dölitz aus erblickte man öſtlich Maria Kulm, nördlich Franzensbad, weſtlich den Kammerbühl, und ſüdlich den Fundort der Heideneiche und die Stadt Eger, dann den Kranz der Gebirge, welche das Egerthal einſchließen. Goethe betrachtete aufmerkſam die ganze Gegend, dann fragte er mich, ob die durch das Thal getrennten Dörfer jenſeits auch Kalkgruben beſitzen, und ob dort ein ähnlicher Kalkſtein und Mergel wie hier zu Tage gefördert werde? Ich konnte dieſe Frage mit dem Beiſatze bejahen, daß ich auch von jenen Dörfern Kalkſtein und Mergel zu Hauſe hätte.

„Das ist klug von Ihnen, Sie ersparen mir den Hinweg.“

Es wurden nun von Mergel und Kalkstein Exemplare eingepackt, und da die Luft rauh geworden war, auch Goethe sagte, daß sein linkes Auge sich entzünde, so wurde das Zeichen zum Abfahren gegeben. Bevor er in die Kutsche stieg, ging er zu den Schnittern, betrachtete ihre Schleifsteine, und wollte wissen, woher dieselben stammen. Die Schnitter konnten aber keine andere Antwort geben, als daß sie die Schleifsteine auf dem Egerer Markt gekauft hätten.

Nach der Ankunft in Eger wurden die Exemplare auf die mehrerwähnte große Tafel gelegt. Zur Vergleichung brachte ich auch die von mir bei den Dörfern Dirschnitz, Oberndorf, Trebendorf gesammelten Exemplare, die ihm sehr willkommen waren.

„Ich empfehle Ihnen“, sagte Goethe, „diese Kalkbrüche öfter zu untersuchen, und dabei die Arbeiter aufmerksam zu machen, daß sie jene Kalksteine, oder den Mergel, in welchen Pflanzen- oder andere Abdrücke, Muscheln, Schnecken vorkommen sollten, für Sie auf die Seite legen möchten; denn das ist von großer Bedeutung. Wenn Sie mir nicht so kräftig versicherten, daß der Mammuthzahn hier gefunden worden sei, so würde ich diesen Fundort bezweifeln.“

Ich antwortete: Die Familie Kriegelstein, welche dieses Gut besaß, hat die Kalkgruben betrieben, und den Zahn als eine dort aufgefundene Merkwürdigkeit

bewahrt. Ich würde Nachgrabungen eingeleitet haben, aber der vorige Eigenthümer war verstorben, und weder der jetzige Besitzer noch sonst jemand konnte mir Aufklärung geben; denn wie Eure Excellenz sahen, ist die Oberfläche durchaus zu Feldern zugerichtet, daher konnte ich nichts veranlassen.

„Es wäre freilich gut gewesen," sagte Goethe, „denn Sie waren wahrscheinlich der Meinung, wo der Zahn war, könnten sich auch andere Gliedmassen finden."

Ich übergab Goethe, wie ich schon manchmal gethan, einige in früheren Zeiten von mir verfaßte kleine Gedichte, die sich nicht alle für die Öffentlichkeit eignen, die ihn aber zum Lachen und zu dem Ausrufe brachten: „Wo haben Sie die Sachen her, das ist etwas für unseren Sereniſſimum."

796.

1822, 28. Juli.

Mit Grüner.

Nach der Rückkehr von meiner Geschäftsreise nach Franzensbad brachte ich Goethe Abends aus den Rossenreuther Steinbrüchen ein Stück Gneuß, worauf Granit gelagert und mit diesem zu einem Gestein verbunden war. Sehen Eure Excellenz, sagte ich, hier haben sich Vulkan und Neptun innigst verbunden. Ich kann mich daher nicht überzeugen, daß der Granit ein vulkanisches Produkt sei. Wenn es mir als Neuling zustände, so würde ich meine Ansicht hierüber aussprechen.

„Ihr Juriſten", erwiederte Goethe, „habt ein eigenes Feld, ihr hört und prüft beide Theile, ehe die Entſcheidung folgt; auch in der Naturwiſſenſchaft muß man die verſchiedenen Anſichten, meiſt Hypotheſen, gelaſſen anhören, prüfen, und ſeine Meinung beſcheiden äußern. Laſſen Sie hören, auf welche Art Sie den Vulkan von Ihrem Geſtein wegbringen."

Ich halte, ſagte ich, dieſen Granit für einen Abkömmling vom Gebirge, daher für einen jüngern. Jener auf den Bergen zerbröckelt ſich, das Waſſer hat ihn herabgeſchwemmt, zu einer Zeit, als der feinkörnige Granit ſich wagerecht lagerte, jedoch nicht zur feſten Gneußmaſſe gebildet war. Der am Gipfel der Berge zerbröckelte hat eine braune, ochergelbe Farbe und ſcheint von eiſenhaltigem Waſſer bedeckt und geſchwängert worden zu ſein. Das eiſenhaltige Waſſer war nun bei jenem Granit, den ich den jüngeren nenne, das Verbindungsmittel, als er auf dem Gneuß erſtarrte. Zum Beweiſe könnte ich anführen, daß man große Blöcke Granit findet, welche ochergelbe, das ganze Geſtein durchziehende Ringe haben, die doch von keinem Vulkan oder feuerflüſſigem Zuſtande herrühren können.

Darauf Goethe: „Mich freut es, daß Sie in dieſe Wiſſenſchaft ſo kräftig eindringen und daran Vergnügen finden. Wir wollen an Ort und Stelle Ihre Anſicht näher prüfen. Bei dieſer Gelegenheit muß ich Ihnen doch ein Späßchen erzählen, welches unſer Großherzog

mit unserem Lenz*) sich gemacht hat. Professor Lenz in Jena feierte sein Dienstjubiläum. Der Großherzog, der wußte, daß Lenz, wie sein Lehrer Werner, ein eifriger Neptunist war, ließ eine Torte in Form eines ausgebrannten Vulkans machen und die goldene Ehrenverdienst-Medaille hineinlegen. „„Nun, lieber Lenz, werden Sie doch dem Vulkane einen günstigen Blick zuwerfen?"" Nicht wahr, das war artig?" schloß Goethe.

797.

1822, 29. Juli.

Mit Grüner.

Ich besuchte Goethe um halb ein Uhr. Er lenkte das Gespräch auf die Heideneiche, auf die Kosten, welche ihr Herausschaffen aus dem Flusse verursachte, und stellte Betrachtungen an, wie viele Jahrhunderte nothwendig waren, um sie in ihren gegenwärtigen Zustand zu versetzen. „Ich bin begierig", sagte er, „was Graf Sternberg dazu sagen wird."

Goethe war auf dem Kammerbühl gewesen, und hatte von da neue Suiten Schlacken mitgebracht, die auf die große Tafel gelegt wurden. Sie war ganz mit Steinen belegt, diese waren jedoch noch nicht geordnet. Ich begann, sie nach der Himmelsgegend und nach dem Fundorte zu ordnen, und weil die Zeit nahte, zu welcher Goethe zu Mittag zu speisen pflegte, wollte

*) Director des Jenaer Mineralienkabinets und Professor.

ich mich empfehlen. Allein er wünſchte, daß ich mit dem begonnenen Geſchäfte fortfahren möchte. Auch lud er mich für den nächſten Tag zu Tiſch, weil er, wie erwähnt, den Grafen Sternberg erwartete.

798.

1822, 30. Juli.

Mit Grüner, Graf Kaspar Sternberg, Freiherrn Johann Jakob Berzelius und Emanuel Pohl.

Um 12 Uhr Mittags kam Graf Sternberg im Gaſthofe zur Sonne an. Goethe ging ihm bis zur Hälfte der Treppe entgegen, ſie umarmten ſich wie alte Bekannte und Freunde. Bald darauf brachte eine zweite Kutſche den berühmten Chemiker Berzelius aus Stockholm und den Dr. Pohl, der durch fünf Jahre in Braſilien auf kaiſerliche Koſten naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände geſammelt hatte. Goethe benützte das zweite Zimmer zum Empfange. Nie hatte ich ihn in ſolcher Haltung und mit einem ſolchen Benehmen geſehen. Es war eine eigene Art, mit der er die beiden ihm fremden Gelehrten empfing. Es war eine Freundlichkeit, die zwar nicht mit Stolz gepaart, aber ſo beſchaffen war, daß ſie Ehrfurcht gebot; man mußte das ſehen, beſchreiben kann man es nicht. Nach der etwas ceremoniöſen Bewillkommnung öffnete Goethe die Thüre zu dem Zimmer, in welchem die große Tafel mit den

geordneten Mineralien sich befand. Nun wurde das Gespräch allgemein bis zum Mittagsmahle.

Bei Tische machte Goethe die Herren auf meine Manuscripte aufmerksam und sagte manches zu meinem Lobe, theils vielleicht um mich noch mehr aufzumuntern, theils um den Gästen begreiflich zu machen, warum er mir seine Gunst zuwende und ein Plätzchen unter so ausgezeichneten Männern gönne. Auch erzählte er ihnen von der Heideneiche und mit welchen Anstrengungen ich sie aus dem Flusse habe heben lassen. Graf Sternberg theilte darauf mit, daß man in seinem Kohlenbergwerke auf einen aufrecht stehenden verkohlten Stamm gestoßen sei, den er erst vorsichtig rings umgraben und zu Tage fördern lassen müsse, um seine Betrachtungen über ihn anstellen zu können.

— — — — — — — — — — —

Hierauf wurde auf den Kammerbühl gefahren, über welchen Goethe bei jeder Gelegenheit die Meinung anderer Naturforscher hören wollte, weil er über ihn mit sich nicht einig werden konnte. Nachdem Berzelius die große Öffnung auf dem Kammerbühl besichtigt hatte, äußerte er: Dieser Vulkan gleicht ganz genau jenem in der Auvergne. Als er nun auf die Regelmäßigkeit der Straten aufmerksam gemacht wurde, sprach er seine Meinung dahin aus, daß der herrschende Westwind auf sie Einfluß genommen haben möge, weil sie von Westen nach Osten gelagert wären.

Ich blickte Goethe bedenklich an, weil ich mich schon früher ausgesprochen hatte, daß nach physikalischen Gesetzen sich diese Lagerung nicht deutlich erklären lasse, weil Klumpen vom vorgeblichen Krater gegen hundert Schritte entfernt waren, die nicht so leicht durch den Westwind hatten herabgetrieben werden können. Gesetzt, es wäre geschehen, so hätten die herabgetriebenen Schlacken einen Eindruck auf die tiefer liegenden Schlacken machen, und deren feine Spitzen, die Nadeln vergleichbar sind, abstumpfen müssen. Waren sie noch in ganz oder halb flüssigem Zustande, so hatte das Lagern dieser oft über vierzig Pfund schweren Basaltklumpen eine Vertiefung auf den unteren Straten hervorgebracht, was doch bei der genauesten oft wiederholten Besichtigung nicht wahrgenommen werden konnte

Goethe hörte bloß zu ohne eine Meinung abzugeben. Später äußerte er sich gegen den Grafen Sternberg, daß, so lange der Hügel nicht von der Sohle bis zu dem vorgeblichen Krater durchfahren sei, er problematisch bleiben werde.

799.

1822, 31. Juli.

Mit Grüner und dessen Söhnen.

Nach der Abfahrt der . . Herren sagte Goethe: „Sie verweilen doch noch einige Zeit bei mir und erzählen das Vorgefallene.“

Ich setzte nun meine Hypothese über die Einwanderung der Boyer in Böhmen so auseinander, wie ich sie dem Grafen Sternberg und dem Dr. Pohl vorgetragen hatte, um auch seine Meinung zu vernehmen.

Goethe sagte: „Man will aber diesen ganzen Zug der Boyer, als von Livius erdichtet, behaupten."

Ich kenne diese Behauptung, entgegnete ich. Es wird nämlich eingewendet, daß die Zeitrechnung nicht genau übereinstimme, und daß kein anderer Schriftsteller davon Erwähnung mache, folglich müsse Livius die Einwanderung erdichtet haben. Die Einwanderung nach Italien soll unter Belloves geschehen sein. Wie viele geschichtliche Begebenheiten beruhen nicht in Bezug auf ihre Glaubwürdigkeit auf dem Zeugnisse eines einzigen Schriftstellers? Ich sehe keinen Grund ein, warum Livius gerade diese Einwanderung erdichtet haben soll. Wenn daher Eure Excellenz nichts dawider haben, so lasse ich meinen Sigoves mit seinem Boyern hier in Eger einige Zeit verweilen und dann ungestört weiter nach Böhmen ziehen.

Darauf Goethe: „Bleiben Sie bei Ihrer Ansicht; denn sie macht Ihnen Vergnügen. Was haben wir davon, wenn Schriftsteller und Geschichtsforscher den Heldenmuth eines Scävola oder Regulus in Zweifel ziehen und für eine Fabel erklären wollen? Erzählen Sie mir doch auch, was diese Herren über die sonderbare Eiche sagten."

Nachdem ich dem Geheiße Goethes nachgekommen

war, äußerte er: „Darüber sind wir nun abermals nicht belehrt, wir müssen Zuflucht zu der von Ihnen aufgegriffenen Sage nehmen, bis wir eines Besseren belehrt werden."

Goethe hatte eine besondere Vorliebe für meinen Sohn Ignaz, weil, wie er sagte, der Knabe ihn mit seinen großen Augen so freundlich anblicke, und weil er herzhaft auf alle Fragen Antwort gebe. Manchmal forderte Goethe ihn auf, etwas zu erzählen, z. B. sagte er einst: „Erzähle mir etwas von einer Katze." Der Knabe war nicht verlegen, und fragte: Von was für einer Katze, von einer weißen oder schwarzen? — „Erzähle mir von einer weißen." — Der Knabe ließ nun die Katze durch einen Teich nach einer Insel schwimmen, dort Mäuse fangen, und wieder zurückschwimmen, aber am Ufer von einem Jäger erschossen werden.

„Sehen Sie, Freund" sagte Goethe, „der hilft sich wie mancher, der seinen Gegenstand nicht mehr gehörig entwickeln kann, seinen Helden umkommen läßt."

Ich führe dies darum an, um darzuthun, daß Goethe mit Kindern kindlich sein konnte. Es war von dem mit dem Grafen Sternberg und dem Dr. Pohl eingenommenen Mittagsmahle eine Torte übrig geblieben, die schickte Goethe seinem „Natzl"*), wie er sich ausdrückte.

*) Abkürzung für Ignaz.

800.

1822, 1. Auguſt.

Mit Grüner.

Das Geſpräch zwiſchen Goethe und mir fiel auf „Werther's Leiden" und auf die erſtaunliche Senſation, welche dieſes Werk, kaum daß es erſchienen war, in ganz Deutſchland hervorbrachte. Goethe ſagte: „Man kann den Leuten doch nicht Alles recht machen; man wollte mir zur Laſt legen, daß ſich einige Studenten erſchoſſen hätten. In Wien wurde über Werther ein Feuerwerk gegeben, es war eine allgemeine Stille, und nach einer langen Pauſe fiel ein Piſtolenſchuß. Das Neue reizt."

Als dann die Rede auf die Volksdichter kam, zählte Goethe Bäuerle unter die beſſeren.

Auf meinen Vorſchlag wurde die Reiſe über Falkenau nach Hartenberg für den 3. Auguſt feſtgeſetzt.

801.

1822, 2. Auguſt.

Mit Grüner u. a.

Goethe beſah meine Bibliothek, hielt ſich einige Zeit bei meinen franzöſiſchen und engliſchen Werken auf, nahm manchen Band heraus, um die Auflage zu beſehen; endlich nahm er auch einen Band von ſeinen Werken. Es war der erſte Theil, betitelt: „Theater

von Goethe", enthaltend: Faust, die Laune des Verliebten und die natürliche Tochter. Wien, gedruckt bei Anton Strauß, 1810, in Commission bei Geistiger. Da es ein Nachdruck war, befürchtete ich, Goethe werde sich etwas bitter äußern. Er aber betrachtete die Umrisse, die statt der Kupferstiche beigegeben waren, und sagte, nachdem er noch einige Bände angesehen hatte, daß diese Auflage unter die guten zu zählen sei, — ohne eine Miene zu machen, daß der Nachdruck ihm unangenehm wäre. Dann verweilte er längere Zeit bei meiner schon erwähnten Mosaik.

Nachmittags besuchten wir den Prior im Dominikanerkloster, um die Bibliothek und das Mineralien- und Conchylienkabinet zu besehen. Goethe fand beide unbedeutend. Die Bibliothek enthielt meist Werke theologischen Inhaltes. Ich machte ihn bloß auf ein Manuscript des Priors Wilhelm aufmerksam, der zur Zeit, als Stadt und Gebiet Eger im Jahre 1565 zum protestantischen Bekenntnisse übertrat, allein im Kloster sich erhielt, den Predigten der Prädicanten beiwohnte, und Alles aufzeichnete, was sie wider den Papst und die katholische Religion predigten, dieses dem Bischofe von Regensburg anzeigte, und sich dadurch manche Verfolgung zuzog, bis endlich auf Andringen des Bischofs den Lutheranern zu Eger durch ein kaiserliches Rescript Einhalt gethan wurde.

Goethe sagte: „Gegenseitige Schimpfereien waren damals im Schwange, und entzweiten die Gemüther

noch mehr, und der kräftige Luther, wie Sie wissen, hatte doch bedeutende Anhaltspunkte."

Ich sprach meine Ansicht dahin aus, daß, wenn die katholischen Regenten gleich zu Anfang kräftig eingeschritten wären und einige Mißbräuche abgestellt hätten, die Umwälzung nicht in so großem Umfange stattgefunden, der dreißigjährige Krieg Deutschland nicht so tiefe Wunden geschlagen haben würde.

„Sie können recht haben," entgegnete Goethe, „allein ich sage Ihnen, daß die Lehre bei Ihnen besser ausgedacht ist, und mehr zum Ganzen zusammengreift als bei uns. Wir haben gute Prediger, sie werden aber wenig besucht; in jeder bedeutenden Stadt fängt man an, neue Grundsätze aufstellen zu wollen. Wenn wir nur ein Original hätten!"

802.

1822, 3. August.

Mit Grüner und Ignaz Löbl.

Goethe sehnte sich sehr, den Grafen Auersperg, mit welchem er Briefe gewechselt hatte, wieder zu sehen und sich seines Umganges zu erfreuen.

Meinen Vorschlag, in Falkenau zu verweilen und die Mineraliensammlung des Bergmeisters und Justitiars Löbl zu besehen, der auch über die ganze Umgegend gründlichen Aufschluß geben könne, nahm Goethe an. Ich hatte Herrn Löbl zuvor von der Ankunft des

berühmten Mannes Nachricht gegeben und von ihm die Zusicherung erhalten, daß er Alles aufbieten werde, demselben den Aufenthalt angenehm zu machen.

Goethe wurde dann von diesem meinem Freunde, der wegen seiner Biederkeit und Kenntnisse in allgemeiner Achtung stand, liebe- und ehrfurchtsvoll aufgenommen, besah mit Vergnügen die reichhaltige schöne Sammlung, und erkundigte sich nach dem Vorkommen des einen oder anderen Minerals.

Es begann zu dunkeln, und damit der Abend so angenehm als möglich vergehe, veranlaßte ich Lößl, Seiner Excellenz auserlesene Früchte des Dichtervereins, dessen Mitglied er war, besonders Gedichte Firnsteins vorzulegen. Diese Gedichte hatten auf mich einen um so tieferen Eindruck gemacht, als ich wußte, daß Firnstein nicht studirt hatte, Alles aus sich selbst schöpfte, und was seinen Körperbau betrifft, von der Natur leider nur allzustiefmütterlich behandelt worden war.

Goethe blätterte mehrere Hefte durch, bezeigte sein Wohlgefallen, und ersuchte, ihm Abschrift von einigen der Gedichte Firnsteins, die er bezeichnet habe, zu übermitteln.

— — — — — — — — — — —

Goethe ersuchte Lößl, Firnstein zu rathen, daß er hauptsächlich seine Begrenzung, die ihn umgebenden Gegenstände, zur Dichtung wählen möge, weil diese dadurch an Interesse gewinne.

803.

1822, 4. und 5. Auguſt

In Falkenau und Hartenberg.

Da Goethe Firnſtein zu ſehen wünſchte, wurde die Veranſtaltung getroffen, daß dieſer den anderen Tag, wo wir den Steg über die Eger zu Fuße paſſiren mußten, am Ende des Weges in ſeinem kleinen Wägelchen ſitzend von Goethe geſehen werden mochte. Wehmüthig betrachtete Goethe die zuſammengeſchrumpfte Figur Firnſteins mit den verdrehten Gliedern, und munterte ihn auf; worauf wir wieder in die Kutſche ſtiegen. Der Anblick des armen Krüppels hatte Goethe ſichtlich verſtimmt, endlich ſagte er zu mir: „Haben Sie ſeinen Kopf betrachtet, nicht wahr, die Natur hat erſetzt, was ihm am übrigen Körper abgeht?“

Auf der Fahrt nach Hartenberg ſtieg Goethe einige Male auf den Anhöhen aus, und beſah die freundliche Gegend; auch wurden manchen Quarzklumpen die Köpfe abgeſchlagen.

Sonntags den 4. Auguſt trafen wir gegen Mittag in Hartenberg ein, wo Goethe ſehnſuchtsvoll erwartet und liebevollſt aufgenommen wurde. Als nach Tiſche das Mineralienkabinet des Grafen wegen des anſehnlichen Zuwachſes, den daſſelbe ſeit der letzten Anweſenheit Goethes erhalten hatte, in Augenſchein genommen wurde, beſchenkte jener ihn mit einem mächtigen Bleiſpath, kryſtalliſirtes Braunbleierz, für deſſen Aufbewah-

rung ein eigenes Käſtchen verfertigt worden war. Goethe war den ganzen Abend überaus heiter, und ſicherte am 5. Auguſt nach dem Frühſtücke dem Grafen auf deſſen freundſchaftliches Andringen vor der Abfahrt zu, im Sommer des nächſten Jahres wieder nach Hartenberg zu kommen. Auf der Rückfahrt von da nach Eger zeigte er ſich beſtändig wegen Conſervirung ſeines Bleiſpaths beſorgt, und rühmte die vorzüglichen ſcientifiſchen Eigenſchaften des Grafen.

804.

1822, 6. Auguſt.

Mit Wenzel Johann Tomaſchek.

Um 8 Uhr Morgens machte ich mich auf den Weg zur goldnen Sonne, wo Goethe während ſeines Aufenthaltes (in Eger) gewöhnlich wohnte. Mit Beklommenheit näherte ich mich der Thüre ſeines Wohnzimmers und horchte, ob nicht vielleicht jemand ſchon bei ihm ſei. Kein Laut, kein Tritt ließ ſich vernehmen, die tiefſte Stille herrſchte im Zimmer und doch hatte ich den Muth nicht, an die Thüre zu klopfen; denn es kreuzten ſich unzählige Anekdoten über Goethes Stolz und Unfreundlichkeit in meinem Kopfe, die mich für einen Augenblick eingeſchüchtert hatten. Endlich dachte ich bei mir: Was kann Dir geſchehen? Nur Muth gefaßt! Und ich klopfte ganz manierlich, worauf eine ſtarke Stimme ſich mit „Draußen bleiben!“ hören ließ

Ich blieb an der Thür ſtehen, den Erfolg abwartend, auf den ich nun um ſo begieriger wurde. Es dauerte aber gar nicht lange, als ſich die Thüre öffnete und ein junger Mann mit den Worten heraustrat: „Der Herr Geheime Rath erwartet Sie.“

Goethe ſtand in der Mitte des Zimmers, von dichteriſcher Majeſtät umſtrahlt; er entſchuldigte ſich und ſetzte ſchmunzelnd hinzu, daß er ſich in einer lebensgefährlichen Lage, in den Händen des Bartſcheerers befunden. Er war, ohne noch zu wiſſen, wer ich ſei, überaus freundlich und widerlegte ſo alle Lügen, die über ihn ſo häufig verlauteten. Als ich mich ihm ſpäter nannte, wurde er ſogar herzlich, äußerte ſich über meine Auffaſſung ſeiner Gedichte in Ausdrücken, die ich hier zu wiederholen nicht wage. . . . Ich ſah, daß Goethe nicht angezogen ſei und vielleicht den Vormittag noch etwas zu thun habe, worauf ich mich mit dem Verſprechen von ihm empfahl, ihn, ſeinem Wunſche gemäß, des Nachmittags*) auf längere Zeit zu beſuchen.

Kaum konnte ich den Augenblick erwarten, der mich zu Goethe führte. Ich traf dort den Magiſtratsrath Grüner. . . . Goethe, ſehr aufgeweckt und munter, bot uns Sitze an, die Worte an mich im Scherz richtend: „Lieber Tomaſchek! Sie müſſen ſich auf das Kanapee ſetzen; denn Sie ſind heute unſer Erzbiſchof.“ Ich proteſtirte gegen eine ſolche Würde; doch es half nichts,

*) [Wohl ſpäter an demſelben Morgen; ſ. unten.]

ich mußte folgen. Als wir eine Weile ſchon ſaßen, brachte der Kellner eine ſtattliche Flaſche mit ſüßem ungariſchen Wein gefüllt und einen Teller mit Preßburger Zwieback. Es entſpann ſich ein für mich intereſſantes Geſpräch über die ſchöne Kunſt, wobei Goethe über ihre Formen die herrlichſten Anſichten entwickelte, deren ich mich oft noch mit Entzücken erinnere. Im Verfolge des Geſpräches kamen wir auch auf „Wilhelm Meiſter's Lehrjahre" zu ſprechen, wobei ich mir zu bemerken erlaubte, daß ich bei der ſeligſten Wonne, in die mich dieſer Roman, ſo oft ich ihn las, ſtets verſetzte, dennoch nicht in's Reine damit gekommen ſei, ob die Capitel darin dem Romane ihr Daſein verdanken, oder ob der Roman aus deſſen Fragmenten entſtand. Goethe ſchmunzelte und ſtellte die Frage an mich, wie ich auf die Idee gekommen? Ich rechtfertigte ſie durch die lockere Haltung der Capitel untereinander, vorzüglich wies ich auf das ſechſte Buch hin mit der Ueberſchrift „Bekenntniſſe einer ſchönen Seele", das mit dem übrigen in gar keiner Verbindung zu ſtehen ſcheint, worauf Goethe mir entgegnete: „Da ich Sie mit Ihrer Idee am rechten Wege finde, will ich Sie vollends zum Ziele führen. Ich hatte die Capitel oder Fragmente, wie Sie es nennen, allerdings einzeln geſchrieben und ſie auch einzeln nach und nach durch Zeitſchriften veröffentlicht*); doch wer kennt nicht das Loos der Zeit-

*) [Demnach war auch von den „Wanderjahren" die Rede geweſen.]

ſchriften! Und ſo glaube ich nicht, daß ſich jemand darüber aufhalten könnte, das früher Zerſtreute nun beiſammen, aneinandergereiht, als einen Roman vor ſich zu ſehen; ich wenigſtens bedaure nicht, die Mühe darauf verwendet zu haben."

Es kam manches noch zur Sprache, ehe der Abend verging, ja es wurde ſogar mineralogiſirt, wobei der Magiſtratsrath Grüner herhalten mußte; ich aber hörte zu und pauſirte. Goethe, mein Stillleben gewahrend, machte wieder einen ſchnellen Übergang zur Kunſt, indem er mich fragte, ob es mir nicht möglich wäre, ihm einige ſeiner, von mir componirten Lieder vorzutragen, hinzuſetzend, daß ſelbſt der geübteſte Sänger ein Lied doch nicht ſo zu beleben wiſſe, als deſſen Tondichter; auch meinte er, daß es nicht ſo ſehr auf die Schönheit des Singorgans dabei ankomme, als vielmehr auf die jedesmalige, an gehöriger Stelle angebrachte Betonung, wodurch erſt das Lied ſeine volle Wirkung thue. Ich ſchlug ihm vor, die Wohnung des Advocaten Frank, der ein gutes Fortepiano hatte, zu beſuchen, und verſprach, ihn ſelbſt . . . dahin abzuholen.*) Goethe

*) [Tomaſchek ſchreibt: „am folgenden Tage nach 10 Uhr Vormittags dahin abzuholen." Dieſe Zeitangabe ſteht jedoch mit Goethes Tagebuchaufzeichnung, ſowie mit Grüner's Erzählung über den Verkehr mit Goethe in Widerſpruch. Einklang iſt nur dadurch herzuſtellen, daß man den Verkehr mit Tomaſchek als an Einem Tage, den 6. Auguſt, erfolgt annimmt, und nicht am folgenden Tag, ſondern am Nachmittag des 6. Auguſt die muſikaliſche Production ſtattfinden läßt.]

wurde durch meine Bereitwilligkeit so herzlich, daß ich kein Bedenken trug, ihn zu bitten, mein kleines Stammbuch, das ich deshalb mithatte, nur mit ein paar Worten zu verherrlichen, wozu er gleich zwei Blättchen sich wählte. . . . . .

Ich säumte nicht, mich . . . zur bestimmten Zeit bei ihm einzufinden, um ihn nach dem verabredeten Orte zu begleiten. Nach wechselseitigen Begrüßungen nahm jeder von dem kleinen Publikum seinen Platz ein; es bestand aus Frank und seinem Sohn, dann dem Rath Grüner und dem Apotheker v. Helly aus Prag. . . . Goethe setzte sich nächst dem Fortepiano mir gerade gegenüber; wahrscheinlich wollte er sehen, ob meine Geberdensprache mit Wort und Ton stets im Einklange stehe.

Durch die Gegenwart des Dichters begeistert, begann ich mit dem „Haidenröslein", das ihn sehr anzusprechen schien, worauf dann die übrigen Lieder folgten, als: „Wer kauft Liebesgötter?" — „Nachgefühl", — „Mailied", — „An die Entfernte", — „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg", — „Rastlose Liebe", — „Frühzeitiger Frühling", — „Trost in Thränen", wobei er tiefe Rührung nicht bergen konnte; vielleicht gab ein trauriges, dem Dichter einst begegnetes Ereigniß zu diesem letztern Liede die Veranlassung, daß er jetzt noch so sehr sich dabei aufgeregt fühlte. Dem folgten noch: „Am Flusse", — „Wanderers Nachtlied", — „Schäfers Klagelied", — „An dem See", — „Jägers Abendlied", — „Mignons Sehnsucht". Die wenigen Worte

— „Sie haben das Gedicht verstanden", — die Goethe nach Anhören des letztgenannten Liedes zu mir sprach, sagten mir deutlich, daß er mit meiner Auffassung des Liedes ganz zufrieden war, indem er noch weiter bemerkte: „Ich kann nicht begreifen, wie Beethoven und Spohr das Lied gänzlich mißverstehen konnten, als sie es durchcomponirten; die in jeder Strophe auf derselben Stelle vorkommenden gleichen Unterscheidungszeichen wären, sollte ich glauben, für den Tondichter hinreichend, ihm anzuzeigen, daß ich von ihm bloß ein Lied erwarte. Mignon kann wohl ihrem Wesen nach ein Lied, aber keine Arie singen." — Nun trat eine Pause ein, während Goethe einige Ölgemälde von Frank's zweitem Sohn betrachtete und sich über das Talent des jungen Malers lobend äußerte.

Nachdem Goethe sich wieder gesetzt, nahm ich zum Schlusse noch die drei ihm gewidmeten Balladen vor, nämlich: den „Erlkönig", — „König von Thule" — und „den Fischer". — Goethe empfahl sich allen Anwesenden und wandte sich zu mir mit den Worten: „Ihnen, lieber Tomaschek, werde ich heute erst des Nachmittags (?) danken, bis Sie sich ihr Stammbuchblättchen abholen werden." Die Neugierde, wie der große Mann mein Blättchen bedacht, ließen mich nicht säumen, gleich nach Tisch dahin zu gehen. Ich traf ihn herumklaubend unter seinen Mineralien, die er mit Rath Grüner in der Umgegend von Eger gesammelt hatte. Goethe war diesmal noch viel freundlicher, als

gewöhnlich; er nahm mich bei der Hand und dankte mir für die musikalische Ausstattung seiner Gedichte mit sehr wenigen, aber um so innigeren Worten, die ich zeitlebens im Gedächtnisse aufbewahren werde. Er nahm die zwei von ihm beschriebenen Blättchen und gab sie mir, indem er lächelnd bemerkte: „Da habe ich Ihnen etwas Diplomatisches*) zur Erinnerung an unser Zusammentreffen gemacht; es soll mich freuen, wenn Sie beim Anblicke dieser Zeilen sich dessen erinnern. Übrigens hoffe ich, daß wir uns noch im Leben wiedersehen werden.“ Ich dankte für das herrliche Andenken, empfahl mich und verließ innig gerührt seine Wohnung. Nicht übergehen darf ich das Gedicht hier, das Goethe auf den zwei Blättchen für mein Stammbuch schrieb.

Das Diplomatische daran, wie er sich im Scherz ausdrückte, bestehet darin, daß, wenn man die Überschrift der Rückseite vom Gedicht im Zusammenhange lesen will, man beide Blättchen scharf nebeneinander legen muß. Dasselbe muß geschehen, ehe man zum Lesen der inneren Überschrift vom Gedicht schreitet. Die äußere Überschrift lautet:

Für innige	Theilnahme
an meinen	Gesängen
dank	bar
zu freundlichem	Erinnern
genußreicher	Stunden
Eger, d. 6. August	1822.

*) [Problematisches?]

Die innere Überschrift lautet:

Liebeschmerzlicher unmittelbar | Zwie-Gesang nach dem Scheiden.

Nun folgen die zwei ersten Strophen des Gedichts „Äolsharfen".

805.

1822, 6. August Abends.

Mit Grüner.

Compositeur Tomaschek befand sich auf Besuch bei dem Advocaten Frank in Eger. Nach vorgängiger Rücksprache mit mir, beehrte Goethe ihn mit einem Besuche. Tomaschek sang einige Lieder Goethes, die er in Musik gesetzt hatte, namentlich den Erlkönig, die Müllerin, und andere, und begleitete sich dazu auf dem Pianoforte. Goethe empfahl sich unter Beifallsbezeigung.

Zu Hause sprach dann Goethe viel von musikalischen Compositionen, besonders von jenen Zelters, seines ältesten Freundes, wie er ihn nannte. Diesen sollten Sie kennen, sagte er, ich wünschte mir eine solche Laune. Ich muß Ihnen doch etwas von ihm vorlesen.

Nun las Goethe einen Brief Zelters vor, worin erzählt war, wie er einen tüchtigen Compositeur in Sachsen . . . [Peter Mortimer] besuchte, den er in den armseligsten Umständen traf; dann folgte eine Schilderung des Besuches Zelters in Herrnhut. Wenn

auch der Brief weniger witzig, weniger mit drolligen Einfällen versehen gewesen wäre, so hätte schon das bloße Vorlesen Goethes dafür einnehmen und einen angenehmen Eindruck hervorbringen müssen; denn er konnte sich dabei so ganz in die Stimmung seines Freundes versetzen und demgemäß die Stimme moduliren; kurz er hatte einen vortrefflichen, mir noch niemals vorgekommenen Vortrag.

Lächelnd fragte er: „Nun, was sagen Sie dazu?"

Ich antwortete, daß der Brief verdiente, in Druck zu erscheinen.

„Wir wollen sehen," sagte Goethe, „es müßte natürlich vieles cassirt werden." Dann sprach er über Tomaschek's Verdienste und lobte dessen kunstreiche Compositionen, „doch," fügte er hinzu, „wünschte ich ihm mehr Gemüthliches; der Eingang zum „„Erlkönig"" will mich nicht ansprechen."

806.

1822, 7. August.

Mit Anton Martius u. a.

a.

Herr Pastor Martius in Schönberg bei Franzensbad wird häufig von Kurgästen wegen seines ansehnlichen Mineralienkabinets besucht. Er ist ein sehr kenntnißreicher, äußerst gefälliger Mann. Die Aussicht von Schönberg über das Egerland erfreute Goethe

sehr und gab zur Recapitulation der Touren Anlaß, die er in diesem Ländchen gemacht hatte. Wir trafen unter andern Personen den Präsidenten von Stettin, mit welchem Goethe sich unterhielt. Herr Pastor Martius, der sich durch den Besuch höchst geehrt fühlte, überreichte Goethe einige Rauchtopase, Amethyste und Egrane aus der Nachbarschaft, die er dankend freundlichst annahm.

b.

Goethe . . fand 1822 bei ihm mancherlei, was seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, sowohl an physikalischen Instrumenten, wie an naturwissenschaftlichen Gegenständen, unter letzteren namentlich eine Folge von Mineralien vom Kammerbühl, über welche er äußerte, daß diese sehr wissenschaftliche Zusammenstellung mehr sage, als alles, was über den Kammerbühl geschrieben worden sei; ferner eine Sammlung englischer Steinkohlen, die er noch nicht so schön gesehen zu haben versicherte; endlich einen gewaltigen Meteorstein von beinahe fünf Centnern Gewicht. Auch eine zahme Ringelnatter zog Goethe sehr an; sie war so an Martius gewöhnt, daß sie auf seinen Ruf herbeikam, sich um seinen Hals legte, sein Gesicht streichelte und dem Zuge seiner Feder mit dem Kopfe folgte, wenn er schrieb. Goethe konnte ihr keine Vertraulichkeit abgewinnen und bewunderte daher umsomehr das Geschick des Pfarrers, sich mit Thieren zu verständigen. . . .

Goethe frug Martius, was er von der, damals von einigen Naturkundigen aufgestellten Behauptung halte, daß der Granit im Vogtlande geschichtet vorkomme, worauf der genannte Geistliche eine, bei Gelegenheit eines Straßenbaues in Schönberg entblößte merkwürdige Stelle nachweisen konnte, an welcher deutlich zu erkennen war, wie ein streckenweise parallel mit Gneisschichten streichender Granitgang den Gneis durchbrochen hatte, so daß zugleich einleuchtete einerseits, wie die Annahme eines geschichteten Vorkommens entstehen konnte, und andererseits, wie irrig sie war. Goethe ersuchte Martius, ihm eine genaue Beschreibung dieses lehrreichen Lagerverhältnisses nach Weimar zu schicken....

Goethe wurde während seines Verweilens in Schönberg noch durch Ausbruch eines heftigen Gewitters entzückt. „Wie freue ich mich," rief er aus, „den Donner über dem vogtländischen Granit zu hören!"

807.

1822, 8. August.

Mit Grüner.

Als ich Goethe Abends besuchte, kam er wieder auf seinen Lieblingsgegenstand, die Farbenlehre. Er erörterte die Mühe, den Kostenaufwand, welche er beharrlich auf diesen Gegenstand verwendete, und sagte ganz gelassen: Er sei allein auf der Erde, der sagen könne er habe Wahrheit. Nachdem Goethe noch Einiges

hinzugefügt, sagte er: „Ich muß Ihnen doch die vortreffliche Ode Manzoni's auf den Tod Napoleon's vorlesen; ich habe versucht, so gut ich konnte, sie deutsch wieder zu geben."

Welch' ein Lesen! Er war wie in einem verklärten Zustande, dabei ganz ergriffen, das Feuer blitzte aus seinen Augen, die richtigste Betonung eines jeden Wortes und Ausdruckes ergriffen auch mich, und wie er zu Ende war, folgte eine Pause. Wir sahen einander an, ich konnte in seinem Antlitze, und er mochte in dem meinigen Begeisterung lesen. „Sie sollen sie morgen haben," sagte er endlich; „nicht wahr, Manzoni ist ein großer Dichter?"

Ich wünschte, versetzte ich, daß er beim Vortrage dieser Ode zugegen gewesen wäre; wenn er auch nicht deutsch verstehen möchte, würde er doch durch den begeisterten Vortrag Eurer Excellenz sich gewiß ausgezeichnet belohnt gefühlt haben.

808.

1822, 10. August.

Mit Grüner.

Ich erzählte Goethe von der berühmten chemischen Fabrik meines Freundes Fikentscher zu Redtwitz, und sagte, daß dieser es sich zur größten Freude machen würde, mit einem Besuche beehrt zu werden. Goethe ließ sich um so mehr geneigt finden, diese Reise zu

unternehmen, als er Hoffnung hatte, Gläſer für das Naturalienkabinet zu Jena in Fikentſcher's Glasfabrik beſtellen zu können.

Da ich die mehrerwähnte Eiche auf ſtarke Bretter zerſcheiden ließ, welche noch auf der Sägemühle beim Mühlthore lagen, wünſchte Goethe zu ſehen, wie die Eiche innerlich durchaus beſchaffen ſei, und ſo wurde der im Tagebuch bemerkte Spaziergang unternommen. Goethe fand die Bretter durchaus geſund und von der bereits beſchriebenen Farbe; es wurde wieder ein Stückchen mitgenommen.

809.

1822, 11. Auguſt.

Mit Grüner.

Mit Goethe um $12^1/_2$ Uhr nach Waldſaſſen gefahren, dort geſpeiſt, die Kirche, dann die Stellagen der ehemaligen Bibliothek beſehen. Es befinden ſich über den Fächern dieſer ehemaligen Bibliothek allegoriſch ſein ſollende Schnitzwerke, z. B. über dem Fache der philoſophiſchen Schriftſteller ein Kopf mit einem Kropf und mit Warzen im Geſichte, die scriptores profani hatten gebundene Hände u. ſ. w. Während wir unſere Betrachtungen darüber anſtellten, kamen Fremde von anſehnlichem Äußern. „Geben Sie Acht, Freund", ſagte Goethe, „es ſind Preußen, die wollen immer Alles beſſer wiſſen als andere Leute."

Goethe zog sich mit mir zurück, um aufmerksam zuzuhören. Als sie nun zu expliciren und debattiren anfingen, sah mich Goethe, der die Arme übereinander geschlagen hatte, warnend an, als ob ich aufmerken und mich durch sie belehren lassen sollte, und ging dann. „Als wir allein waren, fragte er lächelnd: Nicht wahr, jetzt haben Sie alles weg?“

Auf der Heimfahrt nach Eger sprach er abermals von den Widersachern, welche gegen seine Farbenlehre aufgetreten waren. „Die Leute,“ sagte er, „wollen sich über Licht und Auge in Zergliederungen a priori einlassen, allein unser Verstand ist beschränkt, wir kennen nichts als die Wirkungen, daher habe ich Licht und Auge vorausgesetzt.“

810.

1822, 12. August.

Mit Grüner.

Wie ich schon erwähnte, hatte ich für Goethe Mineralien aus der Umgegend gesammelt, und es hatte mir stets besonderes Vergnügen gewährt, wenn er, mich aufmunternd, sie annahm. Als ich heute von meinen Berufsgeschäften nach Hause kam, fand ich Goethe in meinem Bilderzimmer. Nach kurzem Gespräche wurde mein Arbeitszimmer geöffnet, und Goethe zeigte auf einen mit vierzehn Schubkästen versehenen Schrank, den er zu meiner Überraschung verfertigen und während

meiner Abwesenheit, weil er meine Amtsstunden kannte, hatte aufstellen lassen.

„Nun weihe ich Sie in die Mineralogie ein," sagte er lächelnd, „und von nun an werden Sie mir nicht mehr so viel zutragen."

Er hatte mehrere Schubkästen mit Mineralien gefüllt, die ich schon kannte. Aber wie hätte ich je denken sollen, daß auch seine Voraussagung in Erfüllung gehen werde, da ich so ausgezeichnet behandelt worden und zur Dankbarkeit so sehr verpflichtet war.

811.

1822, 13. August.

Bei Wolfgang Kaspar Fikentscher.

Die Fabrik des Herrn Fikentscher [in Redtwitz] ist wegen ihrer Ausdehnung, inneren Einrichtung, wegen ihrer ausgezeichneten chemischen Produkte und wegen des großen Absatzes berühmt. Goethe ließ sich von allem unterrichten, besuchte auch die Glashütte, und bestellte Gläser für das Naturalienkabinet zu Jena. Die Glasfabrik wird bloß für die gläsernen Retorten betrieben. Goethe ließ sich Gläser fertigen, welche, wenn auf einen dunklen Gegenstand gelegt, blau, über einen weißen aber gelb aussahen, und das gab ihm abermals Anlaß zur Erörterung seiner Farbenlehre. Er war heiter, unterhielt sich sehr gut.

812.

1822, 18. Auguſt.

Bei Fikentſcher.

Goethe zeigte ſich über unſere [Grüner's und Frau] Ankunft [in Redtwitz] ſehr erfreut, lobte das Großartige der Fabrik, die freundliche Aufnahme, welche er, wie er ſagte, meinem freundlichen Vorſchlage zu verdanken habe. „Die Felſengruppen zu Alexanderbad", fuhr er fort, „empfehle ich Ihrer aufmerkſamen Betrachtung, denn ſie ſind auch ein problematiſcher Gegenſtand. Ich habe verſucht, ihnen etwas abzugewinnen," — und hierauf ſetzte er mir ſeine Anſicht auseinander.

813.

1822, 19. Auguſt.

Mit Grüner.

Ich kam Vormittags zu Goethe, der mir ... [einen für den Kurfürſten Maximilian von Bayern beſtimmt geweſenen] alterthümlichen Becher zeigte und mich erſuchte, ihm Schiller's dreißigjährigen Krieg zum Leſen zu leihen. Firnſtein's Leben und Gedichte intereſſiren Goethe ſehr. Die jammervolle Geſtalt Firnſtein's ſcheint auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht zu haben; er lobte ihn und ſagte: „Dieſem Manne muß man trachten, auf die Beine zu helfen." — Ich brachte dann Schiller's dreißigjährigen Krieg und empfahl mich wieder.

Als ich Abends zu Goethe kam, bemerkte ich, daß ihm Zähren über die Wangen herabrollten. Ich fragte erstaunt: Excellenz, was ist Ihnen geschehen?

„Nichts, Freundchen," erwiederte er, „ich bedaure nur, daß ich mit einem solchen Manne, der so etwas schreiben konnte, einige Zeit im Mißverständnisse leben konnte. Schiller wohnte drei Häuser von mir, und wir besuchten uns nicht, weil ich, von Italien zurückkommend, vorwärts gedrungen war, und die durch Schiller veranlaßten Räubergeschichten nicht ertragen konnte. Vom Jahre 1797 bis 1805 besuchten wir uns wöchentlich zwei- bis dreimal, schrieben uns auch gegenseitig. Schiller hatte die Gabe, daß er über seine Sachen, die er in Arbeit hatte, über Plan, Eintheilung sprechen konnte, was aber mir nicht eigen war. Da er manches nicht gehörig motivirte, so gab es Dispute. Als er mir sein vortreffliches Werk, Wilhelm Tell, brachte, machte ich ihn aufmerksam, wie es komme, daß der Landvogt Geßler auf den Einfall geräth, Tell solle den Apfel von des Knaben Kopf schießen, und bemerkte, daß das nicht gehörig motivirt sei. Schiller war hierüber etwas unwillig; allein ungefähr den dritten Tag brachte er die Scene mit dem Knaben des Tell, der behauptete, sein Vater könne mit dem Pfeile jeden Apfel vom Baume schießen. Sehen Sie, Freund, jetzt ist eine Veranlassung dazu, so macht es sich herrlich."

„Schiller," fuhr Goethe fort, „war in Stuttgart geboren, in der Militär-Akademie erzogen, schrieb dort

die Räuber, entſprang, wurde in Mannheim gut aufgenommen, von Württemberg requirirt, ſuchte Aſyl im Thüringer Walde auf einem Landgute, wie Luther auf der Wartburg, heirathete, kam nach Dresden, Jena, dann nach Weimar. Er hatte ein Leiden im Unterleibe, und ich glaubte, daß er kaum noch ein Jahr leben würde. In jenem leidenden Zuſtande hatte er eine Apprehenſion gegen die Menſchen. Als ich ihn während deſſelben beſuchte, wurde angeklopft. Schiller ſprang haſtig auf, öffnete die Thüre und als ein junger, nicht unanſehnlicher Chirurg aus Berlin fragte, ob er die große Ehre und das Vergnügen hätte, den berühmten Schiller zu ſprechen, ſagte dieſer haſtig: Ich bin Schiller, heute können Sie ihn nicht ſprechen, — ſchob den Fremden zur Thüre hinaus und machte ſie zu."

„Es iſt oft läſtig", ſetzte Goethe bei, „ſich durch ſo viele Beſuche die Zeit rauben zu ſehen." Darauf ging er auf Firnſtein über und ſagte: „Wenn Firnſtein noch einige Gedichte nach meinem Rathe gemacht haben wird, ſo will ich ihn gerne einführen und die Einleitung zum Drucke treffen, denn er iſt in körperlicher Hinſicht ein äußerſt bedauerungswürdiger Menſch."

814.

1822, 21. Auguſt.

Mit Grüner.

„Sie kommen mir eben willkommen," rief mir Goethe beim Eintreten zu, „wir müſſen doch auch von unſerer Sammlung dem Prager Muſeum etwas zuſchicken, daher wollen wir die Sachen nach den Fundörtern verzeichnen und numeriren."

Ich zeigte mich dazu höchſt bereitwillig. Während der Beſchäftigung kam das Geſpräch auf die richtige Benutzung der Zeit, worüber Goethe ſich ſo ausließ:

„Man ſagt immer, die Lebenszeit iſt kurz, allein der Menſch kann viel leiſten, wenn er ſie recht zu benützen weiß. Ich habe keinen Tabak geraucht, nicht Schach geſpielt, kurz nichts betrieben, was die Zeit rauben könnte. Ich habe immer die Menſchen bedauert, welche nicht wiſſen, wie ſie die Zeit zubringen oder benützen können. Für mich war es freilich gut; denn mein Sohn führte die ganze Hausordnung, er iſt ſehr ökonomiſch. Ich muß ſelbſt Verſendungen rücklings machen, kann aber meinen Geſchäften obliegen."

815.

1822, 22. Auguſt.

Mit Grüner und deſſen Gattin.

„Heute komme ich," ſagte Goethe, meine Frau begrüßend, „Sie zu beläſtigen. Ich möchte gerne noch ein Stück Kattun mit nach Hauſe bringen, und weil die Frauen ihren eigenen Guſto haben, und auch wiſſen, was für ſie modern, ſchicklich iſt, ſo nehme ich Ihre Güte in Anſpruch." — Es wurde nach gemeinſamer Wahl ein Stück gekauft.

Goethe beſah meine Mineralien und freute ſich des Anwuchſes. Meine Ölgemälde und Kupferſtiche prüfte er ſorgfältig und ſagte: „Sie haben einige gute Stücke aus der altdeutſchen und italieniſchen Schule, dieſe halten Sie werth, beſonders aber, wie ich Ihnen ſchon bemerkte, Ihren florentiner Moſaikſchrank," — bei dem er wieder einige Zeit verweilte.

„Bei Betrachtung der Bilder," fuhr Goethe dann fort, „muß man vorerſt fragen, was wollte der Künſtler mit dieſem Bilde ſagen? Man muß die Idee des Künſtlers ſich eigen zu machen ſtreben, und nicht kleine in Eile hingeworfene Verzeichniſſe aufſuchen und hierauf ſein Urtheil gründen."

Als ich Goethe des Abends beſuchte, kam das Geſpräch auf Wieland. Goethe ſagte: „Der Unerſetzliche war in Rom und Griechenland zu Hauſe. Er hat ſich ſeinen Tod ſelbſt zugezogen. Er war bei Hof in

Weimar. Da es Winter war, auch viel Schnee fiel, so ersuchte ich ihn warnend, er möchte die Nacht in Weimar zubringen, allein es half nichts, er ging in Schuhen und seidenen Strümpfen durch den Schnee nach seinem Osmannstädt, verkühlte sich und starb."

816.

1822, 23. August.

Mit Grüner.

Da ich voraussah, daß meine Amtsgeschäfte in Hartenberg Sonnabend beendigt sein würden, antwortete ich auf Goethes Frage: „Am Sonnabende besehen wir doch wieder das Vincenzi-Fest?" bejahend und setzte hinzu: Und für den Nachmittag würde ich die Fahrt nach der Veste Seeberg vorschlagen, wo die Drahtmühlen und die romantische Gegend Eure Excellenz interessiren dürften.

Goethe stimmte bei.

817.

1822, 24. August.

Mit Grüner.

Der Blitz schlug in den Dachstuhl des Bachmeyerschen Hauses ein, und fuhr durch das Gebälke in die Stube im zweiten Stockwerke. In der Oberdecke der Stube erblickte man die Öffnung, konnte aber keine

Spur entdecken, wohin sich dann der Blitz gewendet habe. Die Hausbewohner wollten behaupten, daß, weil das Bett gerade unter der Öffnung, durch welche der Blitz gefahren, stand, die Bettfedern die Materie des Blitzes aufgelöst haben müßten. Sie fügten noch bei, daß sie kein Beispiel wüßten, daß Jemand im Bette vom Blitze getroffen worden wäre.

Ich bemerkte zu Goethe: Sollte es Grund haben, daß, wie Seneca sagt, die vom Blitze Getödteten niemals auf dem Gesichte liegend, sondern gegen das Firmament sehend angetroffen werden? Goethe erwiederte, daß er die Erfahrung noch nicht gemacht habe.

818.

1822, 25. August.

Mit Grüner.

Wir stiegen zu Seeberg in der alten Veste ab.....

Goethe besichtigte die Drahtmühlen, und weil sie wegen des Sonntags nicht im Gange waren, ließ er sich die Manipulation erklären, erkundigte sich auch nach der Menge der Erzeugung und nach der Größe des Absatzes.

. . . Die sogenannte Schwedenschanze leitete das Gespräch auf den dreißigjährigen Krieg und auf Wallenstein.

Grüner schloß eine Darlegung seiner geschichtlichen Forschungen mit den Worten:

Doch . . . ich komme wieder auf meine Lieblingsgegenstände, ohne zu bedenken, daß ich Eurer Excellenz lästig fallen könne.

Darauf Goethe: „Ihr Bestreben ist löblich, sollte aber die Lust zur Mineralogie diesem Eifer nicht einigen Abbruch thun?“

Allerdings, antwortete ich, aber bei meinen mineralogischen Excursionen genieße ich ein doppeltes Vergnügen, weil ich weiß, was an diesem oder jenem Orte sich einst Merkwürdiges zugetragen hat.

819.

1822, 26. August.

Mittag bei Grüner.

Zu diesem Mittagsmahle lud ich auch den hoffnungsvollen Sohn des Physikatsarztes Dr. Köstler ein, und machte Goethe auf die Fortschritte desselben in den Studien aufmerksam. Die Aufmunterung, welche Goethe dem jungen Manne zu Theil werden ließ, machte auf diesen einen bleibenden Eindruck.

Das Gespräch drehte sich meist um die Studien, und kam dann auch auf die jetzige deutsche Orthographie. „Laßt ihr mich mit eueren Schreibfehlern gehen,“ sagte Goethe, „ich mache in jedem Brief Schreibfehler und keine Comma. Ich dictire meistens und sehe nicht nach. Sollte ich aber alle Briefe beantworten, so müßte ich ein eigenes Comptoir noch haben.“

820.

1822, 21. September.

Mit Friedrich Soret und Meyer.

Dieſen Abend bei Goethe mit Hofrath Meyer. Die Unterhaltung drehte ſich hauptſächlich um Mineralogie, Chemie und Phyſik. Die Phänomene der Polariſation des Lichts ſchienen ihn beſonders zu intereſſiren. Er zeigte mir verſchiedene Vorrichtungen, größtentheils nach ſeinen eigenen Angaben conſtruirt, und äußerte den Wunſch, mit mir einige Experimente zu machen.

Goethe ward im Laufe des Geſprächs immer freier und mittheilender. Ich blieb länger als eine Stunde, und er ſagte mir beim Abſchiede viel Gutes.

Seine Geſtalt iſt noch ſchön zu nennen, ſeine Stirn und Augen ſind beſonders majeſtätiſch. Er iſt groß und wohlgebaut und von ſo rüſtigem Anſehen, daß man nicht wohl begreift, wie er ſich ſchon ſeit Jahren hat für zu alt erklären können, um noch in Geſellſchaft und an Hof zu gehen.

821.

1822, 24. September.

Abend bei Goethe.

Den Abend bei Goethe zugebracht mit Meyer, Goethes Sohn, Frau von Goethe und ſeinem Arzt Rehbein. Goethe war heute beſonders lebhaft. Er zeigte

mir [Soret] prächtige Lithographien (von Strixner nach Gemälden der Boisserée'schen Sammlung) aus Stuttgart, etwas so Vollkommenes in dieser Art, wie ich noch nicht gesehen. Darauf sprachen wir über wissenschaftliche Dinge, besonders über die Fortschritte der Chemie. Das Jod und das Chlor beschäftigten Goethe vorzugsweise; er sprach über diese Substanzen mit einem Erstaunen, als ob ihn die neuen Entdeckungen der Chemie ganz unvermuthet überrascht hätten. Er ließ sich etwas Jod hereinbringen und verflüchtete es vor unsern Augen an der Flamme einer Wachskerze, wobei er nicht verfehlte, uns den violetten Dunst bewundern zu lassen, als freudige Bestätigung eines Gesetzes seiner Theorie der Farben.

822.

1822, Herbst.

Mit der Familie Mendelssohn-Bartholdy.

a.

Goethe, der Vornehme, Hohe, Ministerielle, um den Würde, Ruhm, Dichterglanz, Genie und Superiorität jeder Gattung eine blendende Strahlenkrone bilden, vor dem gemeine Sterbliche erbangen, ist so gütig, mild, freundlich, ja, väterlich gegen den Knaben, daß ich (Lea Mendelssohn geb. Salomon) nur mit dem innigsten Dank und freudiger Rührung mir diese beglückenden Bilder zurückrufen kann. Stundenlang sprach er mit

meinem Mann über Felix, herzlich lud er ihn ein, wieder längere Zeit bei ihm zu wohnen, mit sichtlichem Wohlgefallen ruhten seine Blicke auf ihm, und sein Ernst verwandelte sich in Heiterkeit, wenn er nach seinem Sinn phantasirt hatte. Da er gewöhnliche Musik nicht liebt, war sein Piano seit Felix' Abwesenheit unberührt geblieben, und er öffnete es ihm mit den Worten: „Komm und wecke mir all die geflügelten Geister, die lange darin geschlummert." Und ein ander Mal: „Du bist mein David! Sollte ich krank und traurig werden, so banne die bösen Träume durch Dein Spiel; ich werde auch nie wie Saul den Speer nach Dir werfen. . . . ." Auch gegen Fanny war er sehr gütig und herablassend; sie mußte ihm viel Bach spielen und seine von ihr componirten Lieder gefielen ihm außerordentlich, sowie ihn überhaupt erfreut, sich in Musik gesetzt zu sehen.

b.

Eines Abends erbat er [Goethe] sich von Felix eine Fuge von Bach, welche die junge Frau v. Goethe ihm bezeichnete. Felix wußte sie nicht auswendig, nur das Thema war ihm bekannt, und dies führte er nun in einem langen fugirten Satz durch. Goethe war entzückt, ging zu der Mutter, drückte ihr mit vieler Wärme die Hände und rief aus: „Es ist ein himmlischer, kostbarer Knabe! Schicken Sie ihn mir recht bald wieder, daß ich mich an ihm erquicke."

823.

1822, 3. December.

Abend bei Goethe.

Bei Goethe in einer Abendgesellschaft. Die Herren Riemer, Coudray, Meyer, Goethes Sohn und Frau von Goethe waren unter den Anwesenden.

Die Studenten in Jena sind in Aufstand begriffen; man hat eine Compagnie Artillerie hingeschickt, um sie zu beruhigen. Riemer las eine Sammlung von Liedern, die man ihnen verboten und die dadurch Anlaß oder Vorwand der Revolte gegeben. Alle diese Lieder erhielten beim Vorlesen entschiedenen Beifall, besonders wegen des Talents, das darin sichtbar; Goethe selbst fand sie gut und versprach sie mir [Soret] zur ruhigen Durchsicht.

Nachdem wir darauf eine Zeit lang Kupferstiche und kostbare Bücher betrachtet hatten, machte Goethe uns die Freude, das Gedicht „Charon" zu lesen. Die klare, deutliche und energische Art mußte ich bewundern, womit Goethe das Gedicht vortrug. Nie habe ich eine so schöne Deklamation gehört. Welches Feuer! Welche Blicke! Und welche Stimme, abwechselnd donnernd und dann wieder sanft und milde! Vielleicht entwickelte er an einigen Stellen zu viele Kraft für den kleinen Raum, in dem wir uns befanden; aber doch war in seinem Vortrage nichts, was man hätte hinwegwünschen mögen.

Goethe sprach darauf über Litteratur und seine Werke, sowie über Frau von Staël und Verwandtes. Er beschäftigt sich gegenwärtig mit der Übersetzung und Zusammenstellung der Fragmente vom „Phaëthon" des Euripides. Er hat diese Arbeit bereits vor einem Jahre angefangen und in diesen Tagen wieder vorgenommen.

824.

1822, 17. December.

Mit Soret.

Abends bei Goethe. Er war sehr heiter und behandelte das Thema, daß die Thorheiten der Väter für ihre Kinder verloren seien, mit vielem Geist. Die Nachforschungen, die man jetzt zur Entdeckung von Salzquellen anstellt, interessirten ihn sichtbar. Er schalt auf die Dummheit gewisser Unternehmer, welche die äußern Spuren und die Lage und Folge der Schichten, unter denen Steinsalz liegt und durch die der Bohrer gehen muß, ganz außer Acht lassen, und die, ohne den rechten Fleck zu wissen und zu finden, immer ein einziges Bohrloch an einer und derselben Stelle auf's Gerathewohl hartnäckig verfolgen.

825.

1822 ungefähr.

Mit Ida Melos u. a.

Als Jugendgespielen der Enkel des Dichters, Wolfgang und Walther, waren die drei Töchter des Melos-

schen Hauses gar vielfach in Goethes Hause, wie die beiden Knaben fast täglich zu ihnen herüber kamen. Goethe selbst, bis an sein Lebensende ein Kinderfreund, war allezeit gar liebevoll gegen seine Enkel und deren Gespielinnen; wenn ihm das kleine Volk über seinem Haupte zu viel Lärm machte, so schickte er ihnen als einzige Mahnung zur Ruhe eine Schachtel voll köstlicher Frankfurter Süßigkeiten, um welche sie Lotto spielen möchten; öfter auch warf er die Süßigkeiten aus den Fenstern seines Arbeitszimmers in den Garten hinab, wobei Ida die bevorzugte war. Oder er stand, in seinen langen grauen Hausrock gekleidet, die Arme auf dem Rücken, im Garten und sah den spielenden Kindern zu, wobei, schreibt Frau Freiligrath, die Enkel gar manchmal, wenn unsere Bälle höher flogen, oder unsere Reifen einen schöneren Bogen beschrieben, einen kleinen Tadel erhielten, wie: „Ei, die Mädchen beschämen Euch. Die Mädchen machen's besser." Wolfgang lief sehr viel ungenirt beim Apapa ein und aus, und ich, als damals unzertrennliche Gefährtin, mit ihm, doch nie schien dieser über die Störung ungehalten oder ungeduldig, und immer hatte er ein paar freundliche Worte für uns. Einmal — es ist mir unvergeßlich und auch unerklärlich — gab er uns Geld und den Auftrag, von den längsten Zwiebelrespen, die wir finden könnten, einzukaufen und ihm zu bringen. Es war Zwiebelmarkt und eine ungeheure Menge dieser beliebten Südfrucht vor Goethes Hause ausgeboten. Wir durchliefen

die Reihen der ländlichen Verkäufer und Verkäuferinnen und wählten die schönsten und längsten der Zwiebelrespen, beluden uns damit und schleppten sie zu Goethe, der uns nun befahl, sie an einer Schnur über seinem Schreibtisch zu befestigen. . . . . Ein andermal, als Goethe in unserer Gegenwart seinen Rock wechselte und ich mich bemühte, ihm dabei behülflich zu sein, erhielt ich das Compliment: „Von so schönen Händen bin ich lange nicht bedient worden.“

826.

1823, 3. Februar.

Mit v. Müller.

Ich traf ihn gegen 6 Uhr Abends ganz allein; nur sein kleiner Enkel blätterte in Bilderbüchern und ward bei seinem lebhaften Wesen und öftern Fragen von dem alten Herrn auf's geduldigste von Zeit zu Zeit beschwichtigt, endlich aber durch allerlei Persuasion vermocht, sich auf das Bett im Cabinet schlafen zu legen.

Die wichtige Tagesneuigkeit des Krieges mit Spanien gab unserm Gespräch die erste Unterlage. Goethe hält sich überzeugt, daß zu Verona bereits ein fester Plan der Unterstützung Frankreichs durch Nachrücken der Armeen verabredet sei, daß man Spanien, es koste was es wolle, bezwingen werde, und daß viel ernsthaftere Maßregeln, als man sich irgend träumen lasse, ehestens zum Vorschein kommen würden. Die Opposition der

Württemberger gegen Österreichs Allgewalt erscheint ihm absurd, wie jede Opposition, die nicht zugleich etwas Positives anstrebe.

„Hätte ich das Unglück in der Opposition sein zu müssen, ich würde lieber Aufruhr und Revolution machen, als mich im finstern Kreise ewigen Tadels des Bestehenden herumtreiben. Ich habe nie im Leben mich gegen den übermächtigen Strom der Menge oder des herrschenden Princips in feindliche, nutzlose Opposition stellen mögen; lieber habe ich mich in mein eigenes Schneckenhaus zurückgezogen und da nach Belieben gehauset. Zu was das ewige Opponiren und übellaunige Kritisiren und Negiren führt, sehen wir an Knebeln: es hat ihn zum unzufriedensten, unglücklichsten Menschen gemacht; sein Inneres, gleich einem Krebs, ganz unterfressen; nicht zwei Tage kann man mit ihm in Frieden leben, weil er alles angreift, was einem lieb ist."

Wir kamen auf die Landtagswahlen und auf die Glieder des Regierungscollegiums zu sprechen, die ich ihm nach ihrer Individualität schildern mußte. Riemer's gegenwärtige Verstimmung gab Anlaß sich über ihn auszusprechen. „Er hat mehr Talent und Wissen," bemerkte Goethe, „als er nach dem Maße seiner Charakterstärke ertragen kann."

Ich suchte Goethen vorsichtig dahin zu bringen, daß er zu Riemer's Ermuthigung durch freundliche Attention beitragen möge, was denn auch seine gute Wirkung hatte. Da kam er auf eine förmliche Theorie der Un-

zufriedenheit. „Was wir in uns nähren, das wächst; das ist ein ewiges Naturgesetz. Es gibt ein Organ des Mißwollens, der Unzufriedenheit in uns, wie es eines der Opposition, der Zweifelsucht gibt. Je mehr wir ihm Nahrung zuführen, es üben, je mächtiger wird es, bis es sich zuletzt aus einem Organ in ein krankhaftes Geschwür umwandelt und verderblich um sich frißt. Dann setzt sich Reue, Vorwurf und andere Absurdität daran, wir werden ungerecht gegen andere und gegen uns selbst. Die Freude am fremden und eignen Gelingen und Vollbringen geht verloren; aus Verzweiflung suchen wir zuletzt den Grund alles Übels außer uns, statt es in unsrer Verkehrtheit zu finden. Man nehme doch jeden Menschen, jedes Ereigniß in seinem eigentlichen Sinne, gehe aus sich heraus, um desto freier wieder bei sich einzukehren."

Gegen 8 Uhr verließ ich ihn, und gerne, schien es, hätte er noch länger mich bei sich behalten.

827.

1823, 23. Februar.

Während Goethes Krankheit.

Ach, liebe Julie, ich [Caroline Freifrau v. Egloffstein geb. v. Aufseß] bin recht betrübt. Die Worte, so er [Goethe] Dir zum Abschied gab, sind wahrscheinlich die letzten, so er niederschrieb. Es ist mir höchst erfreulich, daß mein Großvaterstuhl der einzige ist, in

dem er gerne ſitzt. Der Großherzog und Frau v. Stein haben ihm welche geſchickt, aber keiner behagt ihm, und er ſagte noch heute: „Die gute Oberkammerherrin baut ſich eine Stufe im Himmel durch die Wohlthat, ſo ſie uns erweiſt.“ Ottilie pflegt ihn und wacht die Nächte. . . . . Sie muß ihn unterhalten und wie in geſunden Tagen ihm erzählen. So beklagt er, daß er Stroganow, welcher ſich in Konſtantinopel ſo brav benahm, nicht geſehen habe. Kurz, obgleich er ſich ſehr krank fühlt, ſo iſt er dennoch gefaßt wie immer und betrachtet das Treiben der Ärzte, als wären es Experimente, die ſie an einem Fremden machen. „Probirt nur immer!“ ſagt er; „der Tod ſteht in allen Ecken und breitet ſeine Arme nach mir aus, aber laßt Euch nicht ſtören!“

828.

1823, 24. Februar.

Während Goethes Krankheit.

Eben komme ich [v. Müller] von Goethes Krankenbette, wo ich vier Stunden in großer Spannung zubrachte. Es ſcheint eine Kriſis eingetreten, die wieder Hoffnung ſchöpfen läßt; das Bewußtſein iſt wieder ganz frei, das Athemholen ruhig, die Schmerzen minder, die Todeskälte in den Händen beginnt zu weichen und deutet auf eine ruhige Nacht. Welche merkwürdige Äußerungen that er, wie klar beurtheilt er ſeine Krank-

heit, wie die eines Fremden, und wie liebevoll, wie graziös spricht er noch immer mit seinen Familiengenossen, wie humoristisch, ja ironisch mit den Ärzten! „Der Tod steht in allen Ecken um mich," sprach er ganz heiter diesen Morgen, und diesen Abend: „Es ist ein Hinderniß in mir zu leben, wie zu sterben; mich soll nur wundern, wie es werden wird." Wenn er morgen überlebt, ist er gerettet — glaubt man.

829.

1823, 25.*) Februar.

Während Goethes Krankheit.

Der heutige Tag war in bezug auf Goethe noch sehr beunruhigend, indem diesen Mittag die Besserung nicht erfolgte, wie gestern. In einem Anfall von Schwäche sagte er zu seiner Schwiegertochter: „Ich fühle, daß der Moment gekommen, wo in mir der Kampf zwischen Leben und Tod beginnt."

Doch hatte der Kranke am Abend sein volles geistiges Bewußtsein und zeigte schon wieder einigen scherzhaften Übermuth. „Ihr seid zu furchtsam mit Euern Mitteln," sagte er zu Rehbein, „Ihr schont mich zu sehr! Wenn man einen Kranken vor sich hat, wie ich es bin, so muß man ein wenig Napoleonisch mit ihm zu Werke

*) [Die Angabe des 24. als Monatstag dürfte irrig, dagegen die des Wochentags — Dienstag — richtig sein.]

gehen.“ Er trank darauf eine Tasse eines Decocts von Arnica, welche gestern, im gefährlichsten Moment von Huschke angewendet, die glückliche Krisis bewirkt hatte. Goethe machte eine graziöse Beschreibung dieser Pflanze und erhob ihre energischen Wirkungen in den Himmel. Man sagte ihm, daß die Ärzte nicht hätten zugeben wollen, daß der Großherzog ihn sehe. „Wäre ich der Großherzog,“ rief Goethe, „so würde ich viel gefragt und mich viel um Euch bekümmert haben!“

In einem Augenblick, wo er sich besser befand und wo seine Brust freier zu sein schien, sprach er mit Leichtigkeit und klarem Geiste, worauf Rehbein einem der Naheſtehenden in's Ohr flüsterte: „Eine bessere Respiration pflegt eine bessere Inspiration mit sich zu führen.“ Goethe, der es gehört, rief darauf mit großer Heiterkeit: „Das weiß ich längst; aber diese Wahrheit paßt nicht auf Euch, Ihr Schelm!“

Goethe saß aufrecht in seinem Bette der offenen Thür seines Arbeitszimmers gegenüber, wo seine nähern Freunde versammelt waren, ohne daß er es wußte. Seine Züge schienen mir [Soret] wenig verändert; seine Stimme war rein und deutlich, doch war darin ein feierlicher Ton, wie der eines Sterbenden. „Ihr scheint zu glauben,“ sagte er zu seinen Kindern, „daß ich besser bin; aber ihr betrügt euch.“ Man suchte ihm jedoch seine Apprehensionen scherzend auszureden, welches er sich denn auch gefallen zu lassen schien.

830.

1823, 26.*) Februar.

Während Goethes Krankheit.

Goethe hat sich Rechenschaft ablegen lassen über das Verfahren, das man bisher mit ihm beobachtet, auch hat er die Listen der Personen gelesen, die sich bisher nach seinem Befinden erkundigt und deren Zahl täglich sehr groß war. Er empfing darauf den Großherzog und schien später von dem Besuch nicht angegriffen.... Goethe hat heute das erste Mal nach einem seiner Freunde verlangt, nämlich nach seinem ältesten Freunde Meyer. Er wollte ihm eine seltene Medaille zeigen, die er aus Böhmen erhalten hat und worüber er entzückt ist.

Ich [Soret] kam um zwölf Uhr, und da Goethe hörte, daß ich dort war, ließ er mich in seine Nähe rufen. Er reichte mir die Hand, indem er mir sagte: „Sie sehen in mir einen vom Tode Erstandenen.“ Er beauftragte mich sodann, Ihrer kaiserlichen Hoheit für die Theilnahme zu danken, die sie ihm während seiner Krankheit bewiesen. „Meine Genesung wird sehr langsam sein,“ fügte er darauf hinzu, „aber den Herren Ärzten bleibt doch nichtsdestoweniger die Ehre, ein kleines Wunder an mir gethan zu haben.“

Nach ein paar Minuten zog ich mich zurück. Seine Farbe ist gut, allein er ist sehr abgemagert und athmet

*) [Hier ebenso Mittwoch, also der 26., die richtige Angabe.]

noch mit einiger Beſchwerde. Es kam mir vor, als würde ihm das Sprechen ſchwieriger als geſtern. Die Geſchwulſt des linken Armes iſt ſehr ſichtbar; er hält die Augen geſchloſſen und öffnet ſie nur, wenn er ſpricht.

831.

1823, 1. März.

Während Goethes Geneſung.

Imaginez vous [Julie Gräfin Egloffſtein] que j'ai [Soret] passé plus d'une heure dans la chambre de Monsieur de Goethe, assis vis-à-vis de lui et ayant Mad. de Goethe à gauche et M. Riemer à droite. Quel changement prodigieux s'est encore opéré depuis trois jours dans sa physiognomie et dans sa voix! Il s'est levé seul, il a marché devant moi, ses yeux sont presque toujours ouverts, il parle volontiers, il mange avec appetit sa soupe, il lit ses lettres, il agit des deux mains, tant l'enflure a diminué. Enfin Stadelmann m'a dit que ses pieds sont moins enflés qu'ordinairement le matin lorsqu'il se porte bien. Ce n'est pas tout; pour la première fois on a pris le thé comme de coutume sur la grande table. Mad. de Goethe a detaché de son bonnet un noeud de rubans roses qu'elle a fixé en signe de triomphe à la theière; cette action a fait sourire le convalescent. Comme il doit être doux de revenir à la vie lorsqu'on

voit le bonheur briller sur les traits de tous ceux qui vous environnent! Une collection de pierres fausses a été mise sous nos yeux; pendant que nous étions occupés à les admirer . . . j'en laisse tomber une que disparait sous le bureau; tout se met en mouvement pour la retrouver; je m'enpare d'une lumière et je me couche sous ta table avec tant de bonheur que je mets le feu à ma perruque. Nouvelle confusion, odeur détestable. L'excellent M. de Goethe n'avait pas l'air d'en être faché ni dérangé. Honteux de ma sottise je prends mon chapeau et je fais la révérence, non sans me répandre en excuser.

832.

1823, Mitte März.

Mit Charlotte v. Schiller.

Ich war dieſe Woche bei ihm [Goethe] und fand ihn an ſeinem großen Tiſch ſitzen mit allerhand Papieren umgeben; denn er arbeitet wieder. Er iſt ſehr mager geworden, doch ſieht er nicht krank aus; ſeine Hände ſind auch mager. Er tritt feſt auf und kam uns entgegen. Seine Stimme iſt kräftig und er war ſo liebenswürdig, theilnehmend und mittheilend, daß es einem recht wohl that.

Er lobte die conſequente Behandlung ſeiner Ärzte und ſagte, daß ſie vierzehn Tage auf einem Mittel be-

harrt hätten; von dem, was um ihn herum vorgegangen, wußte er nichts. Auch dem Sohn hat er gesagt, daß der Kampf des Lebens mit dem Tode beginne, und er wolle sehen, wer den Kampf bestehe. Doch das ist alles in dem Fieberzustand gesprochen worden.

833.

1823, 16. März.

Mit v. Müller.

Ich war von 5—6½ Uhr bei Goethe, der anfangs matt, nachher sehr heiter war. Er sprach unter anderm sehr geistreich und anschaulich über die drei Hauptursachen der französischen Revolution, welche Weber*) aufgestellt, und gesellte ihnen eine vierte zu: Antoinettens gänzliche Vernachlässigung aller Etiquette. „Wenn man einmal mehrere Millionen aufwendet an einem Hof, um gewisse Formen als Schranken gegen die Menge zu haben, so ist es thöricht und lächerlich, wenn man solche selbst wieder über den Haufen wirft."

*) Joseph Weber: Mémoires concernant la Reine Antoinette. Publié par Berville et Barrière. Paris 1822.

834.

1823, 21. März.

Mit v. Müller.

Ich war Abends zwei Stunden ganz allein bei Goethe. Die heutigen Dramatiker müssen die Schillerschen Trauerspiele ganz anders sehen und hören, wie unsereines, sonst könnten sie unmöglich selbst so verwirrtes, absurdes Zeug schreiben. Zuletzt erzählte er noch sehr gemüthlich und klar die Flucht Louis XVI. nach Varennes.

835.

1823, 30. März.

Mit Niels Lauritz Höyen.

Ich spazirte in dem herzoglichen Garten; endlich schlug die Uhr $10^3/_4$ und nun begab ich mich zu Goethe. . . . . Ich wurde zuerst in ein Cabinet geführt, durch dessen offene Thür ich in die anstoßenden Zimmer hineinsah. Das Ganze war elegant, aber keineswegs prächtig eingerichtet: hübsche Teppiche auf dem Fußboden; die Thüren in die Wand hineinzuschieben; die Wände waren decorirt mit einer Menge schöner Zeichnungen und Gemälde. . . . . Aber ich kam nicht dazu, dies alles recht zu betrachten, weil Goethe nun eintrat. Der Diener, welcher ihm folgte, setzte zwei Stühle hin und entfernte sich wieder. Ich war also nun allein mit Goethe, und wir setzten

uns. . . . . Er bewegte sich mit Leichtigkeit; in seiner schlanken festen Haltung war keine Spur von einer kürzlich überstandenen Krankheit zu finden; sein Gesicht war ernst und doch milde, die Gesichtsfarbe bräunlich; alle Züge verkündeten den Greis, aber ohne Schwäche. Seine Augen waren mir besonders merkwürdig: das Weiße darin fing an, gelb zu werden, auch hatten die Runzeln des Alters sich stark um die Augenlider gesammelt, aber die Pupille besaß noch die schöne braune Farbe unverdunkelt; sie funkelte fast. Die Stimme war etwas leise, aber äußerst weich und leicht fließend. Es ward mir sehr schwer zu reden: ich wollte so gerne recht genießen, mir recht sein Bild einprägen, es war mir daher ganz unmöglich zu versuchen, eine ordentliche Unterhaltung anzuknüpfen, und so ward das Ganze, obwohl eigentlich keine Pause stattfand, mehr eine Reihe von Fragen, Antworten und aphoristischen Äußerungen. Goethe fragte nach Carus, von dem ich einen Brief überbracht, beklagte Tieck's Schicksal und daß dieser „herrliche" Mann fast beständig leidend sein sollte; fragte, wohin ich nun zu reisen gedächte, womit Oehlenschläger sich beschäftigte; sprach von den unzähligen Schwierigkeiten, welche mit meinem Studium verbunden seien, und meinte, daß es für Einen Mann fast unmöglich sei, die neuere Kunstgeschichte zu liefern. Ich beantwortete seine Fragen kurz; einige Male folgte auf meine Antworten ein „Hm, hm!" „Ja, ja!" aber ganz leise. Seine Stimme klang fest und war immer von

gleichmäßigem Tone; nur ein Mal erhob sie sich, als wir von Carus redeten. Ich äußerte, daß es mir fast unbegreiflich sei, wie dieser Mann außer zur Erfüllung seiner Pflichten und Vollendung literarischer Arbeiten noch Zeit erübrigen könne, sich auch mit der Malerei zu beschäftigen. Goethe antwortete, daß es auch ihm außerordentlich vorkomme, „doch" — setzte er hinzu, und nun hob seine Stimme sich — „der, welcher das Leben recht zu benutzen versteht, vermag wirklich sehr viel auszurichten." Es schien mir, daß er selbst, indem er dies sagte, sich seines eigenen thatenreichen Lebens bewußt war. — Der Diener kam unterdessen und zog die Thüren zusammen, da jemand (Ottilie v. Goethe) eine Musikstunde haben sollte. Ich wollte mich empfehlen, aber Goethe bat mich zu bleiben und kurz darauf tönte eine herrliche Sopranstimme von Zeit zu Zeit in's Zimmer herein. Endlich wünschte Goethe mir „alles mögliche Glück", und lud mich ein, ihn wieder zu besuchen, wenn ich auf meiner Rückreise nach Weimar kommen sollte.

836.

1823, 31. März.

Mit v. Müller und Riemer.

Heute war ich von 6—9¼ Uhr bei ihm, mit Riemer, anfangs auch mit Meyer.

Einer der interessantesten, behaglichsten und gemüthlichsten Abende unter vielen! Goethe war durchaus

heiter, gemäßigt, mittheilend, lehrreich, keine Pique, keine Ironie, nichts Leidenschaftliches oder Abstoßendes.

Er theilte uns seine Recension über Varnhagen's Biographien von Graf Schulenburg, Graf Bückeburg und Theodor von Neuhof mit. „Weltmärchen" nannte er sie. Dann auch seine Antwort an den Übersetzer und Travestirer seiner Lebensbeschreibung in Paris, Mfr. Vitry. *)

Der Eingang ist besonders glücklich, nach kurzer Entschuldigung der langen Zögerung sogleich in die Mitte des Gegenstandes sich versetzend und bei aller Billigung des jenseitigen Verfahrens doch nicht ohne Ironie und kleine Seitenhiebe. Dann las er uns seine Einleitung und Analyse der von Helvig'schen Übersetzung schwedischer Romanzen von Tegnér nach alten Sagen und eine solche Romanze selbst, „die Königswahl", pathetisch vor, die von überaus großer Naivetät und Anmuth ist.

Die Gespräche über den Kölnischen Carneval leiteten auf Herrn v. Haxthausen daselbst, der viele neugriechische Lieder besitzt, aber aus Unentschlossenheit nicht herausgibt.

„Nichts ist verderblicher, als sich immer feilen und bessern zu wollen, nie zum Abschluß kommen; das hindert alle Production."

---

*) Mémoires de Goethe, trad. de l'allemand par Aubert François, Jean Philib. de Vitry, Paris 1823. 2 vol.

Durch Gedankenassociation brachte ich das Gespräch auf den verstorbenen Geh. Reg. Rath Hetzer und seine Geschäftsreste und dann ging es auf Geh. Rath v. Fritsch den Vater, über.

Goethe rühmte, daß dieser stets redlich gegen ihn gewesen, obgleich sein, Goethes Treiben und Wesen ihm durchaus nicht habe zusagen können. Aber er habe doch Goethes reinen Willen, uneigennütziges Streben und tüchtige Leistungen anerkannt. Seine Gegenwart, seine Äußerlichkeit sei nicht gerade erfreulich gewesen, vielmehr scheinbar starr, ja hart; er habe nichts Behagliches oder Feines in seinen Formen gehabt, aber viel Energie des Willens, viel Verstand, wie schon aus seinen zwei Söhnen sich schließen lasse, die denn doch selbstständig genug auf eignen Füßen ständen.

Riemer bemerkte, daß es ein großer Irrthum sei, das Wissen und den Charakter von einander zu trennen; eins sei erst durch das andere etwas, durch den Charakter trete jenes erst recht hervor; man könne allenfalls ohne Wissen, aber nicht ohne Charakter leben. „Ja wohl", versetzte Goethe, „der Charakter ersetzt nicht das Wissen, aber er supplirt es. Mir ist in allen Geschäften und Lebensverwickelungen das Absolute meines Charakters sehr zu statten gekommen; ich konnte Vierteljahre lang schweigen und dulden, wie ein Hund, aber meinen Zweck immer festhalten; trat ich dann mit der Ausführung hervor, so drängte ich unbedingt mit aller Kraft zum Ziele, mochte fallen rechts oder links, was

da wollte. Aber wie bin ich oft verläſtert worden; bei meinen edelſten Handlungen am meiſten. Doch das Geſchrei der Leute kümmerte mich nichts. Die Kinder und ihr Benehmen gegen mich waren oft mein Barometer hinſichtlich der Geſinnungen der Eltern. Ich nahm alle Zuſtände der Perſonen, meine Collegen z. B. durchaus real, als gegebene, einmal fixirte Naturweſen, die nicht anders handeln können als ſie handeln, und ordnete hiernach meine Verhältniſſe zu ihnen. Dabei ſuchte ich ringsum mich ſelbſt richtig zu ſehen. In die Kriegscommiſſion trat ich nur, um den Finanzen durch die Kriegscaſſe aufzuhelfen, weil da am erſten Erſparniſſe zu machen waren.

Der Ilmenauer Bergbau würde ſich wohl gehalten haben, wäre er nicht iſolirt da geſtanden; hätte er ſich an ein Harzer oder Freiberger Bergweſen anſchließen können.

Einen Parvenu wie mich konnte bloß die entſchiedenſte Uneigennützigkeit aufrecht erhalten. Ich hatte von vielen Seiten Anmahnungen zum Gegentheil; aber ich habe meinen ſchriftſtelleriſchen Erwerb und zwei Drittel meines väterlichen Vermögens hier zugeſetzt und erſt mit 1200 Thaler, dann mit 1800 Thaler bis 1815 gedient."

Riemer ſagte: „„Ach wie glücklich ſind Sie, daß Sie immer ſo real im Leben ſtehen konnten; ich komme mit aller Anſtrengung nie hinein in's Leben, geſchweige durch.""

837.

1823, 2.*) April.

Mit Soret

Ich brachte Goethe von seiten Ihrer kaiserlichen Hoheit [Maria Paulowna, Erbgroßherzogin von Sachsen] eine Nummer des französischen Modejournals, worin von einer Übersetzung seiner Werke die Rede war. Wir sprachen bei dieser Gelegenheit über „Rameau's Neffen", wovon das Original lange verloren gewesen. Verschiedene Deutsche glauben, daß jenes Original nie existirt habe und daß alles Goethes eigene Erfindung sei. Goethe aber versichert, daß es ihm durchaus unmöglich gewesen sein würde, Diderot's geistreiche Darstellung und Schreibart nachzuahmen, und daß der deutsche „Rameau" nichts weiter sei als eine sehr treue Übersetzung.

838.

1823, 4. April.

Mit Soret und Coudray.

Einen Theil des Abends bei Goethe zugebracht in Gesellschaft des Herrn Oberbaudirektors Coudray. Wir sprachen über das Theater und die Verbesserungen, die dabei seit einiger Zeit eingetreten sind. „Ich bemerke

*) [Über die von der Vorlage abweichende Datirung der Gespräche mit Soret bis 6. Mai 1823 s. Anmerkung zum 25. und 26. Februar 1823.]

es ohne hinzugehen," sagte Goethe lachend. „Noch vor zwei Monaten kamen meine Kinder des Abends immer mißvergnügt nach Hause; sie waren nie mit dem Plaisir zufrieden, das man ihnen hatte bereiten wollen. Aber jetzt hat sich das Blatt gewendet; sie kommen mit freudeglänzenden Gesichtern, weil sie doch einmal sich recht hätten satt weinen können. Gestern haben sie diese „„Wonne der Thränen"" einem Drama von Kotzebue zu verdanken gehabt."

839.

1823, 7. April.

Mit v. Müller.

Nachmittags besuchte ich Goethen, den ich zum ersten Male wieder im vordern Zimmer traf. Wir unterhielten uns über [des Generalsuperintendent] Röhr letzte [Oster-] Festpredigt: quilibet habet suos manes, was Goethe übersetzte: „Jeden plagt sein Dämon." (Zur unrechten Zeit nämlich.) Wir sprachen über Rationalismus überhaupt, und wie er mit dem, was die geläutertste Philosophie aufstelle und annehme, ganz zusammentreffe.

840.

1823, 13. April.

Mit Soret.

Abends mit Goethe allein. Wir sprachen über Litteratur, Lord Byron, dessen „Sardanapal" und „Wer-

ner". Sodann kamen wir auf den „Fauſt", über den Goethe oft und gern redet. Er möchte, daß man ihn in's Franzöſiſche überſetzte, und zwar im Charakter der Zeit des Marot. Er betrachtet ihn als die Quelle, aus der Byron die Stimmung zu ſeinem „Manfred" geſchöpft. Goethe findet, daß Byron in ſeinen beiden letzten Tragödien entſchiedene Fortſchritte gemacht, indem er darin weniger düſter und miſanthropiſch erſcheint. Wir ſprachen ſodann über den Text der „Zauberflöte", wovon Goethe die Fortſetzung gemacht, aber noch keinen Komponiſten gefunden hat, um den Gegenſtand gehörig zu behandeln. Er giebt zu, daß der bekannte erſte Theil voller Unwahrſcheinlichkeiten und Späße ſei, die nicht jeder zurechtzulegen und zu würdigen wiſſe; aber man müſſe doch auf alle Fälle dem Autor zugeſtehen, daß er im hohen Grade die Kunſt verſtanden habe, durch Kontraſte zu wirken und große theatraliſche Effekte herbeizuführen.

841.

1823, 14. April.

Mit Soret und Gräfin Caroline Egloffſtein.

Abends bei Goethe mit Gräfin Caroline Egloffſtein. Goethe ſcherzte über die deutſchen Almanache und andere periodiſche Erſcheinungen, alle von lächerlicher Sentimentalität durchdrungen, die an der Ordnung des Tages zu ſein ſcheine. Die Gräfin bemerkte, daß die

deutschen Romanschreiber den Anfang gemacht, den Geschmack ihrer zahlreichen Leser zu verderben, und daß nun wiederum die Leser die Romanschreiber verdürben, die, um für ihre Manuskripte einen Verleger zu finden, sich jetzt ihrerseits dem herrschenden schlechten Geschmack des Publikums bequemen müßten.

842.

1823, 21. April.

Mit v. Müller

Goethe sprach über die philosophischen Systeme Kant's, Reinhold's, Fichte's und Schelling's, und bemerkte, daß durch des letztern zweizüngelnde Ausdrücke über religiöse Gegenstände große Verwirrung entstanden sei, und die rationelle Theologie um ein halbes Jahrhundert zurückgebracht worden wäre.

843.

1823, 27. April.

Mit Soret, Coudray und Meyer.

Ich fand Coudray und Meyer bei Goethe. Man sprach über verschiedene Dinge. „Die großherzogliche Bibliothek," sagte Goethe unter anderm, „besitzt einen Globus, der unter der Regierung Karl's V. von einem Spanier verfertigt worden. Es finden sich auf ihm einige merkwürdige Inschriften, wie z. B. die folgende

‚Die Chineſen ſind ein Volk, das ſehr viel Ähnlichkeit mit den Deutſchen hat.‘ In älteren Zeiten,“ fuhr Goethe fort, „waren auf den Landkarten die afrikaniſchen Wüſten mit Abbildungen wilder Thiere bezeichnet. Heutzutage aber thut man dergleichen nicht; vielmehr ziehen die Geographen vor, uns carte blanche zu laſſen.“

844.

1823, 27. April.

Mit v. Müller.

Die Krankheit der Großherzogin gab Goethe Veranlaſſung zur Beurtheilung derſelben. Sie trage nie nach, ſagte er, ſpreche ſtets ihre Meinung aus, ſei es Beifall, ſei es Mißbilligung; ohne Reue und ohne Gewiſſensverletzung geht ſie durch das Leben.

845.

1823, 7. Mai.

Mit Soret.

Abends bei Goethe. Er ſuchte mir einen Begriff ſeiner Farbenlehre zu geben. Das Licht, ſagte er, ſei keineswegs eine Zuſammenſetzung verſchiedener Farben; auch könne das Licht allein keine Farben hervorbringen, vielmehr gehöre immer dazu eine gewiſſe Modifikation und Miſchung von Licht und Schatten.

846.

1823, 13. Mai.

Mit Soret.

Ich fand Goethe beschäftigt, seine kleinen Gedichtchen und Blättchen an Personen zusammenzusuchen. „In frühern Zeiten," sagte er, „wo ich leichtsinniger mit meinen Sachen umging und Abschriften zu nehmen unterließ, sind Hunderte solcher Gedichte verloren gegangen."

847.

1823, 15. Mai.

Mit v. Müller.

„Wer keinen Geist hat," äußerte Goethe bei Besprechung der Nachdrucksfrage, „glaubt nicht an Geister und somit auch nicht an geistiges Eigenthum der Schriftsteller."

848.

1823, 2. Juni.

Mit Soret, v. Müller, Riemer und Meyer.

Der Kanzler, Riemer und Meyer waren bei Goethe. Man sprach über die Gedichte von Béranger, und Goethe kommentirte und paraphrasirte einige derselben mit großer Originalität und guter Laune.

Sodann war von Physik und Meteorologie die Rede. Goethe ist im Begriff die Theorie einer Witte-

rungslehre auszuarbeiten, wobei er das Steigen und Fallen des Barometers gänzlich den Wirkungen des Erdballs und dessen Anziehung und Entlassung der Atmosphäre zuschreiben wird.

„Die Herren Gelehrten und namentlich die Herren Mathematiker," fuhr Goethe fort, „werden nicht verfehlen, meine Ideen durchaus lächerlich zu finden; oder auch sie werden noch besser thun, sie werden sie vornehmerweise völlig ignoriren. Wissen Sie aber warum? Weil sie sagen, ich sei kein Mann vom Fache."

Der Kastengeist der Gelehrten, erwiederte ich, wäre wohl zu verzeihen. Wenn sich in ihre Theorien einige Irrthümer eingeschlichen haben und darin fortgeschleppt werden, so muß man die Ursache darin suchen, daß sie dergleichen zu einer Zeit als Dogmen überliefert bekommen haben, wo sie selber noch auf den Schulbänken saßen.

„Das ist's eben!" rief Goethe. „Eure Gelehrten machen es wie unsere weimarischen Buchbinder. Das Meisterstück, das man von ihnen verlangt, um in die Gilde aufgenommen zu werden, ist keineswegs ein hübscher Einband nach dem neuesten Geschmack. Nein, weit entfernt! es muß noch immer eine dicke Bibel in Folio geliefert werden, ganz wie sie vor zwei bis drei Jahrhunderten Mode war, mit plumpen Deckeln und in starkem Leder. Die Aufgabe ist eine Absurdität. Aber es würde dem armen Handwerker schlecht gehen, wenn er behaupten wollte, seine Examinatoren wären dumme Leute."

849.

1823, 10. Juni.

Mit Johann Peter Eckermann.

Vor wenigen Tagen bin ich hier angekommen; heute war ich zuerſt bei Goethe. Der Empfang ſeinerſeits war überaus herzlich, und der Eindruck ſeiner Perſon auf mich der Art, daß ich dieſen Tag zu den glücklichſten meines Lebens rechne.

Er hatte mir geſtern, als ich anfragen ließ, dieſen Mittag zwölf Uhr als die Zeit beſtimmt, wo ich ihm willkommen ſein würde. Ich ging alſo zur gedachten Stunde hin und fand den Bedienten auch bereits meiner wartend und ſich anſchickend mich hinaufzuführen.

— — — — — — — — — — —

Es währte nicht lange, ſo kam Goethe, in einem blauen Oberrock und in Schuhen; eine erhabene Geſtalt! Der Eindruck war überraſchend. Doch verſcheuchte er ſogleich jede Befangenheit durch die freundlichſten Worte. Wir ſetzten uns auf das Sopha. Ich war glücklich verwirrt in ſeinem Anblick und ſeiner Nähe, ich wußte ihm wenig oder nichts zu ſagen.

Er fing ſogleich an, von meinem Manuſkript [„Beiträge zur Poeſie“] zu reden. „Ich komme eben von Ihnen her,“ ſagte er; „ich habe den ganzen Morgen in Ihrer Schrift geleſen; ſie bedarf keiner Empfehlung, ſie empfiehlt ſich ſelber.“ Er lobte darauf die Klarheit der Darſtellung und den Fluß der Gedanken, und daß

alles auf gutem Fundament ruhe und wohl durchdacht sei. „Ich will es schnell befördern," fügte er hinzu; „heute noch schreibe ich an Cotta mit der reitenden Post, und morgen schicke ich das Packet mit der fahrenden nach." Ich dankte ihm dafür mit Worten und Blicken.

Wir sprachen darauf über meine fernere Reise. Ich sagte ihm, daß mein eigentliches Ziel die Rheingegend sei, wo ich an einem passenden Ort zu verweilen und etwas Neues zu schreiben gedenke. Zunächst jedoch wollte ich von hier nach Jena gehen, um dort die Antwort des Herrn von Cotta zu erwarten.

Goethe fragte mich, ob ich in Jena schon Bekannte habe; ich erwiederte, daß ich mit Herrn von Knebel in Berührung zu kommen hoffe, worauf er versprach, mir einen Brief mitzugeben, damit ich einer desto besseren Aufnahme gewiß sei.

„Nun, nun," sagte er dann, „wenn Sie in Jena sind, so sind wir ja nahe beieinander und können zueinander und können uns schreiben, wenn etwas vorfällt."

Wir saßen lange beisammen, in ruhiger liebevoller Stimmung. Ich drückte seine Knie, ich vergaß das Reden über seinem Anblick, ich konnte mich an ihm nicht satt sehen. Das Gesicht so kräftig und braun und voller Falten, und jede Falte voller Ausdruck. Und in allem solche Biederkeit und Festigkeit, und solche Ruhe und Größe! Er sprach langsam und bequem, so

wie man sich wohl einen bejahrten Monarchen denkt, wenn er redet. Man sah ihm an, daß er in sich selber ruht und über Lob und Tadel erhaben ist. Es war mir bei ihm unbeschreiblich wohl; ich fühlte mich beruhigt, so wie es jemand sein mag, der nach vieler Mühe und langem Hoffen endlich seine liebsten Wünsche befriedigt sieht.

Er kam sodann auf meinen Brief, und daß ich recht habe, daß, wenn man eine Sache mit Klarheit zu behandeln vermöge, man auch zu vielen andern Dingen tauglich sei.

„Man kann nicht wissen, wie sich das dreht und wendet," sagte er dann; „ich habe manchen hübschen Freund in Berlin, da habe ich denn dieser Tage Ihrer gedacht."

Dabei lächelte er liebevoll in sich. Er machte mich sodann aufmerksam, was ich in diesen Tagen in Weimar alles noch sehen müsse, und daß er den Herrn Sekretär Kräuter bitten wolle, mich herumzuführen. Vor allem aber solle ich ja nicht versäumen, das Theater zu besuchen. Er fragte mich darauf, wo ich logire, und sagte, daß er mich noch einmal zu sehen wünsche und zu einer passenden Stunde senden wolle.

Mit Liebe schieden wir auseinander; ich im hohen Grade glücklich, denn aus jedem seiner Worte sprach Wohlwollen, und ich fühlte, daß er es überaus gut mit mir im Sinn habe.

850.

1823, 11. Juni.

Mit Eckermann.

Dieſen Morgen erhielt ich abermals eine Einladung zu Goethe, und zwar mittels einer von ihm beſchriebenen Karte. Ich war darauf wieder ein Stündchen bei ihm. Er erſchien mir heute ein ganz anderer als geſtern, er zeigte ſich in allen Dingen raſch und entſchieden wie ein Jüngling.

Er brachte zwei dicke Bücher, als er zu mir hereintrat. „Es iſt nicht gut," ſagte er, „daß Sie ſo raſch vorübergehen, vielmehr wird es beſſer ſein, daß wir einander etwas näher kommen. Ich wünſche Sie mehr zu ſehen und zu ſprechen. Da aber das Allgemeine ſo groß iſt, ſo habe ich ſogleich auf etwas Beſonderes gedacht, daß als ein Tertium einen Verbindungs- und Beſprechungspunkt abgebe. Sie finden in dieſen beiden Bänden die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" der Jahre 1772 und 1773, und zwar ſind auch darin faſt alle meine damals geſchriebenen kleinen Recenſionen. Dieſe ſind nicht gezeichnet, doch da Sie meine Art und Denkungsweiſe kennen, ſo werden Sie ſie ſchon aus den übrigen herausfinden. Ich möchte nun, daß Sie dieſe Jugendarbeiten etwas näher betrachteten und mir ſagten, was Sie davon denken. Ich möchte wiſſen, ob ſie werth ſind, in eine künftige Ausgabe meiner Werke aufgenommen zu werden. Mir ſelber ſtehen dieſe Sachen

viel zu weit ab, ich habe darüber kein Urtheil. Ihr Jüngeren aber müßt wissen, ob sie für euch Werth haben und inwiefern sie bei dem jetzigen Standpunkte der Literatur noch zu gebrauchen. Ich habe bereits Abschriften nehmen lassen, die Sie dann später haben sollen, um sie mit dem Original zu vergleichen. Demnächst, bei einer sorgfältigen Redaction, würde sich denn auch finden, ob man nicht gut thue, hier und da eine Kleinigkeit auszulassen oder nachzuhelfen, ohne im ganzen dem Character zu schaden."

Ich antwortete ihm, daß ich sehr gern mich an diesen Gegenständen versuchen wolle, und daß ich dabei weiter nichts wünsche, als daß es mir gelingen möge, ganz in seinem Sinne zu handeln.

„Sowie Sie hineinkommen," erwiederte er, „werden Sie finden, daß Sie der Sache vollkommen gewachsen sind; es wird Ihnen von der Hand gehen."

Er eröffnete mir darauf, daß er in etwa acht Tagen nach Marienbad abzureisen gedenke, und daß es ihm lieb sein würde, wenn ich bis dahin noch in Weimar bliebe, damit wir uns während der Zeit mitunter sehen und sprechen und persönlich näher kommen möchten.

„Auch wünsche ich," fügte er hinzu, „daß Sie in Jena nicht bloß wenige Tage oder Wochen verweilten, sondern daß Sie sich für den ganzen Sommer dort häuslich einrichteten, bis ich gegen den Herbst von Marienbad zurückkomme. Ich habe bereits gestern wegen

einer Wohnung und dergleichen geschrieben, damit Ihnen alles bequem und angenehm werde.

„Sie finden dort die verschiedenartigsten Quellen und Hülfsmittel für weitere Studien, auch einen sehr gebildeten geselligen Umgang; und überdies ist die Gegend so mannigfaltig, daß Sie wohl fünfzig verschiedene Spaziergänge machen können, die alle angenehm und fast alle zu ungestörtem Nachdenken geeignet sind. Sie werden Muße und Gelegenheit finden, in der Zeit für sich selbst manches Neue zu schreiben und nebenbei auch meine Zwecke zu fördern."

Ich fand gegen so gute Vorschläge nichts zu erinnern und willigte in alles mit Freuden. Als ich ging, war er besonders liebevoll; auch bestimmte er auf übermorgen eine abermalige Stunde zu einer fernern Unterredung.

851.

1823, 16. Juni.

Mit Eckermann.

Ich war in diesen Tagen wiederholt bei Goethe. Heute sprachen wir größtentheils von Geschäften. Ich äußerte mich auch über seine Frankfurter Recensionen, die ich Nachklänge seiner akademischen Jahre nannte, welcher Ausspruch ihm zu gefallen schien, indem er den Standpunkt bezeichne, aus welchem man jene jugendlichen Arbeiten zu betrachten habe.

Er gab mir sodann die ersten elf Hefte von „Kunst und Alterthum", damit ich sie neben den Frankfurter Recensionen als eine zweite Arbeit nach Jena mit hinübernehme.

„Ich wünsche nämlich," sagte er, „daß Sie diese Hefte gut studirten und nicht allein ein allgemeines Inhaltsverzeichniß darüber machten, sondern auch aufsetzten, welche Gegenstände nicht als abgeschlossen zu betrachten sind, damit es mir vor die Augen trete, welche Fäden ich wieder aufzunehmen und weiter fortzuspinnen habe. Es wird mir dieses eine große Erleichterung sein, und Sie selber werden davon den Gewinn haben, daß Sie auf diesem praktischen Wege den Inhalt aller einzelnen Aufsätze weit schärfer ansehen und in sich aufnehmen, als es bei einem gewöhnlichen Lesen nach persönlicher Neigung zu geschehen pflegt."

Ich fand dies alles gut und richtig, und sagte, daß ich auch diese Arbeit gern übernehmen wolle.

852.

1823, 19. Juni.

Mit Eckermann.

Ich wollte heute eigentlich schon in Jena sein, Goethe sagte aber gestern wünschend und bittend, daß ich doch noch bis Sonntag bleiben und dann mit der Post fahren möchte. Er gab mir gestern die Empfeh-

lungsbriefe und auch einen für die Familie Frommann. „Es wird Ihnen in diesem Kreise gefallen," sagte er, „ich habe dort schöne Abende verlebt. Auch Jean Paul, Tieck, die Schlegel, und was in Deutschland sonst Namen hat, ist dort gewesen und hat dort gern verkehrt, und noch jetzt ist es der Vereinigungspunkt vieler Gelehrten und Künstler und sonst angesehener Personen. In einigen Wochen schreiben Sie mir nach Marienbad, damit ich erfahre, wie es Ihnen geht und wie es Ihnen in Jena gefällt. Auch habe ich meinem Sohn gesagt, daß er Sie während meiner Abwesenheit drüben einmal besuche."

Ich fühlte mich Goethen für so viele Sorgfalt sehr dankbar, und es that mir wohl, aus allem zu sehen, daß er mich zu den Seinigen zählt und mich als solchen will gehalten haben.

853.

1823, 29. Juni nebst Nachträglichem.

Mit Grüner.

Goethe ging mir liebevoll, mich herzlich grüßend, entgegen. Auf die verschiedenen Fragen, was ich Neues im Gebiete wahrgenommen, aufgefunden und allenfalls getauscht habe, antwortete ich:

Wenn Eure Excellenz erlauben, so werde ich morgen Rechenschaft hierüber ablegen, worauf ich mich so sehr gefreut habe. Eure Excellenz haben uns aber während

der schweren Krankheit in außerordentliche Ängsten versetzt, und wir können es dem Herrn Sohne nicht genug danken, daß er uns von der eintretenden Genesung in Kenntniß gesetzt hat.

Darauf Goethe: „Ich habe meinem Sohne ausdrücklich dazu den Auftrag gegeben, weil ich von Ihrer Theilnahme überzeugt war. Übrigens muß ich Ihnen sagen, daß ich seit dreißig Jahren mit niemandem auf einem so vertraulichen Fuße stehe, als mit Ihnen. In Weimar bin ich nicht für jeden zugänglich; ich kann mir die Zeit nicht rauben lassen, und man mag mich für stolz gehalten haben. Gerne aber lasse ich jene vor, welche ein Ränzchen aus Italien und Sicilien mitbringen, um wahrzunehmen, was seit meinem dortigen Aufenthalte sich geändert hat."

Wenn ich mich nicht eines so erhebenden Ausspruches Goethes in Betreff meiner erfreuen könnte, so würde ich schwerlich folgendes mit ihm geführte Gespräch, das der Zeitfolge nach einen andern Platz finden müßte, hier einschalten.

„Jeder Mensch," sagte Goethe zu mir, „hat eigene Zustände. Da wir so vertraut sind, so lassen Sie hören, wo Sie Ihre Studien, wahrscheinlich in Prag, vollendet haben, welcher Studienplan auf der Prager Universität vorgeschrieben war, und welche Professoren nach diesem vortrugen. Es wird mir Alles angenehm sein, was Sie mir aus Ihren Erlebnissen erzählen wollen.

In der folgenden Mittheilung über seine Gymnasialzeit zu Eger erwähnte Grüner der vorzüglichen erzieherischen Thätigkeit eines Exjesuiten Grassold.

Darauf Goethe: „Wer kann in Abrede stellen, daß die Jesuiten große Gelehrte hatten, es ist löblich, daß Sie sich seiner so dankbar erinnern. Es wäre zu wünschen, daß diesen so lobenswürdigen Fußtapfen so manche Professoren folgen möchten. Wie viele Jahre mußten Sie im Gymnasium zubringen, bevor Sie bei der Universität aufgenommen wurden?"

Nach Beantwortung dieser Frage erzählt Grüner seine Begegnisse auf der Universität in Prag und erwähnt dabei den Professor Meißner, der Ästhetik, sowie römische und griechische Literatur gelesen habe, worauf

Goethe bemerkte: „Wenn ich nicht irre, hat Meißner den Ruf nach Prag durch die Herausgabe seines „„Alcibiades"" erhalten. Er war in der römischen und griechischen Geschichte sehr bewandert, und hatte als Schriftsteller sich ein großes Publicum erworben. Wie waren Sie sonst mit ihm zufrieden?"

Bei Beantwortung dieser Frage erzählte Grüner Beweise der Zuneigung der Studenten gelegentlich seines Abgangs nach Fulda, wobei

Goethe sagte: „In Fulda, so wie ich hörte, hat Meißner mit seiner Familie traurige Schicksale erlebt," — und forderte mich auf, weiter zu erzählen.

So fuhr ich denn fort: Der gute ehrwürdige Exjesuit Widra war Professor der Mathematik. Im

zweiten Semester der Logik*) erhielt der Director der philosophischen Fakultät Auftrag, die Stipendisten früher als die übrigen Hörer der Philosophie prüfen zu lassen. Da ich ein kleines Stipendium genoß, wurde ich auch dazu vorgeladen. Weil aber die bestimmte Prüfungszeit einige Wochen früher als die gewöhnliche angeordnet war, so war ich noch nicht gänzlich vorbereitet. Theils mußte ich, um mir besseren Unterhalt zu verschaffen, viele Zeit auf das Unterrichten von Kindern verwenden, theils war ich überzeugt gewesen, noch hinlängliche Zeit zu haben, um mich zur Prüfung gehörig vorzubereiten. Indeß ging es nicht wohl an, sie aufzuschieben und so unterzog ich mich ihr. Professor Widra sah in den Katalog, und da ich im ersten Semester gut von ihm klassificirt worden war, er vielleicht durch meine Prüfung Ehre vor dem Director einlegen wollte, gab er mir ein bedeutendes Problem zu lösen. Als er wahrnahm, daß ich auf der Tafel einen ganz falschen Ansatz machte, löschte er ihn mit dem Schwamm aus, sagte zu mir ganz leise: Etiam nihil didicisti, und gab mir einige leichte Fragen, die ich gut beantworten konnte.

Goethe lächelte, notirte sich etwas und später las ich in seinen gedruckten Aphorismen: Ein Professor

*) Der erste Jahrgang des philosophischen Kursus pflegte auf den österreichischen Hochschulen Logik, der zweite Physik genannt zu werden.

ſagte zu ſeinem Schüler etiam nihil didicisti und ließ ihn für einen guten laufen.

Nachdem ich, ſagte ich in meiner Erzählung fortfahrend, meine Lage und das Nachtheilige überdacht hatte, was durch eine ſchlechte Klaſſe für mich hätte entſtehen können, faßte ich den ernſtlichen Vorſatz, nie wieder anders als vollkommen vorbereitet zu einer Prüfung zu gehen. Mögen Eure Excellenz es nicht für Eitelkeit anrechnen, wenn ich anführe, daß ich den gefaßten Entſchluß ſtrenge gehalten, und auch von dieſer Zeit an ſtets durchaus Vorzugsklaſſen, ſelbſt bei den Prüfungen vor dem Appellationsgerichte, erworben habe.

Darauf Goethe: „Der Menſch kann Unglaubliches leiſten, wenn er die Zeit einzutheilen und recht zu benutzen weiß. Ich erfreue mich an Ihren offenen Confeſſionen. Laſſen Sie daher von Ihren Zuſtänden, Erlebniſſen noch Weiteres hören.“

Im weiteren Verfolg erwähnt Grüner ſeine Reiſen als Student und wie er von Frankfurt a. M. enttäuſcht geweſen ſei, worauf

Goethe ſagte: „Im Jahre 1801 werden Sie nach Ihrer vorgefaßten Vorſtellung Frankfurt freilich nicht günſtig haben beurtheilen können. In wiſſenſchaftlicher Hinſicht war Frankfurt von keiner Bedeutung.“

Am Schluſſe ſeiner Reiſeberichte bemerkte Grüner, daß er dabei Entbehrungen und Anſtrengungen mit Leichtigkeit ertragen habe.

Darauf Goethe: „Sie haben mit Ihrem Körper ſchwere Proben verſucht, und da Sie dieſe ohne nach-

theilige Folgen überstanden haben, so muß Ihnen eine lange gesunde Lebensdauer wohl in sicherer Aussicht stehen."

854.

1823, 1. Juli.

Mit Grüner.

Beim Einsteigen in den Wagen [zu einer Spazierfahrt nach dem Siech- oder Jägerhaus] wäre ich auf Goethes Wink zur rechten Hand zu sitzen gekommen, daher setzte ich mich so auf den Rücksitz, daß ich ihn nicht genirte. Aber ich mußte neben ihm Platz nehmen und nach einer Weile erzählte er mir folgende Anekdote:

„Unter dem Könige Ludwig XIV. von Frankreich rühmten die Hofleute einen Chevalier als den feinstartigen Mann in Frankreich. Laden Sie ihn zu einer Jagdpartie ein, befahl der König, ich will mich überzeugen. Als dieser Chevalier unter den gewöhnlichen Ceremonien vorgestellt war, gab der König ihm mit der Hand ein Zeichen, er möge sich in seinen Wagen setzen. Obschon er zur rechten Hand des Königs zu sitzen kam, so sprang er doch gleich in den Wagen zu dem angewiesenen Sitz; denn er nahm die Deutung des Königs als Befehl."

855.

1823, 12. Juli.

Mit Grüner und Jerôme König von Weſtfalen.

Ich fand Goethe äußerſt aufgeheitert, ſehr gut und lebhaft ausſehend, und erlaubte mir daher die Bemerkung, daß die Kur in Marienbad ihm vortrefflich anſchlage.

Goethe erwiederte: „Der Kur wegen reiſe ich nicht in die Badeörter, ich lebe hier ſehr angenehm, die reine Luft und der Umgang mit liebenswürdigen Perſonen erheitern meine Tage. Unter andern ſollen Sie auch die liebenswürdige polniſche Gräfin Ludovica*), eine Virtuoſin auf dem Fortepiano, hier kennen lernen. Nun, Freund, was haben Sie Gutes, Neues mitgebracht?“

Ich las nun die diktirte Relation über meine mineralogiſche Excurſion, mehrere Bogen ſtark, vor, und war kaum noch zu Ende, als der Bediente den ehemaligen König von Weſtfalen meldete, und dieſer ſogleich trippelnd eintrat. Ich entfernte mich ſofort in das Nebenzimmer, hörte ihn aber noch ſagen: „Je suis bien faché,“ worüber? konnte ich nicht mehr vernehmen, vielleicht ſchloß ich aus ſeiner Miene richtig: Deßhalb, weil Goethe ſich zurückgezogen und ihn nicht beſucht habe. Goethe war im gewohnten Schlafrocke, hatte nicht Zeit ſich in ein anderes Gewand zu werfen,

*) Gemeint iſt Marie Szymanowska.

und schien etwas überrascht zu sein, verlor aber, soviel ich noch im Weggehen bemerken konnte, nicht im Geringsten seine Haltung.

Ich ließ in Goethes Wohnung mein Manuscript zurück.

856.

1823, 13. Juli.

Mit Grüner und dessen Gattin.

Als ich ihn [Goethe] wieder, diesmal meine Frau mitbringend, besuchte, fand ich ihn mit meinem Manuscripte und mit der geognostischen Karte beschäftigt.

„Sie werden böse auf mich sein" sagte er zu meiner Frau, daß „Ihnen so viele Steine in das Haus gebracht werden."

Die schönen Steine habe ich zwar gerne, erwiederte sie, aber er bringt so manche nach Hause, die so gemein aussehen, und wenn er beim Auspacken nur die polirten Tische verschonen möchte.

„Machen Sie sich nichts daraus", sagte Goethe, „ich habe auch manche Fuhre zur Verbesserung der Wege wieder hinausgeschafft, die Sache läutert sich und macht uns Vergnügen, wenn wir eines Besseren belehrt werden; er weiß die Sache gehörig anzugreifen und durchzuführen; der Aufsatz, den er mir übergeben hat, macht mir vieles Vergnügen. Ich habe so eben einige große Klumpen Bergkrystall von einem

Juden eingehandelt, wovon ich Ihnen (mir hinlangend) einen übergebe."

Es war ein Klumpen von mehreren Pfunden, der in Rauchtopas schon überzugehen schien.

857.

1823, Mitte Auguſt.

Mit Karl Johann Braun Ritter v. Braunthal.

In Marienbad angekommen und in Klinger's Hotel mit Wagen und Pferd eingeſtellt, machte ich ſofort ein wenig Toilette und begab mich auf den Weg. Ich ſtieg wallenden Blutes die Höhe — gradus ad Parnassum — hinan, wo Goethe thronte, wie überall, wo er wohnte. Von meinen „Werken" hatte ich nichts bei mir, als mein Tagebuch, ein Heft von zwölf Bogen, deſſen Hälfte meine ſeltſame Autobiographie enthielt, während das Übrige aus Aphorismen über Goethe, Shakeſpeare u. a. beſtand. Dieſes Tagebuch ſollte meine Viſitenkarte vorſtellen. Und ſo geſchah es auch.

Ich trat mit heiliger Scheu in das kleine, von dem großen Manne bewohnte Haus ein und präſentirte mich ſeinem Secretär. Er ließ mich freundlich an, nahm mein Tagebuch . . . entgegen, beſtellte mich auf den nächſten Tag um dieſelbe Stunde (zwölf) und wünſchte mir einen Guten-Morgen. . . . . .

Gegen zwölf ſtand ich im Vorzimmer von Goethes Wohnung. . . . . Eine Viertelſtunde . . mochte hin-

geſchwunden ſein, als der Secretär eintrat und mich mit den Worten begrüßte: „Wollen Sie ſich in den Salon begeben! Der Herr Geheimrath wünſcht Sie zu ſprechen.“ . . . Hier . . . . . that ſich die eine der zwei Seitenthüren auf und ich befand mich nur ein paar Schritte weit vor dem leibhaftigen Jupiter Olympicus in einem weißflanellenen Schlafrocke.

— — — — — — — — — — —

Er faßte mich in's Auge wie die königliche Boa Conſtrictor ein Reh; nur zermalmte er mich nicht, ſondern ſchritt langſam dem Diwan zu, . . . mich mit ſanfter Handbewegung einladend, ihm zu folgen und dann . . . an ſeiner Seite mich niederzulaſſen. . . . . Und nun an ſeiner, an Goethes Seite vernahm ich, immer noch halb träumend, mit einmal kräftige und zugleich melodiſche Töne wie Orgelklänge. Er begann mildernſt das Geſpräch und dabei empfand ich durch alle Glieder einen wohlthätigen Schlag, der davon herrührte, daß der herrliche Dichtergreis meine Hand, meine vor Entzücken und Verehrung zitternde Hand ſanft erfaßte und mit ſeinen beiden Händen weich umrahmte, wobei er, den Blick auf mich ruhen laſſend, alſo ſprach:

„Ich habe Ihr Tagebuch durchblättert und werde noch bis zu Ihrer Abreiſe von Marienbad darin weiter leſen; ich fand des Annehmlichen und Zukunftsverheißenden bereits manches. Ihren da und dort ausgeſprochenen Vorſatz, die Heimath [Öſterreich] zu verlaſſen, will ich nicht gutheißen. Sie haben ein ſchönes,

ein großes Vaterland, wo sich viel des Fördernden für Phantasie und Gemüth findet, vieles, das, richtig geschätzt und mit Eifer verwendet, zu erfreulichem Gedeihen, zu allseitig Wünschenswerthem zu führen vermag. Die scharfe Denkerluft Deutschlands dürfte wenigstens in Ihrer jetzigen Blüthezeit auf Ihr reizbares Wesen nachtheilig wirken, Versprechendes im Keime vernichten. Und so meine ich denn, mein junger Freund! Sie kehren heim, nehmen vielverheißend Begonnenes mit Besonnenheit auf, setzen fort und streben, Jugendliches zu Mannhaftem zu steigern, sich in sich selbst ergänzend. Haben Sie dann das eine oder das andere Werk zum Abschluß gebracht, so senden Sie es mir nach Weimar. Ich liebe jugendliches Streben auf diesem Gebiete und wende mich nur von dem sich überstürzenden ab. . . ."

So sprach Goethe zu mir. Mir waren mittlerweile die Augen feucht geworden, und nun begann ich, mir ein Herz fassend, meinen Entschluß zu begründen. Er hörte mir ruhig zu, ohne mich zu unterbrechen, immer meinen Blick und meine Hand festhaltend; dann aber nahm er wieder das Wort und seine Rede ward zu einem Strom flüssigen Goldes der — Wahrheit. Ich preßte hingerissen meine Lippen auf seine Rechte, erhob mich und schied von dem Herrlichen mit der feierlichen Zusage, ihm Folge zu leisten. — Und ich habe Wort gehalten.

858.

1823, 20. Auguſt.

Mit Grüner.

Goethes Blick [bei der Fahrt von Marienbad nach Eger] war meiſtens nach oben gerichtet, er blieb wiederholt dabei, daß man auch dem Wolkenzuge durch häufige und genaue Beobachtung in verſchiedenen Ländern, etwas abgewinnen könne. Schäfer und Hirten, die immer im Freien ſich bewegen, wären dabei nicht außer Spiel zu laſſen. Die Gegend, wo der Menilith bei Grottenſee, Königswarther Herrſchaft, vorkömmt, und welchen Profeſſor Zippe den ſchaalichten Opal nannte, faßte er ſcharf ins Auge und ſagte: Den wollen wir auch noch beſuchen.

859.

1823, 21. Auguſt.

Mit Grüner und C. S. Baron v. Knorring.

Herr von Knorring, ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, war ein anmuthiger Geſellſchafter. Von den verſchiedenen witzigen Geſprächen habe ich bloß angemerkt, daß Herr von Knorring erzählte, er habe, als er durch die Stadt Dux fuhr, bei dem Thore auf einer Tafel geſchrieben gefunden: „Hier iſt verboten betteln zu gehen und Tabak zu rauchen.“

Der Schuhmacher Braunholder war zugleich Lichter-

zieher. Die Aufschrift über seinem Laden war: „Braun holder Licht erzieher.“

In Riga gibt es ein Schild mit der Aufschrift: „Ach Jesu.“

Goethe erzählte: „Ein Nadelmacher hatte zum Hausschild: „„Das gequälte Herz,““ das gequälte Herz war mit Nadeln durchstochen.“

860.

1823, 23. August.

Mit Grüner.

Nach eingenommenem Gabelfrühstück und mitgenommenem Proviant fuhren wir früh neun Uhr nach Booden, um den Rehberg zu untersuchen. Goethe blieb auf der Höhe sitzen, und schlürfte aus einer vergoldeten Pilgrimschale von Silber den hineingegossenen Rheinwein. Ich ging um den Rehberg herum, und weil ich auf der West-, der Ost- und der Nordseite Thonschiefer fand, so berichtete ich, daß der Berg aus Thonschiefer bestehe.

„Haben Sie ihn auch auf der Südseite untersucht?“ fragte Goethe, und als ich mit Nein antwortete, sagte er: „Ihr jungen Leute laßt euch durch Leidenschaft öfters zu Fehlschlüssen verleiten. Kann denn gegen Süden und im Innern nicht etwas Anderes als Thonschiefer sein? Es kann nicht der Schluß gezogen werden, daß, weil am Fuße des Berges südlich dieses und nördlich jenes Gestein vorkömmt, die ganze Unterlage des Berges

daraus besteht; denn es mag etwas dazwischen liegen. Ebenfalls ist nicht richtig, daß weil mich das Mädchen den ersten und dritten Tag geküßt hat, sie den zweiten Tag nicht auch einen anderen geküßt haben kann. Die Leidenschaft verleitet gewöhnlich den Menschen zu solchen Schlüssen."

Er trank aus der Pilgrimsschale, ich mußte mich zu ihm setzen und seinen Wein, seinen Proviant mit verzehren helfen. Verweilen Eure Excellenz, sagte ich, hier noch, ich werde den Berg auch gegen Süden untersuchen, eilte von ihm weg, und kam sofort mit schöneren Basalten als vom Kammerbühle zurück; denn der Olivin in den Basaltschlacken war viel frischer und größer.

„Woher, Freund, haben Sie diese schönen Schlacken?" fragte Goethe, erhob sich in diesem Momente rasch wie ein Jüngling und sagte: „das müssen wir an Ort und Stelle untersuchen."

Im Dorfe Booden am Fahrwege sind große Klumpen dieses porösen Basalts entblößt. Ein kleiner Hügel ist mit verschiedenen Schlacken bedeckt; es wurde in der Mitte desselben eine Vertiefung wahrgenommen, die schon größtentheils ausgefüllt ist. Die Einwohner sagten uns, daß dort eine große Vertiefung und in ihr auf der Sohle Wasser sich befunden habe. Nach und nach wäre sie durch das Hineinwerfen der Schlacken ausgefüllt worden.

Goethe war eifrig, dem großen Klumpen Basalt

etwas abzugewinnen; ich zerſchlug, ſammelte verſchiedene Schlacken, die alle vorſichtig eingepackt und von mir und dem Diener nach der Höhe hinaufgetragen wurden.

„Wir haben“, ſagte Goethe, „eine wichtige Entdeckung in dieſer Gegend gemacht, die zu weiteren Nachforſchungen dienen wird.“

Dann gingen wir in nördlicher Richtung den Berg abwärts auf das Dorf Albenreuth zu, wo auf den Feldern glänzende zertrümmerte Baſalthornblende, nahe am Dorfe hohe Schichten von vulkaniſchem Sande mit poröſen Baſaltſtückchen und Hornblende entdeckt wurden.

Als wir den ſchönen Fund nach der Heimkunft auspackten, ſagte Goethe: „Morgen gibt es zu ordnen und zu verzeichnen. Sie bleiben doch noch bei mir, wir wollen noch Manches beſprechen.“

Nachdem er das Oberkleid mit dem Schlafrock vertauſcht hatte, mußte ich mich zu ihm ſetzen, und er ſprach: „Wir haben heute unſer Tagewerk vollbracht, und wollen nun ausruhen; dieſe merkwürdige Gegend wünſchte ich doch mit Ihnen noch einmal zu beſuchen, wenn es Ihre Geſchäfte zulaſſen. Wir haben den in der Nähe öſtlich liegenden Dillenberg, wo die edlen Granaten vorkommen, noch nicht beſucht, und der ſüdlich von uns gelegene Berg, Hochwald genannt, dürfte nebſt den ſchönen Andaluſiten noch andere Ausbeute liefern. Ihre Gebirgskarte hat mich zu dem abermaligen Beſuche beſtimmt; denn ich glaube, daß die

Gebirgsformation gegen Westen aus anderem Gestein, als jene gegen Süden bestehe; die Thäler dazwischen und die äußere Form dieser Gebirge dürften meine Meinung bestärken. Finden wir bei der Trennung derselben Spalten Wasserrisse, so kommen wir bald ins Reine, auch den Bach dürfen wir nicht unbeachtet lassen, denn Regengüsse führen manches hinab, was wir brauchen, und uns daran erfreuen können."

861.

1823, 24. August.

Mit Grüner, sodann Meyer.

Die Kleidertracht der Egerländer bildete in meiner Abhandlung eine eigene Abtheilung. Ich hatte die älteste und die neueste Tracht bildlich dargestellt, um zu vergleichen, ob und in wieferne der allgemein herrschende Luxus auch auf sie eingewirkt habe. Zugleich gab ich den Stoff und das Ellenmaß bestimmt an, wobei ich die ältesten und die jüngsten Bauernschneider zu Rathe gezogen hatte.

„Das hat sein Gutes"; sagte Goethe, „man kann in der Folge wahrnehmen, ob und in wiefern der Luxus auf sie eingewirkt hat. Es wäre interessant, solche Aufzeichnungen auch von anderen Völkern zu haben."

Abends kam Hofrath Meyer. „Einer meiner ältesten Freunde," sagte Goethe, „dem ich in Beurtheilung von Kunstwerken viel zu verdanken habe."

Hofrath Meyer, ein anſpruchsloſer Mann, der im Dialekte den gebornen Schweizer noch etwas verrieth, ſchien bei dieſer Äußerung Goethes in Verlegenheit zu gerathen. Goethe lenkte aber das Geſpräch ſogleich auf die früheren Zeiten, auf Italien, auf Rom, wo Hofrath Meyer ſich insbeſondere ausgebildet hatte. Von dem Geſpräche zwiſchen Goethe und Meyer habe ich nur folgende Äußerung Goethes aufgezeichnet:

„Neue Erfindungen können und werden geſchehen, allein es kann nichts Neues ausgedacht werden, was auf den ſittlichen Menſchen Bezug hat. Es iſt alles ſchon gedacht, geſagt worden, was wir höchſtens unter andern Formen und Ausdrücken wiedergeben können. Man komme über die Orientalen, da findet man erſtaunliche Sachen.“

862.

1823, 25. Auguſt.

Mit Grüner.

a.

Als Hofrath Meyer Abſchied genommen hatte, ſagte Goethe: „Den Tod dieſes Mannes wünſche ich nicht zu überleben. Er iſt ein gediegener tüchtiger, nicht zu erſetzender Mann. Ich bin an ihn gewöhnt, und er bleibt öfters bei mir bis Nachts ein Uhr.“

Die Zuſammenkunft in Hartenberg bei dem Grafen Auersperg wurde beſprochen.

b.

Ich hatte Goethe zwar vorgeschlagen, den 28. August abermals in Hartenberg, wie es der Graf [Auersperg] so sehr wünschte, zu verleben, allein er war nicht dazu zu bewegen, schützte seine nothwendige Anwesenheit in Karlsbad vor.

863.

1823, Anfang September (?).

Mit Marie Rehberg geb. Höpfner und ihrem Gatten August Wilhelm Rehberg.

Gern möchte ich . . . recht viel vom Gespräch mit Goethe erzählen können, aber es geht aus vielen Gründen nicht. Am Morgen, da ich bei ihm allein war, blieb natürlich die Unterhaltung in der Sphäre der Gewöhnlichkeit; ich hatte mich so gut in meinen Basenmantel*) eingemummt, daß ihm gar kein Zweifel aufsteigen konnte, als habe ich je eine Zeile von ihm gelesen, ja, ob ich überhaupt lesen und schreiben könne, blieb ungewiß. „Ach, sage Se mer doch, Ihr Excelenz, ob Se sich wieder recht gut befinde? Ach, wie wird sich mein Herr Vetter freie! Und viele, viele Leit werde sich freie. Is es denn wahr, daß Sie sich selbst curirt

*) [Frau Rehberg hatte sich als Verwandte des Geheimenrath Götz in Rüdesheim, bei welchem Goethe 1814 gewohnt, eingeführt.]

habe? Die Leit habe sagt, die Docter hätte Sie nicht kſund mache könne."

Er kam nicht aus dem Lächeln über die komische Base, zog sie immer wieder auf's Kanapee und sagte, ob sie denn heute nicht in Karlsbad bleiben wolle. „Ach nein, Ihr Ex.! Sehn Se, ich reis' mit einem alten Herrn, der hat absolut nich herkwollt; aber ich hab'n soviel kbitt, bis ers kthan hatt. Mer wolle nach Prag; das soll e schöne Stadt sein, und zu Dresde soviel schöne Bilder ꝛc." — Was war auf solches Zeug zu antworten und was konnte man so einer Base sagen?

Den Nachmittag hätte ich nun gar zu gern mir meinen Pardon allein geholt und ihn womöglich in die alte Zeit zurückgeführt, zu meinem Vater und Merck u. s. w., aber Rehberg wollte doch auch sein Theil von ihm haben und blieb „als verwünschter Dritter" dabei sitzen. Ich war nach meiner üblen Gewohnheit auf Reisen halb taub, und so entging mir vieles, was er mit R. über allerlei literarische Gegenstände und über Göttingen sprach. Er hat eine Herausgabe seiner Correspondenz mit Schiller vor, wovon ihn aber doch noch, wie er sagte, die Furcht abhielte, manchen unter den Lebendigen zu verletzen und Anstoß zu geben, was ihm Rehberg auszureden und ihn zu bewegen suchte, seine Correspondenz der Welt baldmöglichst zu schenken. Die Geschichte seines Lebens, sagte er, sei geschlossen. Ich brachte ihn doch noch auf Darmstadt und Merck, wobei er ein

Wort aussprach, was das ganze Leben Rehberg's bezeichnete und mir mit einem Blitzstrahl den Punkt erleuchtete, um den sich sein ganzes Schicksal gedreht hat. Ach! — konnte ich nicht umhin im Stillen zu seufzen — wer das R. vor 30 Jahren zugerufen hätte! Und wenn er's hätte befolgen können! Aber hier erkannte ich meinen Dichter, an dem ich vor allem den gesunden Menschenverstand bewundert habe, womit er immer den Nagel auf den Kopf trifft.

Überhaupt ist es nicht möglich, sich etwas Einfacheres, Natürlicheres, als sein Gespräch zu denken. Er ist sich seiner innern Kraft und Vollendung auf's Vollkommenste bewußt und läßt sich darum nur so ganz ruhig gehen. Sein Anstand ist vornehm, imposant, ohne eine Spur von Aufgeblasenheit, ohne die Steifheit, deren ihn so manche angeklagt haben. Manchmal geht seine Natürlichkeit in Naivetät über, und das steht ihm ganz bezaubernd. Im Laufe des Gesprächs erinnerte ich ihn einmal, daß er gesagt habe: Gott segne die Pedanten, da sie soviel Nützliches beschicken! „Ja," sagte er freundlich, „das schickt sich wohl für mich, die Partie der Pedanten zu übernehmen, da ich selbst einer bin." — Wenn man ihm etwas Verbindliches sagt, so zieht ein freundliches Lächeln über sein Gesicht, was ohne Worte zu sagen scheint: ich danke für Deine gute Absicht. — Die wenigen gütigen Zeilen, die er mir ins Reisestammbuch schrieb, habe ich Ihnen, glaub' ich, schon mitgetheilt.

Beim Abſchied nahm er noch zwei Steine aus ſeiner Mineralienſammlung und gab ſie mir mit den Worten: „Ich muß Ihnen doch auch ein Andenken ſchenken! Da ſind ein paar Steine; aber ich nenne ſie nicht. Fragen Sie nur den erſten beſten Mineralogen darnach.“ — Auf meine Frage ſagte mir Hausmann: der eine heiße Pyroxène — der Feuergaſt, der andere Amphibole — die Zweideutige. Da hatte ich alſo meine gnädige Strafe.

864.

1823, 6. September.

Mit Grüner und Graf Auersperg.

Grüner hatte von dem 1816 und 1817 herrſchenden Nothſtand geſprochen und dabei erwähnt, daß die Erzgebirger trotzdem nicht in Eger verblieben waren, wo ihnen Erwerb verſchafft wurde.

„Allerdings“ — ſagte Goethe — „hängen die Gebirgsbewohner mit ganzer Seele an ihrer Heimat. Wenn ich nicht irre, iſt unter Ludwig XIV. unter den ſchwerſten Strafen das Blaſen einer Schalmei verboten worden, weil in den Schweizerregimentern die Leute dadurch zu ſehr an ihre Heimat erinnert wurden, und viele an Heimweh dahinſtarben. Der Fall, den Sie uns mittheilten, iſt ſehr merkwürdig und hätte öffentlich zur Warnung bekannt gemacht werden ſollen.“

865.

1823, 8. September.

Mit Grüner.

Beim Eintritte begrüßte mich Goethe freundlich mit: „Glück auf! Nun laſſen Sie, mein Guter, Ihre neuen Acquiſitionen ſehen. Man würde Ihnen ans Herz greifen, wenn ich mir davon etwas wählen wollte.“

Für Eure Excellenz, ſagte ich, ſteht Alles zu Dienſten; denn ich habe Ihnen ja Alles zu verdanken.

Darauf Goethe: „Ich will Sie nicht beunruhigen, denn künftig ließen Sie vielleicht Ihre vorzüglichſten Stücke mir nicht mehr ſehen.“

Da er indeß die ſchön kryſtalliſirten Andaluſiten lobte, ſuchte ich einen vorzüglichen für ihn aus, den er wohlgefällig mit den Worten annahm: „Jemand anderem würden Sie ihn gewiß nicht ſo bereitwillig ohne reichlichen Erſatz gegeben haben; nicht wahr, mein Lieber?“

Bei Euer Excellenz ſagte ich, gereicht es mir nur zum Vergnügen, und ich ſchätze mich glücklich, in den Stand geſetzt zu ſein, nun etwas Annehmbares anbieten zu können, aber, wie geſagt, es bemächtigt ſich meiner eine ſo unendliche Leidenſchaft des Geizes, daß ich ihr kaum widerſtehen kann; ich möchte nur immer ſchöne Mineralien acquiriren, und, wenn ich tauſche, fällt es mir ſchwer, ſehr ſchwer, mich von ſchönen Stufen zu trennen, und dennoch muß ich es thun,

weil der Freund dann gezwungen iſt, mir auch ſchöne Sachen dafür zu liefern.

„Sie ſind ſchon auf dem rechten Wege," ſagte Goethe, „ſo muß es kommen. Fahren Sie nur ſo fort, wo Ihre Arme noch nicht hinreichen, werde ich meine z. B. nach England, Chile, Sicilien ausſtrecken."

Während des in Goethes Tagebuche angemerkten Spazierganges richtete ſein Auge ſich bald auf das ſchöne Egerthal, bald auf die Wolken, denen, wie er ſich oft äußerte, etwas abzugewinnen ſei.

Bei meinem Abendbeſuche erkundigte er ſich über die Ceremonie bei Einführung eines Pfarrers, über die Anzahl der zum Eger'ſchen Magiſtrate gehörigen Patronate und über die Obliegenheit eines Patrons. Ich gab die erforderliche Auskunft.

866.

1823, 13. September.

Mit v. Müller.

Als ich Abends 7 Uhr bei ihm [Goethe] eintraf, lenkte ſich das Geſpräch gar bald auf Rehbein's Braut [Katharina v. Gravenegg], die dieſer heimzuholen gerade jenen Abend nach Eger abgereiſt war. Dieſe ſchöne Gelegenheit ergriff der alte Herr auf's Schlauſte, ſein eignes Glaubensbekenntniß auszuſprechen. Er lobte nämlich die Braut über alle Maaßen, nannte es aber doch einen dummen Streich, daß Rehbein ſich ſo raſch

vereheliche. „Sie wiſſen“, ſagte er, „wie ich alles Extemporiren haſſe, vollends eine Verlobung oder Heirath aus dem Stegreife war mir von jeher ein wahrer Greuel. Eine Liebe wohl kann im Nu entſtehen, und jede ächte Neigung muß irgend einmal gleich dem Blitze plötzlich aufgeflammt ſein, aber wer wird ſich denn gleich heirathen, wenn man liebt? Liebe iſt etwas Ideelles, Heirathen etwas Reelles, und nie verwechſelt man ungeſtraft das Ideelle mit dem Reellen. Solch ein wichtiger Lebensſchritt will allſeitig überlegt ſein und längere Zeit hindurch, ob auch alle individuelle Beziehungen, wenigſtens die meiſten, zuſammen paſſen. Übrigens iſt Rehbein's Heirathsgeſchichte ſo wunderbar, daß offenbar die Dämonen ſich hineingemiſcht haben, und da hütete ich mich dagegen zu ſprechen, ob ich gleich innerlich wüthend war.“

867.

1823, 15. September.

Mit Eckermann.

Nach einem beiderſeitigen fröhlichen Begrüßen fing Goethe ſogleich an über meine Angelegenheit zu reden.

„Ich muß gerade herausſagen,“ begann er, „ich wünſche, daß Sie dieſen Winter bei mir in Weimar bleiben.“ Dies waren ſeine erſten Worte, dann ging er näher ein und fuhr fort: „In der Poeſie und Kritik ſteht es mit Ihnen auf's beſte, Sie haben darin ein

natürliches Fundament; das ist Ihr Metier, woran Sie sich zu halten haben und welches Ihnen auch sehr bald eine tüchtige Existenz zuwege bringen wird. Nun ist aber noch manches, was nicht eigentlich zum Fache gehört und was Sie doch auch wissen müssen. Es kommt aber darauf an, daß Sie hierbei nicht lange Zeit verlieren, sondern schnell darüber hinwegkommen. Das sollen Sie nun diesen Winter bei uns in Weimar, und Sie sollen sich wundern, wie weit Sie Ostern sein werden. Sie sollen von allem das beste haben, weil die besten Hilfsmittel in meinen Händen sind. Dann stehen Sie für's Leben fest und kommen zum Behagen und können überall mit Zuversicht auftreten."

Ich freute mich dieser Vorschläge und sagte, daß ich mich ganz seinen Ansichten und Wünschen überlassen wolle.

„Für eine Wohnung in meiner Nähe," fuhr Goethe fort, „werde ich sorgen; Sie sollen den ganzen Winter keinen unbedeutenden Moment haben. Es ist in Weimar noch viel Gutes beisammen, und Sie werden nach und nach in den höhern Kreisen eine Gesellschaft finden, die den besten aller großen Städte gleichkommt. Auch sind mit mir persönlich ganz vorzügliche Männer verbunden, deren Bekanntschaft Sie nach und nach machen werden und deren Umgang Ihnen im hohen Grade lehrreich und nützlich sein wird."

Goethe nannte mir verschiedene angesehene Namen und bezeichnete mit wenigen Worten die besondern Verdienste jedes einzelnen.

„Wo finden Sie", fuhr er fort, „auf einem so engen Fleck noch so viel Gutes? Auch besitzen wir eine ausgesuchte Bibliothek und ein Theater, was den besten anderer deutschen Städte in den Hauptsachen keineswegs nachsteht. Ich wiederhole daher: bleiben Sie bei uns, und nicht bloß diesen Winter, wählen Sie Weimar zu Ihrem Wohnort. Es gehen von dort die Thore und Straßen nach allen Enden der Welt. Im Sommer machen Sie Reisen und sehen nach und nach, was Sie zu sehen wünschen. Ich bin seit funfzig Jahren dort, und wo bin ich nicht überall gewesen! Aber ich bin immer gern nach Weimar zurückgekehrt."

868.

1823, 17. September.

Mit Eckermann.

Gestern morgen, vor Goethes Abreise [von Jena] nach Weimar, war ich so glücklich, wieder ein Stündchen bei ihm zu sein. Und da führte er ein höchst bedeutendes Gespräch, was für mich ganz unschätzbar ist und mir auf mein ganzes Leben wohlthut. Alle jungen Dichter in Deutschland müßten es wissen, es könnte ihnen helfen.

Er leitete das Gespräch ein, indem er mich fragte, ob ich diesen Sommer keine Gedichte gemacht. Ich antwortete ihm, daß ich zwar einige gemacht, daß es mir aber imganzen dazu an Behagen gefehlt. „Nehmen Sie sich in Acht," sagte er darauf, „vor einer großen

Arbeit! Das ist's eben, woran unsere Besten leiden, gerade diejenigen, in denen das meiste Talent und das tüchtigste Streben vorhanden. Ich habe auch daran gelitten und weiß, was es mir geschadet hat. Was ist da nicht alles in den Brunnen gefallen! Wenn ich alles gemacht hätte, was ich recht gut hätte machen können, es würden keine hundert Bände reichen.

Die Gegenwart will ihre Rechte; was sich täglich im Dichter von Gedanken und Empfindungen aufdrängt, das will und soll ausgesprochen sein. Hat man aber ein größeres Werk im Kopfe, so kann nichts daneben aufkommen, so werden alle Gedanken zurückgewiesen, und man ist für die Behaglichkeit des Lebens selbst so lange verloren. Welche Anstrengung und Verwendung von Geisteskraft gehört nicht dazu, um nur ein großes Ganzes in sich zu ordnen und abzurunden, und welche Kräfte und welche ruhige ungestörte Lage im Leben, um es dann in einem Fluß gehörig auszusprechen! Hat man sich nun im ganzen vergriffen, so ist alle Mühe verloren; ist man ferner bei einem so umfangreichen Gegenstande in einzelnen Theilen nicht völlig Herr seines Stoffes, so wird das Ganze stellenweise mangelhaft werden, und man wird gescholten; und aus allem entspringt für den Dichter statt Belohnung und Freude für so viele Mühe und Aufopferung nichts als Unbehagen und Lähmung der Kräfte. Faßt dagegen der Dichter täglich die Gegenwart auf, und behandelt er immer gleich in frischer Stimmung, was sich ihm dar-

bietet, so macht er sicher immer etwas Gutes, und gelingt ihm auch einmal etwas nicht, so ist nichts daran verloren.

Da ist der August Hagen in Königsberg ein herrliches Talent! Haben Sie seine ‚Olfried und Lisena' gelesen? Da sind Stellen darin, wie sie nicht besser sein können: die Zustände an der Ostsee, und was sonst in dortige Lokalität hineinschlägt, alles meisterhaft. Aber es sind nur schöne Stellen, als Ganzes will es niemand behagen. Und welche Mühe und welche Kräfte hat er daran verwendet, ja er hat sich fast daran erschöpft! Jetzt hat er ein Trauerspiel gemacht!"

Dabei lächelte Goethe und hielt einen Augenblick inne. Ich nahm das Wort und sagte, daß, wenn ich nicht irre, er Hagen in „Kunst und Alterthum" gerathen, nur kleine Gegenstände zu behandeln. „Freilich habe ich das," erwiederte Goethe; „aber thut man denn was wir Alten sagen? Jeder glaubt, er müsse es doch selber am besten wissen, und dabei geht mancher verloren, und mancher hat lange daran zu irren. Es ist aber jetzt keine Zeit mehr zum Irren, dazu sind wir Alten gewesen; und was hätte uns all unser Suchen und Irren geholfen, wenn ihr jüngern Leute wieder dieselbigen Wege laufen wolltet? Da kämen wir ja nie weiter! Uns Alten rechnet man den Irrthum zu gute, weil wir die Wege nicht gebahnt fanden; wer aber später in die Welt eintritt, von dem verlangt man mehr, der soll nicht abermals irren und suchen, sondern

er ſoll den Rath der Alten nutzen und gleich auf gutem Wege fortſchreiten. Es ſoll nicht genügen, daß man Schritte thue, die einſt zum Ziele führen, ſondern jeder Schritt ſoll Ziel ſein und als Schritt gelten.

Tragen Sie dieſe Worte bei ſich herum und ſehen Sie zu, was Sie davon mit ſich vereinigen können. Es iſt mir eigentlich um Sie nicht bange, aber ich helfe Ihnen durch mein Zureden vielleicht ſchnell über eine Periode hinweg, die Ihrer jetzigen Lage nicht gemäß iſt. Machen Sie vor der Hand, wie geſagt, immer nur kleine Gegenſtände, immer alles friſchweg, was ſich Ihnen täglich darbietet, ſo werden Sie in der Regel immer etwas Gutes leiſten, und jeder Tag wird Ihnen Freude bringen. Geben Sie es zunächſt in die Taſchenbücher, in die Zeitſchriften; aber fügen Sie ſich nie fremden Anforderungen, ſondern machen Sie es immer nach Ihrem eigenen Sinn. Die Welt iſt ſo groß und reich und das Leben ſo mannigfaltig, daß es an Anläſſen zu Gedichten nie fehlen wird. Aber es müſſen alles Gelegenheitsgedichte ſein, das heißt, die Wirklichkeit muß die Veranlaſſung und den Stoff dazu hergeben. Allgemein und poetiſch wird ein ſpecieller Fall eben dadurch, daß ihn der Dichter behandelt. Alle meine Gedichte ſind Gelegenheitsgedichte, ſie ſind durch die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und Boden. Von Gedichten aus der Luft gegriffen halte ich nichts.

Man ſage nicht, daß es der Wirklichkeit an poe-

tischem Interesse fehle; denn eben darin bewährt sich ja der Dichter, daß er geistreich genug sei, einem gewöhnlichen Gegenstande eine interessante Seite abzugewinnen. Die Wirklichkeit soll die Motive hergeben, die auszusprechenden Punkte, den eigentlichen Kern; aber ein schönes belebtes Ganzes daraus zu bilden, ist Sache des Dichters. Sie kennen den Fürnstein, den sogenannten Naturdichter; er hat ein Gedicht gemacht über den Hopfenbau, es läßt sich nicht artiger machen. Jetzt habe ich ihm Handwerkslieder aufgegeben, besonders ein Weberlied, und ich bin gewiß, daß es ihm gelingen wird; denn er hat von Jugend auf unter solchen Leuten gelebt, er kennt den Gegenstand durch und durch, er wird Herr seines Stoffes sein. Und das ist eben der Vortheil bei kleinen Sachen, daß man nur solche Gegenstände zu wählen braucht und wählen wird, die man kennt, von denen man Herr ist. Bei einem großen dichterischen Werke geht das aber nicht, da läßt sich nicht ausweichen: alles, was zur Verknüpfung des Ganzen gehört und in den Plan hinein mit verflochten ist, muß dargestellt werden und zwar mit getroffener Wahrheit. Bei der Jugend aber ist die Kenntniß der Dinge noch einseitig; ein großes Werk aber erfordert Vielseitigkeit, und daran scheitert man."

Ich sagte Goethen, daß ich im Willen gehabt, ein großes Gedicht über die Jahreszeiten zu machen und die Beschäftigungen und Belustigungen aller Stände hineinzuverflechten. „Hier ist derselbige Fall," sagte

Goethe darauf „es kann Ihnen vieles daran gelingen, aber manches, was Sie vielleicht noch nicht gehörig durchforscht haben und kennen, gelingt Ihnen nicht. Es gelingt Ihnen vielleicht der Fischer, aber der Jäger vielleicht nicht. Geräth aber am Ganzen etwas nicht, so ist es als Ganzes mangelhaft, so gut einzelne Partien auch sein mögen, und Sie haben nichts Vollendetes geleistet. Stellen Sie aber blos die einzelnen Partien für sich selbständig dar, denen Sie gewachsen sind, so machen Sie sicher etwas Gutes. Besonders warne ich vor eigenen großen Erfindungen; denn da will man eine Ansicht der Dinge geben, und die ist in der Jugend selten reif. Ferner, Charaktere und Ansichten lösen sich als Seiten des Dichters von ihm ab und berauben ihn für fernere Productionen der Fülle. Und endlich, welche Zeit geht nicht an der Erfindung und innern Anordnung und Verknüpfung verloren, worauf uns niemand etwas zu gute thut, vorausgesetzt daß wir überall mit unserer Arbeit zu stande kommen. Bei einem gegebenen Stoff hingegen ist alles anders und leichter. Da werden Facta und Charaktere überliefert, und der Dichter hat nur die Belebung des Ganzen. Auch bewahrt er dabei seine eigene Fülle, denn er braucht nur wenig von dem Seinigen hinzu zu thun; auch ist der Verlust von Zeit und Kräften beiweitem geringer, denn er hat nur die Mühe der Ausführung. Ja ich rathe sogar zu schon bearbeiteten Gegenständen. Wie oft ist nicht die Iphigenie gemacht,

und doch sind alle verschieden; denn jeder sieht und stellt die Sachen anders, eben nach seiner Weise.

Aber lassen Sie vorderhand alles Große zur Seite. Sie haben lange genug gestrebt, es ist Zeit, daß Sie zur Heiterkeit des Lebens gelangen, und dazu eben ist die Bearbeitung kleiner Gegenstände das beste Mittel."

Wir waren bei diesem Gespräch in seiner Stube auf- und abgegangen; ich konnte immer nur zustimmen, denn ich fühlte die Wahrheit eines jeden Wortes in meinem ganzen Wesen.

869.

1823, 17. und 18. September.

Mit v. Müller und Meyer.

Gestern und vorgestern brachte ich die Abende nebst Ottilie bei ihm [Goethe] zu, ganz in alter Gemüthlichkeit, und übergab ihm auch Ihre [der Gräfin Julie Egloffstein] Zeichnung, die den lautesten Beifall erntete. Er nannte sie „höchst congruent und verständig"; Meyer lobte ganz besonders die kräftigen und scharfen Züge um Hals, Kinn und Backen. Ich soll Ihnen „einstweilen" die schönsten Danksagungen aussprechen, bis er selbst Zeit gewinne, „etwas Freundliches von sich zu geben". Sie glauben nicht, liebste Julinde, wie herzlich er Ihnen zugethan ist und wie ich mich daran ergötze! Ehester Tage sollen Ihre „Wun-

der" — wie er sie nennt — gefertigt werden, über deren Verlangen er weiblich lachte. Recht artig ist es, daß sich in Karlsbad mein Abenteuer mit dem Fürsten von Hohenzollern und seiner Schwester (von dem Wasserfall bei Baden her) auf Goethen übertragen und fortgesponnen hat, und daß jene seine Bekanntschaft und er wieder umgewandt die ihrige lediglich durch Reminiscenzen aus meiner Erzählung machte. Goethe war nachher nochmals bei ihnen und rühmt besonders die Anmuth und den feinen milden Sinn der Prinzeß Julia.

870.

1823, 21. September.

Mit v. Müller.

Sonntags, den 21. September war ich nach dem Hofe ein Stündchen bei ihm, wurde aber bald abgerufen. Wir sprachen von dem nun wirklich zu Paris aufgefundenen Original-Manuscript von Rameau's Neffen, dessen Authenticität zu bezeugen, Goethe durch den Verleger in einem sehr schmeichelhaften und klug gestellten Schreiben aufgefordert worden.

871.

1823, 23. September.

Mit v. Müller.

Ich war kaum gegen 6 Uhr in Goethes Zimmer getreten, zunächst um Professor Umbreit für morgen

anzumelden, als der alte Herr seinen leidenschaftlichen Zorn über unser neues Judengesetz*), welches die Heirath zwischen beiden Glaubensverwandten gestattet, ausgoß. Er ahndete die schlimmsten und grellsten Folgen davon, behauptet, wenn der Generalsuperintendent Charakter habe, müsse er lieber seine Stelle niederlegen als eine Jüdin in der Kirche im Namen der heiligen Dreifaltigkeit trauen. Alle sittlichen Gefühle in den Familien, die doch durchaus auf den religiösen ruhten, würden durch ein solch scandalöses Gesetz untergraben. Dieser sein Unmuth, sich nach dem heitern Aufenthalt in Marienbad wieder hier eingeengt zu befinden, machte sich den ganzen Abend vielfach bemerkbar. Als ich ihn zu täglichen Spazierfahrten antrieb, sagte er: „Mit wem soll ich fahren, ohne Langeweile zu empfinden? Die Stael hat einst ganz richtig zu mir gesagt: Il vous faut de la séduction. Ja ich bin wohl und heiter heimgekehrt, drei Monate lang habe ich mich glücklich gefühlt, von einem Interesse zum andern, von einem Magnet zum andern gezogen, fast wie ein Ball hin und her geschaukelt, aber nun — ruht der Ball wieder in der Ecke und ich muß mich den Winter durch in meiner Dachshöhle vergraben, und zusehen, wie ich mich durchflicke.“ Wie schmerzlich ist es doch, solch eines Mannes innere Zerrissenheit zu gewahren, zu sehen, wie das verlorene Gleichgewicht seiner Seele sich durch keine Wissen-

*) Vom 20. Juni 1823. Nachtrag vom 6. Mai 1833 im weimarischen Regierungsblatt.

schaft, keine Kunst wieder herstellen läßt, ohne die gewaltigsten Kämpfe, und wie die reichsten Lebenserfahrungen, die hellste Würdigung der Weltverhältnisse ihn davor nicht schützen konnten. Was in seinem Judeneifer recht merkwürdig war, ist die tiefe Achtung vor der positiven Religion, vor den bestehenden Staats-Einrichtungen, die trotz seiner Freidenkerei überall durchblickte. „Wollen wir denn überall im Absurden vorausgehen, alles Fratzenhafte zuerst probiren?“ sagte er unter andern.

872.

1823, 24. September.

Mit v. Müller und Friedrich Wilhelm Karl Umbreit.

Um 1 Uhr führte ich Professor Umbreit zu Goethe. Fast eine Stunde lang war er freundlich, mild und aufgeschlossen, indem er viele der Heidelberger Lehrer und den Zustand der Naturwissenschaften, Philologie ꝛc. die Revue passiren ließ. Paulus Tochter, Frau von Schlegel, habe eigentlich einen sehr guten Charakter, äußerte er mit Wärme, ihr Eigensinn sei nur unentwickelter Charakter, den die Eltern nicht verstanden hätten aus sich herauszuführen, in andere hinüber, zu Verarbeitung ihrer Kraft zu leiten.

Den Diwan werde er nur innerlich, d. h. insofern fortsetzen, daß er einzelne Bücher, z. B. das des Paradieses, erweitere und verstärke. Bei den unge-

heuren Schwierigkeiten des Erlernens dieſer arabiſchen Sprache habe er ſeine Kenntniß von ihr mehr erobert durch Überfall, als regelmäßig erworben. Weiter dürfe er jetzt nicht mehr gehen, ohne verführt zu werden. Wenn er zuweilen noch in dieſes Land, in dieſe Zuſtände hineinſchaue, ſo werde ihm ganz wunderlich zu Muthe. Umbreit benahm ſich vortrefflich, lebendig, ohne alle Verlegenheit und doch beſcheiden. Wegſcheider's Dogmatik und Kapp's Chriſtus und Sokrates lobte er ſehr. Goethe bemerkte, es ſei doch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht eine höchſt intereſſante Zeit, in der wir lebten, Alles habe ſich unglaublich umgeſtaltet und aufgehellt, und eine Freude ſei es zu ſehen, wie jedes Fach ſo viel würdiger behandelt werde. Dies ſei zunächſt Verdienſt der Philoſophie, die, trotz der vielen abgeſchmackten Syſteme, Alles mit neuer Lebenskraft durchdrungen habe. Umbreit ging hochentzückt hinweg.

873.

1823, 25. September.

Mit v. Müller.

a.

Ohne allen Anlaß meinerſeits rief er kurz, nachdem ich eingetreten war, aus: „Es iſt doch recht abſurd, daß Julie dieſen Winter nicht hier iſt! Sie weiß gar nicht, wie viel ſie mir entzieht und wie viel ich dadurch

entbehre, so wenig, als sie weiß, wie ich sie liebe und wie oft ich mich im Geiste mit ihr beschäftige. Ihnen kann ich das wohl sagen, obgleich wir in diesem Punkt Rivals sind; denn ich traue Ihnen zu, daß Sie gleich sehr betrübt über ihre Abwesenheit sind." Als ich hierauf ihm die Gründe entwickelte, die Ihre [der Gräfin Julie Egloffstein] jetzige Abwesenheit motivirten, erwiederte er: „Sie hat ganz Recht, das begreife ich wohl und habe mir längst im Stillen alles das, was Sie mir jetzt sagen, selbst combinirt und enträthselt, aber nur noch viel lebhafter und passionirter, als Sie es aussprechen, ja, während der Krankheit der Großherzogin habe ich beständig mit wegen Julien gezittert, und noch jetzt werde ich wüthend, wenn ich mir die Möglichkeit denke, daß eine für Julia's Zukunft so höchst passende und wichtige Perspektive [Hofdame zu werden] verloren gehen könnte. Glaubt mir nur, daß der alte Merlin in seiner Dachshöhle sich manche stille Stunde mit solchen Abwesenden beschäftigt, die für ihn eine actio in distans haben (d. h. eine unmittelbare Wirkung in die Ferne). Andere erfreuen mich bloß durch ihre Gegenwart, durch ihre sichtliche Erscheinung, sind aber rein nichts für mich, wenn ich sie nicht vor mir sehe. Mit jenen aber kann ich mich unsichtbar unterhalten und darunter gehört Julie. Ich weiß zu gut, daß sie mir durch keine andere jemals ersetzt werden kann, und eben darum bin ich so betrübt, daß sie mir gerade diesen Winter fehlt." Und dabei war er so ge-

müthlich, so vertraulich, als ich ihn lange nicht gefunden in diesen Tagen.

Er erzählte mir viel von Marienbad, besonders von der Gräfin Szymanowska, die so wunderschön Klavier spielt, und sagte von ihr, sie sei so schön und so liebenswürdig, daß man trotz ihrer zauberischen Töne froh sei, wenn sie aufhöre, um sie nur sprechen zu hören, und wieder umgekehrt wünsche, sie möge nur wieder spielen, weil ihr Sprechen so sehr aufrege, daß man nur Ruhe bei ihrem Spiel wiederzufinden hoffen könne. Er sagte: ohne alle Einleitung sei er so schnell mit ihr bekannt geworden, wie man in einer milden reinen Luft sich alsobald heimisch fühle. Darauf holte er aus seinem Gartenzimmer ihre Handschrift, aus der er ihren Charakter demonstrirte und las mir dann im höchsten Pathos sein Gedicht an sie vor: drei wunderschöne Stanzen. Wie strengte ich mich an, sie zu behalten! aber nur ohngefähr giebt die Anlage sie wieder.

Dagegen lautet das kleine Gedicht, was er ihrer Schwester, Fräulein Wodzeki*) in's Stammbuch schrieb, wörtlich also: (sie glaubt nämlich wegen ihres öfteren Seitenschmerzes bald zu sterben, und ein geistreicher junger Pole**) hatte ihr scherzweise ein Testament aufgesetzt, worin ihre einzelnen Tugenden an soviel verschiedene Freunde legirt wurden)

---

*) [Richtig: Wołowska.]

**) [Irrig; es war Graf Rostoptschin.]

„Wohl hat Dein Teſtament jedweden Reiz bedacht,
Mit dem Natur ſo herrlich Dich vollendet,
Und jedem Freund ein reiches Theil vermacht,
Großmüthig jede Tugend ausgeſpendet;
Doch wenn Du Glückliche zu machen trachteſt,
So wär's nur der, dem Du Dich ganz vermachteſt."

Sie ſehen alſo, daß ſeine Leidenſchaft für Ulrike Levezow wenigſtens nicht excluſiv iſt und daß ich Recht habe zu behaupten, nicht dieſes einzelne Individuum, ſondern das geſteigerte Bedürfniß ſeiner Seele überhaupt nach Mittheilung und Mitgefühl habe ſeinen jetzigen Gemüthszuſtand herbeigeführt.

Die rohe und liebloſe Sinnesweiſe ſeines Sohnes und Ulrikens [v. Pogwiſch] ſchroffe Einſeitigkeit und gehaltloſe Naivetät ſind freilich nicht gemacht, eine ſolche Kriſis ſanft und ſchonend vorüberzuführen, und die arme Ottilie iſt ſeit ſeiner Ankunft beſtändig krank und für ihn ſo gut wie unſichtbar. Daher macht ihn der grelle Contraſt gegen ſein heiteres Badeleben mitunter höchſt verſtimmt und niedergebeugt, wo ihm denn jede äußere Anforderung peinlich wird. In ſolcher Stimmung trafen ihn geſtern leider Tante [Freifrau v. Egloffſtein] und Auguſte [Gräfin Egloffſtein], und wurden ſehr bewegt dadurch. Aber das iſt nur momentan; mir iſt es noch immer gelungen, ihn geſprächig zu machen. Nur vom Sohne her droht alles Übel, da der verrückte Patron gegen den Vater den Piquirten ſpielt und ſogar Ottilien mit ſich nach Berlin nehmen will, wodurch alsdann erſt alles verloren gehen könnte.

b.

Von 5—8 Uhr weilte ich bei Goethe, deſſen Unterhaltung höchſt intereſſant, vertraulich, gemüthsvoll war. Er ſprach über Cuvier's Lobrede*) auf Haüy, worin vorkommt „Le ciel est entièrement soumis à la Géometrie," Goethe belächelte dieſe Phraſe ſehr, da die Mathematiker ja nicht einmal die vis centripeda noch erklären könnten.

Darauf theilte er die Gedichte auf Madame Szymanowska, die Virtuoſin, und auf ihre Schweſter mit. Jene ſei wie die Luft, ſo umfließend, ſo alsbald zu ſetzend, ſo überall, ſo leicht und gleichſam körperlos. Er zeigte mir ihre Handſchrift.

Als ich Knebel's briefliche Aufreizung, ihm Werner'ſche Sonette abzulocken, vorlas**) und en espion von Erfurt handelte, gelang dieſe offene Kriegsliſt vortrefflich, und er verſprach ſie vorzuſuchen. Er kam dabei auf den einſtigen Wettkampf mit Werner, bei Gelegenheit des 24. Februar, Fluch und Segen in zwei kleinen Dramas durchzuführen. Gozzi habe behauptet, es gäbe nur 36 Motive zu einem Trauerſpiel.

---

*) Cuvier, Baron Georges, Éloge historique de M. Haüy, Paris, Mus. hist. nat., Mém. X. 1823 p. 1—35; Paris, Acad. Sct., Mém. VIII, 1829 (Hist.) p. 145—177. Alſo an zwei Stellen.

**) Brief v. 23. Sept. 1823: Sehen Sie doch, daß Sie von Goethe einige der guten Sonette von dem wirklichen Werner herausbringen.

Nachdem er Ottilien Lob gespendet, bemerkte er: Die Freundinnen theilen sich in zwei Classen, in solche die action à distance haben, und in solche, die nur in Gegenwart etwas sind. Mit jenen unterhalte ich mich oft lange im Geiste, diese sind mir rein nichts, wenn ich sie nicht vor mir sehe.

Als ich über die Virtuosin Szymanowska einige Querfragen that, äußerte er sanft schelteud: „Ach der Kanzler macht mir oft unversehens Verdruß."

Den ganzen Abend war keine Spur von Unmuth oder Verstimmung in ihm zu finden; nur war es a tempo, als ich ging, denn er fing an zu ermüden.

874.

1823, 26. September.

Mit v. Müller, Caroline Gräfin Egloffstein, Meyer und Coudray.

Von 6—9 Uhr war ich mit Line und Meyer bei ihm. Ich brachte bald die Lalla Rookh'schen Bilder*) auf's Tapet, damit er sie Linen zeigte, und dies gab Gelegenheit zu den heitersten Scherzen und Gesprächen, besonders über die Peris.

Zuletzt holte er seine Diwan-Manuscripte und las uns zwei herrliche Gedichte zu Ergänzung des „Para-

*) Die lebenden Bilder und pantom. Darstellung bei dem Festspiel Lalla-Rookh auf dem Schloß in Berlin 27. Jan. 1821. Nach der Natur von Wilhelm Hensel 1823.

dieſes" vor. Eine Huri ſteht Wache an der Pforte des Himmels, will den Dichter nicht einlaſſen, weil ſie ihn für verdächtig hält und fordert Beweiſe für ſeine Glaubenskämpfe. Da antwortet er ihr:

„Mach nicht ſo viel Federleſen,
Laß mich zu der Pforte ein,
Denn ich bin Menſch geweſen
Und das heißt ein Kämpfer ſein."

Dann zeigte er ihr die Wunden, die Schickſal und Leidenſchaft ſeinem Herzen geſchlagen, und wie er dennoch dabei froh, fromm und dankbar geblieben; ſie läßt ihn ein und er zählt nun an ihren Roſenfingern die Ewigkeiten. „So habe ich den Britten (Moore) zu überbieten geſucht." Wir waren Beide, Line und ich, innig gerührt von der Wärme ſeines Vortrags. Als Line weg war, kam Coudray und gab uns einen gedrängten Ab- und Umriß ſeines Berliner Lebens und der dortigen Regſamkeit in Kunſt und Wiſſenſchaft, Technik, Lebensannehmlichkeit ꝛc., ſo daß die Luſt, ſolche Wunder auch zu ſehen, lebhaft erwachte.

875.

1823, 27. September.

Mit v. Müller und Caroline Gräfin Egloffſtein.

Von 7—$8^1/_2$ Uhr war ich mit Line bei Goethe. Ich führte die Wiedererzählung des Abenteuers mit der Prinzeß von Hohenzollern und der Bekanntſchaft mit

Mad. Szymanowska herbei; es fand ſich, daß Line ſie von Petersburg her kannte und liebte, was dem alten Herrn vielen Spaß machte. Nachher ergoß er ſich noch im Lob des Landlebens, weil man dort ganz aus ſich heraustrete, ganz frei außer ſich lebe, was zu Hauſe niemals vorkomme. Dabei verglich er ſich mit einem Gärtner, der eine Menge ſchöner Blumen beſitze, ihrer aber dann erſt recht gewahr und froh werde, wenn jemand einen Strauß von ihm fordere.

So mache ihm die Poeſie erſt wieder Vergnügen, wenn er eine Nöthigung zu einem Gelegenheits-Gedicht erhalte.

Von einem jungen trefflichen Polen ſprach er auch, der ſehr reich ſei und ihm wohl zehn Tauſend geben könnte, wenn er ihm einigermaßen den Kopf zurechtſetze. Dieſer habe ihm von einem polniſchen Trauerſpiel erzählt, das, nach den Motiven zu urtheilen, ungemein anziehend ſein müſſe. Er verſprach ſolche bei erſter Gelegenheit uns mitzutheilen.

876.

1823, 29. September.

Mit v. Müller, Meyer, Riemer und Chriſtoph Friedrich Ludwig Schultz.

Von 7—11½ Uhr war ich bei Goethe; auch Meyer, Riemer, Staatsrath Schultz von Berlin waren anweſend. Letzterer erſchien als ein gar feiner verſtän-

diger, in sich gefaßter Mann, dessen edle Physiognomie auf körperliche Leiden und Tiefe der Reflexion deuteten. Eine Mappe Kupferstiche aus Rafael's Zeit ward durchgesehen. Nach dem Souper, — das erste wieder nach langer Zeit — zeigte Goethe drei herrliche, bronzene Medaillen aus dem 15. Jahrhundert. Auf der einen wird ein Reh von jungen Adlern zerfleischt, oben thront ein großer Adler; die Umschrift lautet: „Liberalitas augusta." Goethe besitzt an 2000 solcher bronzenen Medaillen, von denen er viele mit einem Speciesthaler bezahlte. Erst durch die Übersetzung von Cellini kam er auf die Idee, Medaillen der Päpste und ihrer Zeit zu sammeln. Von Martin V. an besitzt er eine vollständige Folge aller Köpfe. Die Ordnung derselben veranlaßte ihn, über die Kunst und Schwierigkeit zu sprechen, Briefe, Aufsätze, Merkwürdigkeiten jeder Art gehörig zu reponiren, und wie man außerdem seines Besitzes nie froh werde. Die schöne Gonzaga, deren Bild im hiesigen Museum hängt, sei an einen Trivulzio*) zu Mantua, circa im Jahre 1500, verheirathet gewesen. Als er den Schenkischen**) Terzinen über Canova's Tod Lob spendete, bemerkte er: „Terzinen müssen immer einen großen, reichen Stoff zur Unterlage haben, wenn sie gefallen sollen."

---

*) Ein Irrthum, vergl. v. Zahn. Katalog des weimar. Museums 1. Ausg. pag. 26.

**) Ed. v. Schenk. Besonders erschienen. München, 2. Aufl. 1823. Canova † 12. Oct. 1822 zu Venedig.

Nach Tiſche ſprachen Riemer und Goethe über die Tropen und deren Durchführung. Die neuern Pedanten verlangen letztere bis zum äußerſten Punkt; Goethe ſpringt gerne ab, wie ja auch die Phantaſie es thut, häuft daran mehrere, um eine durch die andere zu erklären. Riemer erläuterte an Beiſpielen aus dem gemeinen Sprachgebrauch, wie man ohne Vermiſchung der Tropen gar nicht fortkommen könne, z. B. etwas in Werk ſetzen.

877.

1823, September oder October.

Mit Rellſtab.

a.

Als ich 1823 wieder durch Weimar kam, hatte ich ein ähnliches [Geſpräch] mit ihm [Goethe], das mir hauptſächlich Fragen über den Erfolg meiner Studien in Heidelberg, den alten Voß, der dort lebte, den ich aber nie geſehen, über Kreuzer's Richtungen u. ſ. w. vorlegte; auch der Verhältniſſe Stolberg's gedachte er, Voß gegenüber, und nannte deſſen ganze Stellung zu ihm eine falſche von jeher.

b.

Auch ſah ich Goethe wieder und hatte das ausführlichſte Geſpräch mit ihm, was ich überhaupt gehabt. Es mochte ihm zu bequemer Zeit fallen; denn er wollte

eben ein wenig ausfahren und erwartete im Zimmer den Wagen. Ich sehe ihn noch vor mir im grauen großen Mantel, das weiße, schneeig gekrönte Haupt, die ernste und doch wohlwollende Miene. Er fragte nach meinen Studien, was ich zunächst vorzunehmen gedenke, erkundigte sich nach den Koryphäen in Bonn, Heidelberg, behandelte alle Verhältnisse frisch, in kurzer Munterkeit, und schied endlich, indem er mir die besten Grüße an Zelter und die sonstigen Berliner Freunde auftrug.

878.

1823, 2. October.

Mit Eckermann.

Diesen Vormittag war ich . . bei Goethe. Er freute sich über meine Ankunft und war überaus gut und liebenswürdig. Als ich gehen wollte, sagte er, daß er mich doch zuvor mit dem Staatsrath Schultz bekannt machen wolle. Er führte mich in das angrenzende Zimmer, wo ich den gedachten Herrn mit Betrachtung von Kunstwerken beschäftigt fand, und wo er mich ihm vorstellte und uns dann zu weiterm Gespräch allein ließ.

879.

1823, 2. October.

Abend bei Goethe.

Von 5—11 Uhr [v. Müller] bei Goethe.

Beim Eintreten gleich beschwichtigte er meinen Groll

über Nichteinladung zum heutigen Mittag, wo Reinhard's Geburtstag bei ihm gefeiert wurde, auf die freundlichste Weise. Dadurch fiel bald das Gespräch auf seine Geselligkeit überhaupt und ich sprach sehr offen über die deßfallsigen Wünsche seiner Freunde und der Fürstlichkeiten.

Goethe nahm meine Aufrichtigkeit sehr gut auf und entwickelte seine Gegengründe, die hauptsächlich auf Frau v. H. (Heygendorff) hinausliefen und die ich nicht zu erkennen vermochte. Seine Äußerungen über Reinhard waren rührend, „ich lasse ihn so bald nicht fort, ich klammere mich an ihn an."

Schultz spielte, Ottilie sang, Soret kam, Goethe mineralogisirte mit ihm lange und sprach nachher sehr poetisch darüber. Es gebe wohl verschiedene Ansichten in den Wissenschaften; aber sie würden oft nur durch eine papierne Scheidewand veranlaßt, die leicht mit dem Ellbogen durchzustoßen sei. Bald ließ er mich wieder allein zu ihm in die Ecke des blauen Zimmers setzen und knüpfte das Gespräch über Organisation seiner Winter-Geselligkeit wieder an.

„Seht, wenn es mir wieder wohl unter Euch werden soll diesen Winter, so darf es mir nicht an munterer Gesellschaft, nicht an heiteren Anregungen fehlen, nachdem ich zu Marienbad deren in so reicher Fülle empfunden habe. Sollte es nicht möglich sein, daß eine ein für allemal gebetene Gesellschaft, sich täglich, bald in größerer, bald in kleinerer Zahl, in meinem Hause

zusammen fände? Jeder käme und bliebe nach Belieben, könnte nach Herzenslust Gäste mitbringen. Die Zimmer sollten von sieben Uhr an immer geöffnet, erleuchtet, Thee und Zubehör reichlich bereit sein. Man triebe Musik, spielte, läse vor, schwatzte, Alles nach Neigung und Gutfinden. Ich selbst erschiene und verschwände wieder, wie der Geist es mir eingäbe. Und bliebe ich auch mitunter ganz weg, so dürfte dies keine Störung machen. Es kommt nur darauf an, daß eine unserer angesehensten Frauen, gleichsam als Patronin dieses geselligen Vereins aufträte und Niemand würde sich besser dazu eignen, als Frau von Fritsch. So wäre denn ein ewiger Thee organisirt, wie die ewige Lampe in gewissen Capellen brennt. Helft mir, ich bitte Euch, diese vorläufigen Ideen und Pläne fördern und ausbilden."

Hierauf erfolgte vertraulichste Mittheilung seiner Verhältnisse zu Levezows. „Es ist eben ein Hang," der mir noch viel zu schaffen machen wird, aber ich werde darüber hinauskommen. Iffland könnte ein charmantes Stück daraus fertigen, ein alter Onkel, der seine junge Nichte allzuheftig liebt."

Nach einer Weile fing er an meine und Riemer's allzugroße Gelindigkeit in der Kritik des Schenk'schen Gedichts auf Canova zu tadeln. Es sei kein Funke ächten poetischen Geistes darinnen, nur Rhetorik, ja sogar falsche, verderbliche Motive. Unsre eignen Productionen seien ganz gut, in der Kritik aber bewiesen wir uns nicht als seine ächten Schüler. Man müsse

nur das Beſte preiſen. Man müſſe ſich ſtets die ſchwerſten Aufgaben machen und in Dichtungen nur auf reiche, gehaltvolle Motive eingehen.

Dann zeigte er mir eine Menge Landſchaftszeichnungen von 1810 aus ſeinem Jenaiſchen Aufenthalte vor, und klagte, daß er ſeitdem nicht mehr zu zeichnen vermocht und dadurch unendlich an Selbſtbefriedigung verloren habe. Je ſchwerer die Zunge ihm wurde, je geiſtreichere und humoriſtiſchere Ideen drängten ſich hervor. Wir gingen in's Eßzimmer, wo die andern ſehr luſtig waren. Er machte allerliebſte Scherze über ungeknüpft herunter hängende Mützenbänder; kam dann auf Byron, pries ſeinen „Cain" und vorzüglich die Todſchlag-Scene. „Byron allein laſſe ich neben mir gelten! Walter Scott iſt nichts neben ihm."

„Die Perſer [vielmehr Araber] hatten im fünften Jahrhundert nur ſieben Dichter, die ſie gelten ließen, und unter den verworfenen waren mehrere Canaillen, die beſſer als ich waren."

Als er merkte, daß Ulrike ſchläfrig war, ergrimmte er ſcherzhaft, daß ſeine perſiſche Literaturgeſchichte an ihr und dem übrigen jungen Volke verſchwendet ſei und jagte ſie mit komiſcher Heftigkeit alle fort.

Seit lange hatte ich Goethe nicht ſo überreich an Witz, Humor, Gemüthlichkeit und Phantaſie gefunden. Dazu gehörte auch die zarteſte Erzählung von ſeiner Schönheit in Marienbad und von der Bekanntſchaft mit der hübſchen Regensburgerin, die v. Helldorf anbetete.

880.

1823, 3. October.

Mit v. Müller, Karl Friedrich Graf Reinhard und Karl v. Reinhard.

Mit Reinhard jun. war ich bei Goethe von 5 Uhr an. Er schien anfangs einsilbiger, abgespannter, doch gelang es mir ihn belebter zu machen. Wilbrand von Gießen, der die schöne Höhenkarte herausgegeben, war bei ihm gewesen, Hennings aus Berlin war annoncirt. Der alte Reinhard kam von Belvedere. Goethe war anfangs auch gegen ihn still und unmittheilend, und schien mir sehr Dank zu wissen, als ich politische Gespräche herbeiführte, die Reinhard zu vertraulichsten Mittheilungen über seine Stellung zu Châteaubriand und dem französischen Gouvernement überhaupt veranlaßten. Er sprach mit liebenswürdiger Wärme und Geradheit, berührte seine drei Gefangenschaften und sein trübseliges Verhältniß zu Talleyrand im Jahre 1814 und 1815 als Kanzleichef. La Besnardière sei damals sehr eifersüchtig auf ihn gewesen. Er erzählte von der Malice Talleyrand's, als er ihm einen Journalartikel gegen Châteaubriand auftrug, der aber hoffentlich zu viel Seelengröße habe, um es nachzutragen.

„In Frankfurt," fuhr er fort, „bin ich eigentlich gleich Null, darum habe ich mir bisher die Freiheit des Wortes und des Urtheils erhalten. — In jetziger Zeit muß man feststehen auf seiner Basis und auf

geprüften Maximen, nicht transigiren, nicht combiniren, sonst zieht man sich bald jede Erniedrigung und Ohrfeigen zu, und geht nur um so sicherer und schimpflicher unter."

So sprach der vielgeprüfte, würdevolle Mann, im Bewußtsein innerer Selbständigkeit und ging eben so heiter auf einen Tadel von Byrons Erde und Himmel über.

881.

1823, 4. October.

Mit v. Müller.

Von 5 Uhr Nachmittags bei Goethe. Er war noch immer abgespannt und weniger mittheilend, selbst gegen Reinhard.

Schultz war krank. Goethe widersetzte sich keineswegs Reinhard's Abreise für nächsten Montag, aber als er weggegangen war, bat er mich, sie zu verhindern. Ich mußte ihm dann noch ganz spät „die Tante"*) referiren und erntete Beifall.

882.

1823, 5. October.

Mit v. Müller.

Um 9 Uhr Morgens kündigte ich ihm den glücklichen Erfolg meiner Negotiation an, was ihn sehr

*) Die Vossische Zeitung.

freute. Ich nahm Gelegenheit, den „ewigen Thee“ wieder anzuregen, und fand mit Schrecken, daß er fast alles vergessen, was er mir Donnerstags Abends darüber gesagt hatte. Um 12 Uhr zeigte er mir die herrlichen Bilder des Himalaya-Gebirges. Er begehrte „die Tante“ von mir, die ich sogleich verschaffte.

883.

1823, 11. October.

Mit v. Müller.

Von $7^1/_2$—9 Uhr Abends war ich ganz allein bei Goethe. Wir sprachen über Reinhard, Zach, die Herzogin Mutter von Gotha, Herzog Ernst, Frau v. Buchwald, Gotter, Prinz August und von v. Grimm. Letzterer habe ein ganz diplomatisches Ansehen gehabt, doch nicht die feierliche Repräsentation eines Gesandten, sondern die zusammengenommene Haltung eines Legationsrathes, die Schultern und den Kopf etwas vorwärts, was ihm recht gut gestanden. Er sprach über die schnelle, nur achttägige Bearbeitung des „Clavigo“, über „Stella“, deren früherer Schluß durchaus keiner gewesen, nicht consequent, nicht haltbar, eigentlich nur ein Niederfallen des Vorhangs. Goethe war zwar herzlich und mittheilend, jedoch innerlich gedrückt, sichtbar leidend. Seine ganze Haltung gab mir den Begriff eines unbefriedigten großartigen Strebens, einer gewissen inneren Desperation.

884.

1823, 12. October.

Mit v. Müller und Caroline Gräfin Egloffstein.

Von $5^1/_2$—$6^1/_2$ war ich mit Line v. Egloffstein bei Goethe. Er sprach über Byrons „Cain" und „Himmel und Erde". Letzteres Stück referirte er unvergleichlich mit vieler Laune und Humor. Es sei viel faßlicher, klarer als das erste, was gar zu tief gedacht, zu bitter sei, wiewohl erhaben, kühn, ergreifend. Nichts gotteslästerlicher übrigens als die alte Dogmatik selbst, die einen zornigen, wüthenden, ungerechten, parteiischen Gott vorspiegle.

„Thomas Moore hat mir nichts zu Dank gemacht; von Walter Scott habe ich zwei Romane gelesen und weiß nun, was er will und machen kann. Er würde mich immerfort amüsiren, aber ich kann nichts aus ihm lernen. Ich habe nur Zeit für das Vortrefflichste." „Die Rose von Jericho", die er sehr lobte, und nicht zu verborgen gelobt haben wollte, versprach er denn doch Linen zu borgen, wenn sie ihm eine freundliche Hand geben und sie nicht weiter verleihen wolle.

885.

1823, 14. October.

Thee bei Goethe.

Diesen Abend war ich [Eckermann] bei Goethe das erste Mal zu einem großen Thee. Ich war der erste

am Platz und freute mich über die hell erleuchteten Zimmer, die bei offenen Thüren eins ins andere führten. In einem der letzten fand ich Goethe, der mir sehr heiter entgegenkam. Er trug auf schwarzem Anzug seinen Stern, welches ihn so wohl kleidete. Wir waren noch eine Weile allein und gingen in das sogenannte Deckenzimmer, wo das über einem rothen Kanapee hängende Gemälde der Aldobrandinischen Hochzeit mich besonders anzog. Das Bild war, bei zur Seite geschobenen grünen Vorhängen, in voller Beleuchtung mir vor Augen, und ich freute mich, es in Ruhe zu betrachten.

„Ja," sagte Goethe, „die Alten hatten nicht allein große Intentionen, sondern es kam bei ihnen auch zur Erscheinung. Dagegen haben wir Neuern auch wohl große Intentionen, allein wir sind selten fähig, es so kräftig und lebensfrisch hervorzubringen, als wir es dachten." . . . . Die Zimmer füllten sich nach und nach, und es ward in allen sehr munter und lebendig. Auch einige hübsche junge Ausländer waren gegenwärtig, mit denen Goethe französisch sprach.

Goethe selbst erschien in der Gesellschaft sehr liebenswürdig. Er ging bald zu diesem, bald zu jenem und schien immer lieber zu hören und seine Gäste reden zu lassen, als selber viel zu reden. Frau von Goethe kam oft und hängte und schmiegte sich an ihn und küßte ihn. Ich hatte ihm vor kurzem gesagt, daß mir das Theater so große Freude mache und daß es mich sehr

aufheitere, indem ich mich bloß dem Eindruck der Stücke hingebe, ohne darüber viel zu denken. Dies schien ihm recht und für meinen gegenwärtigen Zustand passend zu sein.

Er trat mit Frau von Goethe zu mir heran. „Das ist meine Schwiegertochter," sagte er; „kennt Ihr beiden euch schon?" Wir sagten ihm, daß wir soeben unsere Bekanntschaft gemacht. „Das ist auch so ein Theaterkind wie du, Ottilie," sagte er dann, und wir freuten uns miteinander über unsere beiderseitige Neigung. „Meine Tochter," fügte er hinzu, „versäumt keinen Abend." — „„So lange gute heitere Stücke gegeben werden,"" erwiederte ich, „„lasse ich es gelten, allein bei schlechten Stücken muß man auch etwas aushalten."" — „Das ist eben recht," erwiederte Goethe, „daß man nicht fort kann und gezwungen ist, auch das Schlechte zu hören und zu sehen. Da wird man recht von Haß gegen das Schlechte durchdrungen und kommt dadurch zu einer desto bessern Einsicht des Guten. Beim Lesen ist das nicht so; da wirft man das Buch aus den Händen, wenn es einem nicht gefällt, aber im Theater muß man aushalten."

886.

1823, 19. October.

Mittag bei Goethe.

Diesen Mittag war ich [Eckermann] das erste Mal bei Goethe zu Tische. Es waren außer ihm nur Frau

v. Goethe, Fräulein Ulrike [v. Pogwisch] und der kleine Walther gegenwärtig und wir waren also bequem unter uns. Goethe zeigte sich ganz als Familienvater: er legte alle Gerichte vor, tranchirte gebratenes Geflügel und zwar mit besonderm Geschick, und verfehlte auch nicht mitunter einzuschenken. Wir andern schwatzten munteres Zeug über Theater, junge Engländer und andere Vorkommnisse des Tages; besonders war Fräulein Ulrike sehr heiter und im hohen Grade unterhaltend. Goethe war imganzen still, indem er nur von Zeit zu Zeit als Zwischenbemerkung mit etwas Bedeutendem hervorkam. Dabei blickte er hin und wieder in die Zeitungen und theilte uns einige Stellen mit, besonders über die Fortschritte der Griechen.

Es kam dann zur Sprache, daß ich noch englisch lernen müsse, wozu Goethe dringend rieth, besonders des Lord Byron wegen, dessen Persönlichkeit von solcher Eminenz, wie sie nicht dagewesen und wohl schwerlich wiederkommen werde. Man ging die hiesigen Lehrer durch, fand aber keinen von einer durchaus guten Aussprache, weshalb man es für besser hielt, sich an junge Engländer zu halten.

Nach Tische zeigte Goethe mir einige Experimente in Bezug auf die Farbenlehre. Der Gegenstand war mir jedoch durchaus fremd, ich verstand so wenig das Phänomen als das, was er darüber sagte.

887.

1823, 19. October.

Mit v. Müller und Riemer.

Zwiſchen dem Hof war ich bei Goethe. Anfangs war er einſilbig, dann, als Riemer gekommen, ſehr lebhaft. Es wurde von Raupach's Pedantismus in der Kritik und den drei erſten Acten ſeines „verfehlten Ziels" geſprochen.

Das Geſpräch über die von Hermann zuſammengeſtellten Fragmente der Euripideiſchen Niobe gab Anlaß, daß Goethe deſſen „Bacchen" für ſein liebſtes Stück erklärte. „Euripides hat ſeine Naturphiloſophie von Anaxagoras," ſagte er. Auch gab er eine geniale Charakteriſtik der Kirchengeſchichte, die ein Product des Irrthums und der Gewalt ſei.

Die Lehre von der Gottheit Chriſti, decretirt durch das Concilium von Nicäa, ſei dem Deſpotismus ſehr förderlich, ja Bedürfniß geweſen.

Reinhard's Geſchenk des Tibull leitete auf ein ſehr ernſthaftes Geſpräch über das „Ecce jacet Tibullus" und über den Glauben an perſönliche Fortdauer. Goethe ſprach ſich beſtimmt aus. Es ſei einem denkenden Weſen durchaus unmöglich, ſich ein Nichtſein, ein Aufhören des Denkens und Lebens zu denken; in ſo fern trage jeder den Beweis der Unſterblichkeit in ſich ſelbſt und ganz unwillkürlich. Aber ſobald man objectiv aus ſich heraustreten wolle, ſobald man dog-

matiſch eine perſönliche Fortdauer nachweiſen, begreifen wolle, jene innere Wahrnehmung philiſterhaft ausſtaffire, ſo verliere man ſich in Widerſprüche. Der Menſch ſei aber demohngeachtet ſtets getrieben, das Unmögliche vereinigen zu wollen. Faſt alle Geſetze ſeien Syntheſen des Unmöglichen; z. B. das Inſtitut der Ehe. Und doch ſei es gut, daß dem ſo ſei, es werde dadurch das Möglichſte erſtrebt, daß man das Unmögliche poſtulire.

888.

1823, 21. October.

Mit Eckermann.

Ich war dieſen Abend bei Goethe. Wir ſprachen über die „Pandora". Ich fragte ihn, ob man dieſe Dichtung wohl als ein Ganzes anſehen könne, oder ob noch etwas weiteres davon exiſtire. Er ſagte, es ſei weiter nichts vorhanden, er habe es nicht weiter gemacht, und zwar deswegen nicht, weil der Zuſchnitt des erſten Theils ſo groß geworden, daß er ſpäter einen zweiten nicht habe durchführen können. Auch wäre das Geſchriebene recht gut als ein Ganzes zu betrachten, weshalb er ſich auch dabei beruhigt habe.

Ich ſagte ihm, daß ich bei dieſer ſchweren Dichtung erſt nach und nach zum Verſtändniß durchgedrungen, nachdem ich ſie ſo oft geleſen, daß ich ſie nun faſt auswendig wiſſe. Darüber lächelte Goethe. „Das

glaube ich wohl;" sagte er, „es ist alles als wie ineinander gekeilt."

Ich sagte ihm, daß ich wegen dieses Gedichts nicht ganz mit Schubarth zufrieden, der darin alles das vereinigt finden wolle, was im „Werther", „Wilhelm Meister", „Faust" und „Wahlverwandtschaften" einzeln ausgesprochen sei, wodurch doch die Sache sehr unfaßlich und schwer werde.

„Schubarth," sagte Goethe, „geht oft ein wenig tief; doch ist er sehr tüchtig, es ist bei ihm alles prägnant."

Wir sprachen über Uhland. „Wo ich große Wirkungen sehe," sagte Goethe, „pflege ich auch große Ursachen vorauszusetzen, und bei der so sehr verbreiteten Popularität, die Uhland genießt, muß also wohl etwas Vorzügliches an ihm sei. Übrigens habe ich über seine ‚Gedichte' kaum ein Urtheil. Ich nahm den Band mit der besten Absicht zu Händen, allein ich stieß von vornherein gleich auf so viele schwache und trübselige Gedichte, daß mir das Weiterlesen verleidet wurde. Ich griff dann nach seinen Balladen, wo ich denn freilich ein vorzügliches Talent gewahr wurde und recht gut sah, daß sein Ruhm einigen Grund hat."

Ich fragte darauf Goethe um seine Meinung hinsichtlich der Verse zur deutschen Tragödie. „Man wird sich in Deutschland," antwortete er, „schwerlich darüber vereinigen. Jeder macht's wie er eben will und wie es dem Gegenstande einigermaßen gemäß ist. Der

sechsfüßige Jambus wäre freilich am würdigsten, allein er ist für uns Deutsche zu lang; wir sind wegen der mangelnden Beiwörter gewöhnlich schon mit fünf Füßen fertig. Die Engländer reichen wegen ihrer vielen einsilbigen Wörter mit noch weniger."

Goethe zeigte mir darauf einige Kupferwerke und sprach dann über die altdeutsche Baukunst, und daß er mir manches der Art nach und nach vorlegen wolle.

„Man sieht in den Werken der altdeutschen Baukunst," sagte er, „die Blüthe eines außerordentlichen Zustandes. Wem eine solche Blüthe unmittelbar entgegentritt, der kann nichts als anstaunen; wer aber in das geheime innere Leben der Pflanze hineinsieht, in das Regen der Kräfte und wie sich die Blüthe nach und nach entwickelt, der sieht die Sache mit ganz andern Augen; der weiß, was er sieht. — Ich will dafür sorgen, daß Sie im Laufe dieses Winters in diesem wichtigen Gegenstande einige Einsicht erlangen, damit, wenn Sie nächsten Sommer an den Rhein gehen, es Ihnen beim Straßburger Münster und Kölner Dom zu gute komme."

889.

1823, 25. October.

Mit Eckermann.

In der Dämmerung war ich ein halbes Stündchen bei Goethe. Er saß auf einem hölzernen Lehnstuhl

vor seinem Arbeitstische; ich fand ihn in einer wunderbar sanften Stimmung, wie einer, der von himmlischem Frieden ganz erfüllt ist, oder wie einer, der an ein süßes Glück denkt, das er genossen hat und das ihm wieder in aller Fülle vor der Seele schwebt. Stadelmann mußte mir einen Stuhl in seine Nähe setzen.

Wir sprachen sodann vom Theater, welches zu meinen Hauptinteressen dieses Winters gehört. Raupach's „Erdennacht" war das letzte gewesen, was ich gesehen. Ich gab mein Urtheil darüber: daß das Stück nicht zur Erscheinung gekommen wie es im Geiste des Dichters gelegen, daß mehr die Idee vorherrsche, als das Leben, daß es mehr lyrisch als dramatisch sei, daß dasjenige, was durch fünf Akte hindurchgesponnen und hindurchgezogen wird, weit besser in zweien oder dreien wäre zu geben gewesen. Goethe fügte hinzu, daß die Idee des Ganzen sich um Aristokratie und Demokratie drehe, und daß dieses kein allgemein menschliches Interesse habe.

Ich lobte dagegen, was ich von Kotzebue gesehen, nämlich seine „Verwandtschaften" und die „Versöhnung". Ich lobte daran den frischen Blick ins wirkliche Leben, den glücklichen Griff für die interessanten Seiten desselben, und die mitunter sehr kernige wahre Darstellung. Goethe stimmte mir bei. „Was zwanzig Jahre sich erhält," sagte er, „und die Neigung des Volks hat, das muß schon etwas sein. Wenn er in seinem Kreise blieb und nicht über sein Vermögen

hinausging, so machte Kotzebue in der Regel etwas Gutes. Es ging ihm wie Chodowiecky: die bürgerlichen Scenen gelangen auch diesem vollkommen, wollte er aber römische oder griechische Helden zeichnen, so ward es nichts."

Goethe nannte mir noch einige gute Stücke von Kotzebue, besonders „Die beiden Klingsberge". „Es ist nicht zu leugnen," fügte er hinzu, „er hat sich im Leben umgethan und die Augen offen gehabt."

„Geist und irgend Poesie," fuhr Goethe fort, „kann man den neuern tragischen Dichtern nicht absprechen; allein den meisten fehlt das Vermögen der leichten lebendigen Darstellung; sie streben nach etwas, das über ihre Kräfte hinausgeht, und ich möchte sie in dieser Hinsicht forcirte Talente nennen."

„„Ich zweifle,"" sagte ich, „„daß solche Dichter ein Stück in Prosa schreiben können, und bin der Meinung, daß dies der wahre Probierstein ihres Talents sein würde."" Goethe stimmte mir bei und fügte hinzu, daß die Verse den poetischen Sinn steigerten oder wohl gar hervorlockten.

Wir sprachen darauf dies und jenes über vorhabende Arbeiten. Es war die Rede von seiner „Reise über Frankfurt und Stuttgart nach der Schweiz", die er in drei Heften liegen hat und die er mir zusenden will, damit ich die Einzelheiten lese und Vorschläge thue, wie daraus ein Ganzes zu machen. „Sie werden sehen," sagte er, „es ist alles nur so hingeschrieben

wie es der Augenblick gab; an einen Plan und eine künſtleriſche Rundung iſt dabei gar nicht gedacht, es iſt als wenn man einen Eimer Waſſer ausgießt."

890.

1823, 27. October.

Mit Eckermann.

Heute früh wurde ich bei Goethe auf dieſen Abend zum Thee und Concert eingeladen. Der Bediente zeigte mir die Liſte der zu invitirenden Perſonen, woraus ich ſah, daß die Geſellſchaft ſehr zahlreich und glänzend ſein würde. Er ſagte, es ſei eine junge Polin angekommen, die etwas auf dem Flügel ſpielen werde... Nachher wurde der Theaterzettel gebracht: „Die Schachmaſchine" [von H. Beck] ſollte gegeben werden. Das Stück war mir unbekannt, meine Wirthin aber ergoß ſich darüber in ein ſolches Lob, daß ein großes Verlangen ſich meiner bemächtigte, es zu ſehen. Überdies befand ich mich den Tag über nicht zum beſten, und es ward mir immer mehr, als paſſe ich beſſer in eine luſtige Komödie als in eine ſo gute Geſellſchaft.

Gegen Abend, eine Stunde vor dem Theater, ging ich zu Goethe. Es war im Hauſe ſchon alles lebendig; ich hörte im Vorbeigehen in dem größern Zimmer den Flügel ſtimmen, als Vorbereitung zu der muſikaliſchen Unterhaltung.

Ich traf Goethe in ſeinem Zimmer allein; er war

bereits festlich angezogen, ich schien ihm gelegen. „Nun bleiben Sie gleich hier," sagte er, „wir wollen uns so lange unterhalten, bis die übrigen auch kommen." Ich dachte, da kommst du doch nicht los, da wirst du doch bleiben müssen; es ist dir zwar jetzt mit Goethen allein sehr angenehm, doch wenn erst die vielen fremden Herren und Damen erscheinen, da wirst du dich nicht in deinem Elemente fühlen.

Ich ging mit Goethe im Zimmer auf und ab. Es dauerte nicht lange, so war das Theater der Gegenstand unsers Gesprächs, und ich hatte Gelegenheit zu wiederholen, daß es mir die Quelle eines immer neuen Vergnügens sei, zumal da ich in früherer Zeit so gut wie gar nichts gesehen und jetzt fast alle Stücke auf mich eine ganz frische Wirkung ausübten. „„Ja,"" fügte ich hinzu, „„es ist mit mir so arg, daß es mich heute sogar in Unruhe und Zwiespalt gebracht hat, obgleich mir bei Ihnen eine so bedeutende Abendunterhaltung bevorsteht.""

„Wissen Sie was," sagte Goethe darauf, indem er stillstand und mich groß und freundlich ansah, „gehen Sie hin! Geniren Sie sich nicht! Ist Ihnen das heitere Stück diesen Abend vielleicht bequemer, Ihren Zuständen angemessener, so gehen Sie hin. Bei mir haben Sie Musik, das werden Sie noch öfter haben." — „„Ja,"" sagte ich, „„so will ich hingehen: es wird mir überdies vielleicht besser sein, daß ich lache."" — „Nun," sagte Goethe, „so bleiben Sie bis gegen

ſechs Uhr bei mir, da können wir noch ein Wörtchen reden."

Stadelmann brachte zwei Wachslichter, die er auf Goethes Arbeitstiſch ſtellte. Goethe erſuchte mich, vor den Lichtern Platz zu nehmen, er wolle mir etwas zu leſen geben. Und was legte er mir vor? Sein neueſtes, liebſtes Gedicht, ſeine „Elegie von Marienbad".

— — — — — — — — — — —

Als ich ausgeleſen, trat Goethe wieder zu mir heran. „Gelt," ſagte er, „da habe ich Euch etwas Gutes gezeigt? In einigen Tagen ſollen Sie mir darüber weisſagen." Es war mir ſehr lieb, daß Goethe durch dieſe Worte ein augenblickliches Urtheil meinerſeits ablehnte, denn ohnehin war der Eindruck zu neu und zu ſchnell vorübergehend, als daß ich etwas Gehöriges darüber hätte ſagen können.

Goethe verſprach, bei ruhiger Stunde es mir abermals vorzulegen. Es war indeß die Zeit des Theaters herangekommen, und ich ſchied unter herzlichem Händedrücken.

891.

1823, 28. October.

Concert bei Goethe.

Heute war Concert bei Goethe. Ein Quartett von der Compoſition des Prinzen Louis Ferdinand und geſpielt von Mad. Szymanowska gab Goethen zu den

intereſſanteſten Bemerkungen Anlaß. Er faßte, wie wohl ganz ſchüchtern, den Gedanken, daß die Künſtlerin ein öffentliches Concert geben ſollte, und forderte Schmidt, Coudray und mich [v. Müller] auf, es auf alle Weiſe zu befördern.

892.

1823, 29. October.

Mit Eckermann.

Dieſen Abend zur Zeit des Lichtanzündens ging ich zu Goethe. Ich fand ihn ſehr friſchen aufgeweckten Geiſtes, ſeine Augen funkelten im Wiederſchein des Lichts, ſein ganzer Ausdruck war Heiterkeit, Kraft und Jugend. Er fing ſogleich von den Gedichten, die ich ihm geſtern zugeſchickt, zu reden an, indem er mit mir in ſeinem Zimmer auf- und abging.

„Ich begreife jetzt," begann er, „wie Sie in Jena gegen mich äußern konnten, Sie wollten ein Gedicht über die Jahreszeiten machen. Ich rathe jetzt dazu; fangen Sie gleich mit dem Winter an. Sie ſcheinen für natürliche Gegenſtände beſondern Sinn und Blick zu haben.

„Nur zwei Worte will ich Ihnen über die Gedichte ſagen. Sie ſtehen jetzt auf dem Punkt, wo Sie nothwendig zum eigentlich Hohen und Schweren der Kunſt durchbrechen müſſen, zur Auffaſſung des Individuellen; Sie müſſen mit Gewalt, damit Sie aus der Idee herauskommen; Sie haben das Talent und ſind ſo

weit vorgeschritten, jetzt müssen Sie. Sie sind dieser Tage in Tiefurt gewesen, das möchte ich Ihnen zunächst zu einer solchen Aufgabe machen. Sie können vielleicht noch drei- bis viermal hingehen und Tiefurt betrachten, ehe Sie ihm die charakteristische Seite abgewinnen und alle Motive beisammen haben; doch scheuen Sie die Mühe nicht, studiren Sie alles wohl und stellen Sie es dar; der Gegenstand verdient es. Ich selbst hätte es längst gemacht; allein ich kann es nicht, ich habe jene bedeutenden Zustände selbst mit durchlebt, ich bin zu sehr darin befangen, sodaß die Einzelheiten sich mir in zu großer Fülle aufdrängen. Sie aber kommen als Fremder und lassen sich vom Kastellan das Vergangene erzählen und sehen nur das Gegenwärtige, Hervorstechende, Bedeutende."

Ich versprach, mich daran zu versuchen, obgleich ich nicht leugnen könne, daß es eine Aufgabe sei, die mir sehr fern stehe und die ich für sehr schwierig halte.

„Ich weiß wohl," sagte Goethe, „daß es schwer ist, aber die Auffassung und Darstellung des Besondern ist auch das eigentliche Leben der Kunst.

„Und dann, so lange man sich im allgemeinen hält, kann es uns jeder nachmachen; aber das Besondere macht uns niemand nach. Warum? Weil es die andern nicht erlebt haben. Auch braucht man nicht zu fürchten, daß das Besondere keinen Anklang finde. Jeder Charakter, so eigenthümlich er sein möge, und jedes Darzustellende, vom Stein herauf bis zum

Menſchen, hat Allgemeinheit; denn alles wiederholt ſich, und es giebt kein Ding in der Welt, das nur einmal da wäre.

„Auf dieſer Stufe der individuellen Darſtellung," fuhr Goethe fort, „beginnt dann zugleich dasjenige, was man Kompoſition nennt."

Dieſes war mir nicht ſogleich klar, doch enthielt ich mich, danach zu fragen. Vielleicht, dachte ich, meint er damit die künſtleriſche Verſchmelzung des Idealen mit dem Realen, die Vereinigung von dem, was außer uns befindlich, mit dem, was innerlich uns angeboren. Doch vielleicht meinte er auch etwas Anderes. Goethe fuhr fort:

„Und dann ſetzen Sie unter jedes Gedicht immer das Datum, wann Sie es gemacht haben." Ich ſah ihn fragend an, warum das ſo wichtig. „Es gilt dann," fügte er hinzu, „zugleich als Tagebuch Ihrer Zuſtände. Und das iſt nichts Geringes. Ich habe es ſeit Jahren gethan, und ſehe ein was das heißen will."

Es war indes die Zeit des Theaters herangekommen, und ich verließ Goethe. „Sie gehen nun nach Finnland!" rief er mir ſcherzend nach. Es ward nämlich gegeben: „Johann von Finnland" von der Frau von Weißenthurn.

893.

1823, 3. November.

Mit Eckermann.

Ich ging gegen 5 zu Goethe. Als ich hinaufkam, hörte ich in dem größern Zimmer sehr laut und munter reden und scherzen. Der Bediente sagte mir, die junge polnische Dame sei dort zu Tische gewesen und die Gesellschaft noch beisammen. Ich wollte wieder gehen, allein er sagte, er habe den Befehl, mich zu melden; auch wäre es seinem Herrn vielleicht lieb, weil es schon spät sei. Ich ließ ihn daher gewähren und wartete ein Weilchen, wo denn Goethe sehr heiter herauskam und mit mir gegenüber in sein Zimmer ging. Mein Besuch schien ihm angenehm zu sein. Er ließ sogleich eine Flasche Wein bringen, wovon er mir einschenkte und auch sich selber gelegentlich.

„Ehe ich es vergesse," sagte er dann, indem er auf dem Tische etwas suchte, „hier haben Sie ein Billet ins Concert. Madame Szymanowska wird morgen Abend im Saale des Stadthauses ein öffentliches Concert geben; das dürfen Sie ja nicht versäumen." Ich sagte ihm, daß ich meine Thorheit von neulich nicht zum zweitenmal begehen würde. Sie soll sehr gut gespielt haben, fügte ich hinzu. „Ganz vortrefflich!" sagte Goethe. „„Wohl so gut wie Hummel?"" fragte ich. „Sie müssen bedenken," sagte Goethe, „daß sie nicht allein eine große Virtuosin, sondern zugleich

ein schönes Weib ist; da kommt es uns denn vor als ob alles anmuthiger wäre; sie hat eine meisterhafte Fertigkeit, man muß erstaunen!" — „„Aber auch in der Kraft groß?"" fragte ich. „Ja, auch in der Kraft," sagte Goethe, „und das ist eben das Merkwürdigste an ihr, weil man das sonst bei Frauenzimmern gewöhnlich nicht findet." Ich sagte, daß ich mich sehr freue, sie nun doch noch zu hören.

Secretär Kräuter trat herein und referirte in Bibliotheksangelegenheiten. Als er gegangen war, lobte Goethe seine große Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit in Geschäften.

Ich brachte sodann das Gespräch auf die im Jahre 1797 über Frankfurt und Stuttgart gemachte Reise in die Schweiz, wovon er mir die Manuscripte in drei Heften dieser Tage mitgetheilt und die ich bereits fleißig studirt hatte. Ich erwähnte, wie er damals mit Meyer so viel über die Gegenstände der bildenden Kunst nachgedacht.

„Ja," sagte Goethe, „was ist auch wichtiger als die Gegenstände, und was ist die ganze Kunstlehre ohne sie! Alles Talent ist verschwendet, wenn der Gegenstand nichts taugt. Und eben weil dem neuern Künstler die würdigen Gegenstände fehlen, so hapert es auch so mit aller Kunst der neuern Zeit. Darunter leiden wir alle; ich habe auch meine Modernität nicht verleugnen können.

Die wenigsten Künstler," fuhr er fort, „sind über

dieſen Punkt im Klaren und wiſſen, was zu ihrem Frieden dient. Da malen ſie z. B. meinen ‚Fiſcher‘ und bedenken nicht, daß ſich das gar nicht malen laſſe. Es iſt ja in dieſer Ballade bloß das Gefühl des Waſſers ausgedrückt, das Anmuthige, was uns im Sommer lockt, uns zu baden; weiter liegt nichts darin, und wie läßt ſich das malen!“

Ich erwähnte ferner, daß ich mich freue, wie er auf jener Reiſe an allem Intereſſe genommen und alles aufgefaßt habe: Geſtalt und Lage der Gebirge und ihre Steinarten; Boden, Flüſſe, Wolken, Luft, Wind und Wetter; dann Städte und ihre Entſtehung und ſucceſſive Bildung; Baukunſt, Malerei, Theater; ſtädtiſche Einrichtung und Verwaltung; Gewerbe, Ökonomie, Straßenbau; Menſchenraſſe, Lebensart, Eigenheiten; dann wieder Politik und Kriegsangelegenheiten, und ſo noch hundert andere Dinge.

Goethe antwortete: „Aber Sie finden kein Wort über Muſik, und zwar deswegen nicht, weil das nicht in meinem Kreiſe lag. Jeder muß wiſſen, worauf er bei einer Reiſe zu ſehen hat und was ſeine Sache iſt.“

Der Herr Kanzler trat herein. Er ſprach einiges mit Goethe und äußerte ſich dann gegen mich ſehr wohlwollend und mit vieler Einſicht über meine kleine Schrift, die er in dieſen Tagen geleſen. Er ging dann bald wieder zu den Damen hinüber, wo, wie ich hörte, der Flügel geſpielt wurde.

Als er gegangen war, ſprach Goethe ſehr gut über

ihn und sagte dann: „Alle diese vortrefflichen Menschen, zu denen Sie nun ein angenehmes Verhältniß haben, das ist es, was ich eine Heimat nenne, zu der man immer gern wieder zurückkehrt.“

Ich erwiderte ihm, daß ich bereits den wohlthätigen Einfluß meines hiesigen Aufenthalts zu spüren beginne, daß ich aus meinen bisherigen ideellen und theoretischen Richtungen nach und nach herauskomme und immer mehr den Werth des augenblicklichen Zustandes zu schätzen wisse.

„Das müßte schlimm sein,“ sagte Goethe, „wenn Sie das nicht sollten. Beharren Sie nur dabei und halten Sie immer an der Gegenwart fest. Jeder Zustand, ja jeder Augenblick ist von unendlichem Werth, denn er ist der Repräsentant einer ganzen Ewigkeit.“

Es trat eine kleine Pause ein; dann brachte ich das Gespräch auf Tiefurt, und in welcher Art es etwa darzustellen. „„Es ist ein mannigfaltiger Gegenstand,““ sagte ich, „„und schwer, ihm eine durchgreifende Form zu geben. Am bequemsten wäre es mir, ihn in Prosa zu behandeln.““

„Dazu,“ sagte Goethe, „ist der Gegenstand nicht bedeutend genug. Die sogenannte didaktisch-beschreibende Form würde zwar im ganzen die zu wählende sein; allein auch sie ist nicht durchgreifend passend. Am besten ist es, Sie stellen den Gegenstand in zehn bis zwölf kleinen einzelnen Gedichten dar, in Reimen, aber in mannigfaltigen Versarten und Formen, so wie es

die verschiedenen Seiten und Ansichten verlangen, wodurch denn das Ganze wird umschrieben und beleuchtet sein." Diesen Rath ergriff ich als zweckmäßig. „Ja, was hindert Sie, dabei auch einmal dramatisch zu verfahren und ein Gespräch etwa mit dem Gärtner führen zu lassen? Und durch diese Zerstückelung macht man es sich leicht und kann besser das Charakteristische der verschiedenen Seiten des Gegenstandes ausdrücken. Ein umfassendes größeres Ganzes dagegen ist immer schwierig, und man bringt selten etwas Vollendetes zustande."

894.

1823, Anfang November.

Mit v. Müller.

„Wenn Julie [Gräfin Egloffstein] nur eine Tagereise entfernt wäre," sagte Goethe, „so müßte man sie mit Courierpferden holen; denn so etwas hört sie so leicht nicht wieder" [wie das Clavierspiel der Szymanowska].

895.

1823, 4. November.

Abend bei Goethe.

Heute endlich, nach vielen Bemühungen und sich durchkreuzenden Hindernissen kam das öffentliche Concert der Mad. Szymanowska zu Stande. Noch wenig

Stunden vorher wäre das Unternehmen fast aus Mangel eines guten Instrumentes gescheitert, hätte nicht die Frau Großfürstin selbst das Ihrige großmüthig dargeliehen. Nach dem Concert soupirten wir [v. Müller u. a.] mit Egloffsteins bei Goethe, der von der liebenswürdigsten Gemüthlichkeit war. Als unter mancherlei ausgebrachten Toasten auch einer der Erinnerung geweiht wurde, brach er mit Heftigkeit in die Worte aus:

„Ich statuire keine Erinnerung in Eurem Sinne, das ist nur eine unbeholfene Art sich auszudrücken. Was uns irgend Großes, Schönes, Bedeutendes begegnet, muß nicht erst von Außen her wieder erinnert, gleichsam er—jagt werden, es muß sich vielmehr gleich vom Anfang her in unser Inneres verweben, mit ihm eins werden, ein neueres besseres Ich in uns erzeugen und so ewig bildend in uns fortleben und schaffen. Es giebt kein Vergangenes, das man zurücksehnen dürfte, es giebt nur ein ewig Neues, das sich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen gestaltet und die ächte Sehnsucht muß stets productiv sein, ein neues Besseres erschaffen." „Und," setzte er mit großer Rührung hinzu, — „haben wir dies nicht alle in diesen Tagen an uns selbst erfahren? Fühlen wir uns nicht alle insgesammt durch diese liebenswürdige, edle Erscheinung, die uns jetzt wieder verlassen will, im Innersten erfrischt, verbessert, erweitert? Nein, sie kann uns nicht entschwinden, sie ist in unser innerstes Selbst übergegangen, sie lebt in uns

mit uns fort und fange ſie es auch an, wie ſie wolle, mir zu entfliehen, ich halte ſie immerdar feſt in mir.“

896.

1823, 5. November.

Beim Abſchied von Marie Szymanowska geb. Wołowska.

Als ich [v. Müller] Nachmittags zu Goethe kam, traf ich ihn noch mit Mad. Szymanowska zu Tiſche ſitzend; ſie hatte eben an die ganze Familie bis zu dem kleinen Wolf herab, ihrem Liebling, die zierlichſten kleinen Abſchiedsgeſchenke, zum Theil eigner Hände Arbeit, ausgetheilt, und der alte Herr war in der wunderbarſten Stimmung. Er wollte heiter und humoriſtiſch ſein, und überall blickte der tiefſte Schmerz des Abſchieds durch.

Unentſchieden ging er nach Tiſche hin und her, verſchwand, kam und ging wieder. Dann zeichnete er ſich in das Stammbuch der Caſimira [Wołowska] ein.

„Rappelezmoi au souvenir de tout le monde, moi aussi je demanderai à tout le monde des nouvelles de vous.“

Um 5 Uhr war ſie zur Abſchiedsaudienz bei der Frau Großfürſtin beſtellt, wo ſie, der Hoftrauer entſprechend, ganz ſchwarz gekleidet erſchien, was für Goethe den Eindruck noch erhöhte. Der Wagen fuhr

vor und ohne daß er es bemerkte, war sie verschwunden. Es schien zweifelhaft, ob sie noch einmal wieder käme.

Da trat das Menschliche in Goethen recht unverhüllt hervor; er bat mich aufs Dringendste zu bewirken, daß sie nochmals wieder erscheinen, nicht ohne Abschied scheiden möchte. Einige Stunden später führten der Sohn und ich sie und ihre Schwester zu ihm.

„„Ich scheide reich und getröstet von Ihnen,““ — sagte sie zu ihm, — „„Sie haben mir den Glauben an mich selbst bestätigt, ich fühle mich besser und würdiger, da Sie mich achten. Nichts von Abschied, nichts von Dank; lassen Sie uns vom Wiedersehen träumen. O, daß ich doch schon viel älter wäre und hätte einen Enkel bald zu hoffen, er müßte Wolf heißen, und das erste Wort, das ich ihn stammeln lehrte, wäre Ihr theurer Name.““ „Comment,“ erwiederte Goethe, „vos compatriotes ont eu tant de peine à chasser les loups de chez eux, et vous voulez les y reconduire?“ Aber alle Anstrengung des Humors half nicht aus, die hervorbrechenden Thränen zurückzuhalten, sprachlos schloß er sie und ihre Schwester in seine Arme und sein Blick begleitete sie noch lange, als sie durch die lange offene Reihe der Gemächer entschwand.

„Dieser holden Frau habe ich viel zu danken,“ sagte er mir später, „ihre Bekanntschaft und ihr wundervolles Talent haben mich zuerst mir selbst wiedergegeben.“

897.

1823, 10. November.

Mit Eckermann.

Goethe befindet sich seit einigen Tagen nicht zum besten; eine heftige Erkältung scheint in ihm zu stecken. Er hustet viel, obgleich laut und kräftig; doch scheint der Husten schmerzlich zu sein, denn er faßt dabei gewöhnlich mit der Hand nach der Seite des Herzens.

Ich war diesen Abend vor dem Theater ein halbes Stündchen bei ihm. Er saß in einem Lehnstuhl, mit dem Rücken in ein Kissen gesenkt; das Reden schien ihm schwer zu werden.

Nachdem wir einiges gesprochen, wünschte er, daß ich ein Gedicht lesen möchte, womit er ein neues jetzt im Werke begriffenes Heft von „Kunst und Alterthum" eröffnet [„Des Paria Gebet" — „Legende" — „Des Paria Dank"]. Er blieb in seinem Stuhle sitzen und bezeichnete mir den Ort, wo es lag. Ich nahm ein Licht und setzte mich ein wenig entfernt von ihm an seinen Schreibtisch, um es zu lesen. . . . . .

Ich sprach darauf mit Goethe sowohl über den Gegenstand als die Behandlung, wo mir denn durch einige seiner Andeutungen manches lebendiger entgegentrat.

„Freilich," sagte er darauf, „die Behandlung ist sehr knapp, und man muß gut eindringen, wenn man es recht besitzen will. Es kommt mir selber vor wie

eine aus Stahldrähten geschmiedete Damascenerklinge. Ich habe aber auch den Gegenstand vierzig Jahre mit mir herumgetragen, sodaß er denn freilich Zeit hatte, sich von allem Ungehörigen zu läutern."

„„Es wird Wirkung thun,"" sagte ich, „„wenn es beim Publicum hervortritt.""

„Ach, das Publicum!" seufzte Goethe.

„„Sollte es nicht gut sein,"" sagte ich, „„wenn man dem Verständniß zu Hilfe käme und es machte wie bei der Erklärung eines Gemäldes, wo man durch Vorführung der vorhergegangenen Momente das wirklich Gegenwärtige zu beleben sucht?""

„Ich bin nicht der Meinung," sagte Goethe. „Mit Gemälden ist es ein anderes; weil aber ein Gedicht gleichfalls aus Worten besteht, so hebt ein Wort das andere auf."

Goethe scheint mir hierdurch sehr treffend die Klippe angedeutet zu haben, woran Ausleger von Gedichten gewöhnlich scheitern. Es fragt sich aber, ob es nicht möglich sei, eine solche Klippe zu vermeiden und einem Gedichte dennoch durch Worte zu Hilfe zu kommen, ohne das Zarte seines innern Lebens im mindesten zu verletzen.

Als ich ging, wünschte er, daß ich die Bogen von „Kunst und Alterthum" mit nach Hause nehme, um das Gedicht ferner zu betrachten; desgleichen die „Östlichen Rosen" von Rückert, von welchem Dichter er viel zu halten und die besten Erwartungen zu hegen scheint.

898.

1823, 11. November.

Abend bei Goethe.

Kleine Abendgesellschaft bei Goethe, der seit längerer Zeit wieder leidend ist. Seine Füße hatte er in eine wollene Decke gewickelt, die ihn seit dem Feldzuge in der Champagne überallhin begleitet. Bei Gelegenheit dieser Decke erzählte er uns [Soret u. a.] eine Anekdote aus dem Jahre 1806, wo die Franzosen Jena okkupirt hatten und der Kaplan eines französischen Regiments Behänge zum Schmuck seines Altars requirirte. „Man hatte ihm ein Stück glänzend karmoisinrothes Zeug geliefert," sagte Goethe, „das ihm aber noch nicht gut genug war. Er beschwerte sich darüber bei mir. Schicken Sie mir jenes Zeug, antwortete ich ihm, ich will sehen, ob ich Ihnen etwas Besseres verschaffen kann. Indessen hatten wir auf unserm Theater ein neues Stück zu geben, und ich benutzte den prächtigen rothen Stoff, um damit meine Schauspieler herauszuputzen. Was aber meinen Kaplan betraf, so erhielt er weiter nichts; er ward vergessen, und er hat sehen müssen, wie er sich selber half."

899.

1823, 14. November.

Mit Eckermann u. a.

Gegen Abend sendete Goethe mir eine Einladung, ihn zu besuchen; Humboldt sei am Hofe, und ich würde

ihm daher um ſo willkommener ſein. Ich fand ihn noch wie vor einigen Tagen in ſeinem Lehnſtuhl ſitzend; er reichte mir freundlich die Hand, indem er mit himmliſcher Sanftmuth einige Worte ſprach. Ein großer Ofenſchirm ſtand ihm zur Seite und gab ihm zugleich Schatten vor den Lichtern, die weiterhin auf dem Tiſche ſtanden. Auch der Herr Kanzler trat herein und geſellte ſich zu uns. Wir ſetzten uns in Goethes Nähe und führten leichte Geſpräche, damit er ſich nur zuhörend verhalten könnte. Bald kam auch der Arzt, Hofrath Rehbein. Er fand Goethes Puls, wie er ſich ausdrückte, ganz munter und leichtfertig, worüber wir uns freuten und Goethe einige Scherze machte. „Wenn nur der Schmerz von der Seite des Herzens weg wäre!“ klagte er dann. Rehbein ſchlug vor, ihm ein Pflaſter dahin zu legen; wir ſprachen über die guten Wirkungen eines ſolchen Mittels, und Goethe ließ ſich dazu geneigt finden. Rehbein brachte das Geſpräch auf Marienbad, wodurch bei Goethe angenehme Erinnerungen erweckt zu werden ſchienen. Man machte Pläne, nächſten Sommer wieder hinzugehen, und bemerkte, daß auch der Großherzog nicht fehlen würde, durch welche Ausſichten Goethe in die heiterſte Stimmung verſetzt wurde. Auch ſprach man über Madame Szymanowska und gedachte der Tage, wo ſie hier war und die Männer ſich um ihre Gunſt bewarben.

Als Rehbein gegangen war, las der Kanzler die

Indiſchen Gedichte. Goethe ſprach derweilen mit mir über ſeine „Elegie von Marienbad“.

Um acht Uhr ging der Kanzler; ich wollte auch gehen, Goethe bat mich aber, noch ein wenig zu bleiben. Ich ſetzte mich wieder. Das Geſpräch kam auf das Theater, und daß morgen der „Wallenſtein“ würde gegeben werden. Dies gab Gelegenheit, über Schiller zu reden.

„„Es geht mir mit Schiller eigen,““ ſagte ich; „„einige Scenen ſeiner großen Theaterſtücke leſe ich mit wahrer Liebe und Bewunderung, dann aber komme ich auf Verſtöße gegen die Wahrheit der Natur, und ich kann nicht weiter. Selbſt mit dem ‚Wallenſtein‘ geht es mir nicht anders. Ich kann nicht umhin zu glauben, daß Schillers philoſophiſche Richtung ſeiner Poeſie geſchadet hat; denn durch ſie kam er dahin, die Idee höher zu halten als alle Natur, ja die Natur dadurch zu vernichten. Was er ſich denken konnte, mußte geſchehen, es mochte nun der Natur gemäß oder ihr zuwider ſein.“

„Es iſt betrübend,“ ſagte Goethe, „wenn man ſieht, wie ein ſo außerordentlich begabter Menſch ſich mit philoſophiſchen Denkweiſen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten. Humboldt hat mir Briefe mitgebracht, die Schiller in der unſeligen Zeit jener Speculationen an ihn geſchrieben. Man ſieht daraus, wie er ſich damals mit der Intention plagte, die ſentimentale Poeſie von der naiven ganz frei zu machen. Aber

nun konnte er für jene Dichtart keinen Boden finden, und dies brachte ihn in unsägliche Verwirrung. Und als ob," fügte Goethe lächelnd hinzu, „die sentimentale Poesie ohne einen naiven Grund, aus welchem sie gleichsam hervorwächst, nur irgend bestehen könnte!

Es war nicht Schiller's Sache," fuhr Goethe fort, „mit einer gewissen Bewußtlosigkeit und gleichsam instinktmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über jedes, was er that, reflektiren; woher es auch kam, daß er über seine poetischen Vorsätze nicht unterlassen konnte sehr viel hin- und herzureden, sodaß er alle seine spätern Stücke Scene für Scene mit mir durchgesprochen hat.

„Dagegen war es ganz gegen meine Natur, über das, was ich von poetischen Plänen vorhatte, mit irgend jemand zu reden, selbst nicht mit Schiller. Ich trug alles still mit mir herum, und niemand erfuhr in der Regel etwas, als bis es vollendet war Als ich Schillern meinen ‚Hermann und Dorothea'*) fertig vorlegte, war er verwundert; denn ich hatte ihm vorher mit keiner Silbe gesagt, daß ich dergleichen vorhatte. Aber ich bin neugierig, was Sie morgen zum ‚Wallenstein' sagen werden. Sie werden große Gestalten sehen, und das Stück wird auf Sie einen Eindruck machen, wie Sie es sich wahrscheinlich nicht vermuthen."

---

*) [Irrig: das geschah mit der „Natürlichen Tochter."]

900.

1823, 16. November.

Mit Eckermann.

Abends bei Goethe. Er saß noch in seinem Lehnstuhl und schien ein wenig schwach. Seine erste Frage war nach dem ‚Wallenstein'. Ich gab ihm Rechenschaft von dem Eindruck, den das Stück von der Bühne herunter auf mich gemacht; er hörte es mit sichtbarer Freude. . . . .

Eingedenk seines Versprechens, mir seine ‚Elegie von Marienbad' zu einer passenden Stunde abermals zu zeigen, stand Goethe auf, stellte ein Licht auf seinen Schreibtisch und gab mir das Gedicht. Ich war glücklich, es abermals vor Augen zu haben. Goethe setzte sich wieder in Ruhe und überließ mich einer ungestörten Betrachtung.

Nachdem ich eine Weile gelesen, wollte ich ihm etwas darüber sagen; es kam mir aber vor als ob er schlief. Ich benutzte daher den günstigen Augenblick und las es aber- und abermals und hatte dabei einen seltenen Genuß. Die jugendlichste Gluth der Liebe, gemildert durch die sittliche Höhe des Geistes, das erschien mir im allgemeinen als des Gedichts durchgreifender Charakter. Übrigens kam es mir vor, als seien die ausgesprochenen Gefühle stärker, als wir sie in andern Gedichten Goethes anzutreffen gewohnt sind, und ich schloß daraus auf einen Einfluß von Byron, welches Goethe auch nicht ablehnte.

„Sie sehen das Product eines höchst leidenschaftlichen Zustandes," fügte er hinzu; „als ich darin befangen war, hätte ich ihn um alles in der Welt nicht entbehren mögen, und jetzt möchte ich um keinen Preis wieder hineingerathen.

Ich schrieb das Gedicht, unmittelbar als ich von Marienbad abreiste und ich mich noch im vollen frischen Gefühle des Erlebten befand. Morgens acht Uhr auf der ersten Station schrieb ich die erste Strophe, und so dichtete ich im Wagen fort und schrieb von Station zu Station das im Gedächtniß Gefaßte nieder, sodaß es Abends fertig auf dem Papiere stand. Es hat daher eine gewisse Unmittelbarkeit und ist wie aus einem Gusse, welches dem Ganzen zu gute kommen mag."

„„Zugleich,"" sagte ich, „„hat es in seiner ganzen Art viel Eigenthümliches, sodaß es an keins Ihrer andern Gedichte erinnert.""

„Das mag daher kommen," sagte Goethe: „ich setzte auf die Gegenwart, so wie man eine bedeutende Summe auf eine Karte setzt, und suchte sie ohne Übertreibung so hoch zu steigern als möglich."

Diese Äußerung erschien mir sehr wichtig, indem sie Goethes Verfahren ans Licht setzt und uns seine allgemein bewunderte Mannigfaltigkeit erklärlich macht.

Es war indeß gegen neun Uhr geworden; Goethe bat mich, seinen Bedienten Stadelmann zu rufen, welches ich that.

Er ließ sich darauf von diesem das verordnete

Pflaſter auf die Bruſt zur Seite des Herzens legen. Ich ſtellte mich derweil ans Fenſter. Hinter meinem Rücken hörte ich nun, wie er gegen Stadelmann klagte, daß ſein Übel ſich gar nicht beſſern wolle, und daß es einen bleibenden Charakter annehme. Als die Operation vorbei war, ſetzte ich mich noch ein wenig zu ihm. Er klagte nun auch gegen mich, daß er ſeit einigen Nächten gar nicht geſchlafen habe, und daß auch zum Eſſen gar keine Neigung vorhanden. „Der Winter geht nun ſo hin," ſagte er, „ich kann nichts thun, ich kann nichts zuſammenbringen, der Geiſt hat gar keine Kraft." Ich ſuchte ihn zu beruhigen, indem ich ihn bat, nur nicht ſo viel an ſeine Arbeiten zu denken, und daß ja dieſer Zuſtand hoffentlich bald vorübergehen werde. „Ach," ſagte er darauf, „ungeduldig bin ich auch nicht, ich habe ſchon zu viel ſolcher Zuſtände durchlebt und habe ſchon gelernt zu leiden und zu dulden." Er ſaß in einem Schlafrock von weißem Flanell, über ſeine Knie und Füße eine wollene Decke gelegt und gewickelt. „Ich werde gar nicht zu Bett gehen," ſagte er, „ich werde ſo auf meinem Stuhl die Nacht ſitzen bleiben, denn zum rechten Schlaf komme ich doch nicht."

Es war indeß Zeit geworden, er reichte mir ſeine liebe Hand und ich ging.

901.

1823, 16. November.

Mit Soret.

Goethe ist immer noch nicht besser. Die Frau Großfürstin schickte ihm diesen Abend durch mich einige sehr schöne Medaillen, deren Betrachtung ihm vielleicht einige Zerstreuung und Aufheiterung gewähren möchte. Goethe war über diese zarte Aufmerksamkeit seiner hohen Fürstin sichtbar erfreut. Er klagte mir darauf, daß er denselbigen Schmerz an der Seite des Herzens fühle, wie er seiner schweren Krankheit vom vorigen Winter vorangegangen. „Ich kann nicht arbeiten," sagte er, „ich kann nicht lesen, und selbst das Denken gelingt mir nur in glücklichen Augenblicken der Erleichterung."

902.

1823, 19. November.

Mit Eckermann.

Gestern ging ich in Sorgen umher. Es ward außer seiner Familie niemand zu ihm gelassen.

Heute gegen Abend ging ich hin und wurde auch angenommen. Ich fand ihn noch in seinem Lehnstuhl sitzen, er schien dem Äußern nach noch ganz wie ich ihn am Sonntag verlassen, doch war er heitern Geistes.

Wir sprachen besonders über Zauper und die sehr ungleichen Wirkungen, die aus dem Studium der Literatur der Alten hervorgehen.

903.

1823, 23. November.

Mit v. Müller.

Als ich heute Mittag Goethe besuchte, und ihm von dem gehässigen Benehmen der Würzburger gegen Heine und dessen orthopädische Anstalt erzählte, sagte er:

„Das ist die alte Erfahrung; sobald sich etwas Bedeutendes hervorthut, alsobald erscheint als Gegensatz die Gemeinheit, die Opposition. Lassen wir sie gewähren, sie werden das Gute doch nicht unterdrücken. — Bei mir ist an keine Besserung zu denken, so lange ich, wie schon seit vielen Tagen nicht im Bette schlafen kann. Die Krankheit ist eben auch ein absolutes Übel. Welch ein Zustand! welch eine Qual, ohne Morgen und Abend, ohne Thätigkeit, ohne klare Idee! Aber besucht mich nur immer Mittags ein wenig, damit man doch noch denken möge, zusammen zu gehören."

904.

1823, 24. November.

Mit Eckermann.

Sonnabend und Sonntag studirte ich die Gedichte [von Graf Platen]. Diesen Morgen schrieb ich meine

Ansicht darüber und schickte sie Goethen zu; denn ich hatte erfahren, daß er seit einigen Tagen niemand vor sich lasse, indem der Arzt ihm alles Reden verboten.

Heute gegen Abend ließ er mich dennoch rufen. Als ich zu ihm hineintrat, fand ich einen Stuhl bereits in seine Nähe gesetzt; er reichte mir seine Hand entgegen und war äußerst liebevoll und gut. Er fing sogleich an über meine kleine Recension zu reden. „Ich habe mich sehr darüber gefreut," sagte er; „Sie haben eine schöne Gabe. Ich will Ihnen etwas sagen," fuhr er dann fort, „wenn Ihnen vielleicht von andern Orten her literarische Anträge gemacht werden sollten, so lehnen Sie solche ab oder sagen es mir wenigstens zuvor; denn da Sie einmal mit mir verbunden sind, so möchte ich nicht gern, daß Sie auch zu andern ein Verhältniß hätten."

Ich antwortete, daß ich mich bloß zu ihm halten wolle, und daß es mir auch vorderhand um anderweitige Verbindungen durchaus nicht zu thun sei.

Das war ihm lieb, und er sagte darauf, daß wir diesen Winter noch manche hübsche Arbeit miteinander machen wollten.

Wir kamen dann auf die ‚Ghaselen' selbst zu sprechen, und Goethe freute sich über die Vollendung dieser Gedichte, und daß unsere neueste Literatur doch manches Tüchtige hervorbringe.

„Ihnen," fuhr er dann fort, „möchte ich unsere neuesten Talente zu einem besonderen Studium und

Augenmerk empfehlen. Ich möchte, daß Sie sich von allem, was in unserer Literatur Bedeutendes hervortritt, in Kenntniß setzten und mir das Verdienstliche vor Augen brächten, damit wir in den Heften von ‚Kunst und Alterthum' darüber reden und das Gute, Edle und Tüchtige mit Anerkennung erwähnen könnten. Denn mit dem besten Willen komme ich bei meinem hohen Alter und bei meinen tausendfachen Obliegenheiten ohne anderweitige Hilfe nicht dazu."

Ich versprach dieses zu thun, indem ich mich zugleich freute zu sehen, daß unsere neuesten Schriftsteller und Dichter Goethen mehr am Herzen liegen, als ich mir gedacht hatte.

905.

1823, 28. November.

Mit Soret.

Der erste Theil von Meyers ‚Kunstgeschichte', der soeben erschienen, scheint Goethe sehr angenehm zu beschäftigen. Er sprach darüber heute in Ausdrücken des höchsten Lobes.

906.

1823, 1. December..

Mit Eckermann und Karl Friedrich Zelter.

Heute ward ich bei Goethe zu Tische geladen. Ich fand Zelter bei ihm sitzen, als ich hereintrat. Sie

kamen mir einige Schritte entgegen und gaben mir die Hände. „Hier," sagte Goethe, „haben wir meinen Freund Zelter. Sie machen an ihm eine gute Bekanntschaft; ich werde Sie bald einmal nach Berlin schicken, da sollen Sie denn von ihm auf das beste gepflegt werden." — ‚In Berlin mag es gut sein,' sagte ich. „„Ja,"" sagte Zelter lachend, „„es läßt sich darin viel lernen und verlernen.""

Wir setzten uns und führten allerlei Gespräche. Ich fragte nach Schubarth. „„Er besucht mich wenigstens alle acht Tage,"" sagte Zelter. „„Er hat sich verheirathet, ist aber ohne Anstellung, weil er es in Berlin mit den Philologen verdorben.""

Zelter fragte mich darauf, ob ich Immermann kenne. ‚Seinen Namen,' sagte ich, ‚habe ich bereits sehr oft nennen hören, doch von seinen Schriften kenne ich bis jetzt nichts.' „„Ich habe seine Bekanntschaft zu Münster gemacht,"" sagte Zelter; „„es ist ein sehr hoffnungsvoller junger Mann, und es wäre ihm zu wünschen, daß seine Anstellung ihm für seine Kunst mehr Zeit ließe."" Goethe lobte gleichfalls sein Talent. „Wir wollen sehen," sagte er, „wie er sich entwickelt; ob er sich bequemen mag, seinen Geschmack zu reinigen und hinsichtlich der Form die anerkannt besten Muster zur Richtschnur zu nehmen. Sein originelles Streben hat zwar sein Gutes, allein es führt gar zu leicht in die Irre."

Der kleine Walter kam gesprungen und machte sich

an Zelter und seinen Großpapa mit vielen Fragen. „Wenn du kommst, unruhiger Geist," sagte Goethe, „so verdirbst du gleich jedes Gespräch." Übrigens liebte er den Knaben und war unermüdet, ihm alles zu Willen zu thun.

907.

1823, 4. December.

Mittag bei Goethe.

Diesen Morgen brachte mir [Eckermann] Secretär Kräuter eine Einladung bei Goethe zu Tische. Dabei gab er mir von Goethe den Wink, Zeltern doch ein Exemplar meiner ‚Beiträge zur Poesie' zu verehren. Ich that so und brachte es ihm ins Wirthshaus.

— — — — — — — — — — —

Darauf um 2 Uhr kam ich zu Tische. Ich fand Zelter bereits bei Goethe sitzen und Kupferstiche italienischer Gegenden betrachten. Frau von Goethe trat herein, und wir gingen zu Tische. Fräulein Ulrike war heute abwesend, desgleichen der junge Goethe, welcher bloß hereinkam, um guten Tag zu sagen, und dann wieder an Hof ging.

Die Tischgespräche waren heute besonders mannigfaltig. Sehr viel originelle Anekdoten wurden erzählt, sowohl von Zelter als Goethe, welche alle dahin gingen, die Eigenschaften ihres gemeinschaftlichen Freundes Friedrich August Wolf zu Berlin ins Licht zu setzen.

Dann ward über die Nibelungen viel gesprochen, dann über Lord Byron und seinen zu hoffenden Besuch in Weimar, woran Frau von Goethe besonders theilnahm. Das Rochusfest zu Bingen war ferner ein sehr heiterer Gegenstand, wobei Zelter sich besonders zweier schöner Mädchen erinnerte, deren Liebenswürdigkeit sich ihm tief eingeprägt hatte und deren Andenken ihn noch heute zu beglücken schien. Das gesellige Lied ‚Kriegsglück' von Goethe ward darauf sehr heiter besprochen. Zelter war unerschöpflich in Anekdoten von blessirten Soldaten und schönen Frauen, welche alle dahin gingen, um die Wahrheit des Gedichts zu beweisen. Goethe selber sagte, er habe nach solchen Realitäten nicht weit zu gehen brauchen, er habe alles in Weimar persönlich erlebt. Frau von Goethe aber hielt immerwährend ein heiteres Widerspiel, indem sie nicht zugeben wollte, daß die Frauen so wären als das „garstige" Gedicht sie schildere.

Und so vergingen denn auch heute die Stunden bei Tische sehr angenehm.

Als ich darauf später mit Goethe allein war, fragte er mich über Zelter. „Nun," sagte er, „wie gefällt er Ihnen?" Ich sprach über das durchaus Wohlthätige seiner Persönlichkeit. „Er kann," fügte Goethe hinzu, „bei der ersten Bekanntschaft etwas sehr derb, ja mitunter sogar etwas roh erscheinen. Allein das ist nur äußerlich. Ich kenne kaum jemand, der zugleich so zart wäre wie Zelter. Und dabei muß man nicht

vergeſſen, daß er über ein halbes Jahrhundert in Berlin zugebracht hat. Es lebt aber, wie ich an allem merke, dort ein ſo verwegener Menſchenſchlag beiſammen, daß man mit der Delikateſſe nicht weit reicht, ſondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob ſein muß, um ſich über Waſſer zu halten."

908.

1823, 5. December.

Mit Soret.

Ich brachte Goethe einige Mineralien, beſonders ein Stück thonigen Ocker, den Dechamps zu Cormayan gefunden und wovon Herr Maſſot viel Rühmens macht. Wie ſehr aber war Goethe erſtaunt, als er in dieſer Farbe ganz dieſelbe erkannte, die Angelika Kauffmann zu den Fleiſchpartien ihrer Gemälde zu benutzen pflegte! „Sie ſchätzte das Wenige, das ſie davon beſaß," ſagte er, „nach dem Gewicht des Goldes. Der Ort indeß, wo es herſtammte und wo es zu finden, war ihr unbekannt." Goethe meinte gegen ſeine Tochter, ich behandle ihn wie einen Sultan, dem man täglich neue Geſchenke bringe. „„Er behandelt Sie vielmehr wie ein Kind!"" erwiderte Frau von Goethe; worüber er ſich denn nicht enthalten konnte zu lächeln.

909.

1823, 7. December.

Mit Soret.

Ich fragte Goethe, wie er sich heute befinde. „Nicht ganz so schlecht als Napoleon auf seiner Insel," war die seufzende Antwort. Der sich sehr in die Länge ziehende krankhafte Zustand scheint denn doch nach und nach sehr auf ihn zu wirken.

910.

1823, 15. December

Mit v. Müller.

Heute war ich eine Stunde bei Goethe, der ziemlich munter war. Er war etwas ärgerlich über die Recension des Concerts der Madame Szymanowska im Berliner Blatt*), und kam, an die Geschwister denkend, darauf, uns von dem Entstehen seiner ‚Geschwister' zu erzählen. „Ich entwarf sie auf einer kleinen Reise nach Thalbürgel, wo ich den Großherzog besuchte. In wenig Tagen waren sie fertig; es reut mich, daß ich damals nicht ein Dutzend ähnlicher Stücke hingeworfen habe, aber ich gerieth bald auf die ‚Iphigenie' und ward viel ernster. Die ‚Geschwister' führte ich dann auf einem kleinen Privattheater mit Dem. Kotzebue (Madame Gildemeister) selbst auf, nicht ohne

*) Berliner Nachrichten 1823. Nr. 149.

wechſelſeitige Neigung. Sie war anmuthig, naiv, weit mehr als ihre Tochter, die etwas kurz Angebundenes hat. Der nachmalige Staatsrath Kotzebue machte in ‚Stella‘ den Poſtillon.“ Beim Weggehen bat Goethe mich mit ſeinen Freunden zu verabreden, daß jeder abwechſelnd an den Abenden allein ihn aufſuche, weil das Hin- und Herreden Mehrerer ihn betäube oder zu ſehr aufrege.

911.

1823, 21. December.

Mit Soret u. a.

Goethes gute Laune war heute wieder glänzend. Wir haben den kürzeſten Tag erreicht, und die Hoffnung, jetzt mit jeder Woche die Tage wieder bedeutend zunehmen zu ſehen, ſcheint auf ſeine Stimmung den günſtigſten Einfluß auszuüben. „Heute feiern wir die Wiedergeburt der Sonne!“ rief er mir froh entgegen, als ich dieſen Vormittag bei ihm eintrat. Ich höre, daß er jedes Jahr die Wochen vor dem kürzeſten Tage in deprimirter Stimmung zu verbringen und zu verſeufzen pflegt.

Frau von Goethe trat herein, um ihren Schwiegerpapa zu benachrichtigen, daß ſie nach Berlin zu reiſen im Begriff ſei, um dort mit ihrer nächſtens zurückkommenden Mutter zuſammenzutreffen.

Als Frau von Goethe gegangen war, ſcherzte Goethe mit mir über die lebendige Einbildungskraft, welche die

Jugend characterisire. „Ich bin zu alt," sagte er, „um ihr zu widersprechen und ihr begreiflich zu machen, daß die Freude, ihre Mutter dort oder hier zuerst wiederzusehen, ganz dieselbige sein würde. Diese Winterreise ist viel Mühe um Nichts; aber ein solches Nichts ist der Jugend oft unendlich viel. Und im ganzen genommen, was thut's! Man muß oft etwas Tolles unternehmen, um nur wieder eine Zeit lang leben zu können. In meiner Jugend habe ich es nicht besser gemacht, und doch bin ich noch ziemlich mit heiler Haut davongekommen."

912.

1823, 29. December.

Mit v. Müller.

Ich fand heute Goethe allein. Nach Besichtigung einiger Kupferstiche sprach er über Hamann und seine Briefe an Jacobi. „Hamann war seiner Zeit der hellste Kopf; er wußte wohl, was er wollte. Aber er hielt immer biblische Sprüche und Stellen aus den Alten vor wie Masken, und ist dadurch vielen dunkel und mystisch erschienen. Mir ist die populäre Philosophie stets widerlich gewesen, deshalb neigte ich mich leichter zu Kant hin, der jene vernichtet hat. Aber mit seiner Kritik der Vernunft habe ich mich nie tief eingelassen."

913.

1823, 30. December.

Mit Soret.

Abends mit Goethe allein, in allerlei Gesprächen. Er sagte mir, daß er die Absicht habe, seine ‚Reise in die Schweiz vom Jahre 1797' in seine Werke aufzunehmen. Sodann war die Rede vom ‚Werther', den er nicht wieder gelesen habe als einmal, ungefähr zehn Jahre nach seinem Erscheinen. Auch mit seinen andern Schriften habe er es so gemacht. Wir sprachen darauf von Übersetzungen, wobei er mir sagte, daß es ihm sehr schwer werde, englische Gedichte in deutschen Versen wiederzugeben. „Wenn man die schlagenden einsilbigen Worte der Engländer," sagte er, „mit vielsilbigen oder zusammengesetzten deutschen ausdrücken will, so ist gleich alle Kraft und Wirkung verloren." Von seinem ‚Rameau', sagte er, daß er die Übersetzung in vier Wochen gemacht und alles diktirt habe.

Wir sprachen sodann über Naturwissenschaften, insbesondere über die Kleingeisterei, womit diese und jene Gelehrten sich um die Priorität streiten. „Ich habe durch nichts die Menschen besser kennen gelernt," sagte Goethe, „als durch meine wissenschaftlichen Bestrebungen. Ich habe es mich viel kosten lassen und es ist mit manchen Leiden verknüpft gewesen; aber ich freue mich dennoch, die Erfahrung gemacht zu haben."

„„In den Wissenschaften,"" bemerkte ich, „„scheint auf

eine besondere Weise der Egoismus der Menschen angeregt zu werden; und wenn dieser einmal in Bewegung gesetzt ist, so pflegen sehr bald alle Schwächen des Charakters zum Vorschein zu kommen.""

„Die Fragen der Wissenschaft," versetzte Goethe, „sind sehr häufig Fragen der Existenz. Eine einzige Entdeckung kann einen Mann berühmt machen und sein bürgerliches Glück begründen. Deshalb herrscht auch in den Wissenschaften diese große Strenge und dieses Festhalten und diese Eifersucht auf das Aperçu eines andern. Im Reich der Ästhetik dagegen ist alles weit läßlicher; die Gedanken sind mehr oder weniger ein angeborenes Eigenthum aller Menschen, wobei alles auf die Behandlung und Ausführung ankommt und billigerweise wenig Neid stattfindet. Ein einziger Gedanke kann das Fundament zu hundert Epigrammen hergeben, und es fragt sich bloß, welcher Poet denn nun diesen Gedanken auf die wirksamste und schönste Weise zu versinnlichen gewußt habe. Bei der Wissenschaft aber ist die Behandlung null, und alle Wirkung liegt im Aperçu. Es ist dabei wenig Allgemeines und Subjectives, sondern die einzelnen Manifestationen der Naturgesetze liegen alle sphinxartig, starr, fest und stumm außer uns da. Jedes wahrgenommene neue Phänomen ist eine Entdeckung, jede Entdeckung ein Eigenthum. Taste aber nur einer das Eigenthum an, und der Mensch mit seinen Leidenschaften wird sogleich da sein.

Es wird aber", fuhr Goethe fort, „in den Wiſſenſchaften auch zugleich dasjenige als Eigenthum angeſehen, was man auf Akademien überliefert erhalten und gelernt hat. Kommt nun einer, der etwas Neues bringt, das mit unſerm Credo, das wir ſeit Jahren nachbeten und wiederum andern überliefern, in Widerſpruch ſteht und es wohl gar zu ſtürzen droht, ſo regt man alle Leidenſchaften gegen ihn auf und ſucht ihn auf alle Weiſe zu unterdrücken. Man ſträubt ſich dagegen, wie man nur kann; man thut als höre man nicht, als verſtände man nicht; man ſpricht darüber mit Geringſchätzung, als wäre es gar nicht der Mühe werth es nur anzuſehen und zu unterſuchen; und ſo kann eine neue Wahrheit lange warten, bis ſie ſich Bahn macht. Ein Franzoſe ſagte zu einem meiner Freunde in Bezug auf meine Farbenlehre: Wir haben funfzig Jahre lang gearbeitet, um das Reich Newtons zu gründen und zu befeſtigen; es werden andere funfzig Jahre nöthig ſein, um es zu ſtürzen.

„Die mathematiſche Gilde hat meinen Namen in der Wiſſenſchaft ſo verdächtig zu machen geſucht, daß man ſich ſcheut, ihn nur zu nennen. Es kam mir vor einiger Zeit eine Broſchüre in die Hand, worin Gegenſtände der Farbenlehre behandelt waren, und zwar ſchien der Verfaſſer ganz durchdrungen von meiner Lehre zu ſein und hatte alles auf dieſelben Fundamente gebaut und zurückgeführt. Ich las die Schrift mit großer Freude; allein zu meiner nicht geringen Über-

raſchung mußte ich ſehen, daß der Verfaſſer mich nicht einmal genannt hatte. Später ward mir das Räthſel gelöſt. Ein gemeinſchaftlicher Freund beſuchte mich und geſtand mir, der talentreiche junge Verfaſſer habe durch jene Schrift ſeinen Ruf zu gründen geſucht und habe mit Recht gefürchtet, ſich bei der gelehrten Welt zu ſchaden, wenn er es gewagt hätte, ſeine vorgetragenen Anſichten durch meinen Namen zu ſtützen. Die kleine Schrift machte Glück, und der geiſtreiche junge Verfaſſer hat ſich mir ſpäter perſönlich vorgeſtellt und ſich entſchuldigt."

„„Der Fall erſcheint mir um ſo merkwürdiger,"" verſetzte ich, „„da man in allen andern Dingen auf Ihre Autorität ſtolz zu ſein Urſache hat und jedermann ſich glücklich ſchätzt, in Ihrer Zuſtimmung vor der Welt einen mächtigen Schutz zu finden. Bei Ihrer Farbenlehre ſcheint mir das Schlimme zu ſein, daß Sie es dabei nicht bloß mit dem berühmten, von allen anerkannten Newton, ſondern auch mit ſeinen in der ganzen Welt verbreiteten Schülern zu thun haben, die ihrem Meiſter anhängen und deren Zahl Legion iſt. Geſetzt auch daß Sie am Ende recht behalten, ſo werden Sie gewiß noch eine geraume Zeit mit Ihrer neuen Lehre allein ſtehen.""

„Ich bin es gewohnt und bin darauf gefaßt," erwiederte Goethe. „Aber ſagen Sie ſelbſt," fuhr er fort, „konnte ich nicht ſtolz ſein, wenn ich mir ſeit zwanzig Jahren geſtehen mußte, daß der große Newton und alle

Mathematiker und erhabenen Rechner mit ihm in Bezug auf die Farbenlehre sich in einem entschiedenen Irrthum befänden, und daß ich unter Millionen der einzige sei, der in diesem großen Naturgegenstande allein das Rechte wisse? Mit diesem Gefühl der Superiorität war es mir denn möglich, die stupide Anmaßlichkeit meiner Gegner zu ertragen. Man suchte mich und meine Lehre auf alle Weise anzufeinden und meine Ideen lächerlich zu machen, aber ich hatte nichtsdestoweniger über mein vollendetes Werk eine große Freude. Alle Angriffe meiner Gegner dienten mir nur, um die Menschen in ihrer Schwäche zu sehen."

Während Goethe so mit einer Kraft und einem Reichthum des Ausdrucks sprach, wie ich in ganzer Wahrheit wiederzugeben nicht im Stande bin, glänzten seine Augen von einem außerordentlichen Feuer. Man sah darin den Ausdruck des Triumphs, während ein ironisches Lächeln um seine Lippen spielte. Die Züge seines schönen Gesichts waren imposanter als je.

914.

1823, 31. December.

Mit Soret.

Bei Goethe zu Tische, in mancherlei Gesprächen. Er zeigte mir ein Portefeuille mit Handzeichnungen, unter denen besonders die Anfänge von Heinrich Füeßli merkwürdig.

Wir sprachen sodann über religiöse Dinge und den Mißbrauch des göttlichen Namens.

„Die Leute traktiren ihn," sagte Goethe, „als wäre das unbegreifliche, gar nicht auszudenkende höchste Wesen nicht viel mehr als ihresgleichen. Sie würden sonst nicht sagen: der Herr Gott, der liebe Gott, der gute Gott. Er wird ihnen, besonders den Geistlichen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phrase, zu einem bloßen Namen, wobei sie sich auch gar nichts denken. Wären sie aber durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen."

Anhang

zeitlich nicht genau bestimmbarer Gespräche.

915.

Erzählungen von Falk.

a.

Merkwürdig ist mir immer ein Wort, das Goethe einmal im Gespräch über unsern gemeinschaftlichen edeln Freund, den Maler und Kunstkenner Meyer sagte, und das man vielleicht mit noch größerm Rechte auf ihn selber anwenden könnte. „Wir alle," hub er an, soviel wir unser sind, Wieland, Herder, Schiller, haben uns von der Welt doch irgend etwas und von irgend einer Seite weismachen lassen, und ebendeshalb können

wir auch noch einmal wiederkommen; sie wird es wenigstens nicht übelnehmen. Dergleichen aber konnte ich an Meyer, solange ich ihn kenne, niemals wahrnehmen. Er ist so klar und in allen Stücken so ruhig, so grundverständig, sieht, was er sieht, so durch und durch, so ohne alle Beimischung irgend einer Leidenschaft oder eines trüben Parteigeistes, daß das Zuunterst (dessous) der Karten, was die Natur hier mit uns spielt, ihm unmöglich verborgen bleiben konnte. Ebendeshalb ist aber auch für seinen Geist an keine Wiederkunft hiesigen Orts zu denken; denn die Natur liebt nun einmal nicht, daß man ihr gleichsam unaufgefordert so tief in die Karten blickt, und wenn auch deshalb von Zeit zu Zeit einer kommt, der ihr eins und das andere von ihren Geheimnissen ablauscht, so sind auch wieder schon zehn andere da, die es geschäftig zudecken."

b.

Wie er selbst einmal im Gespräche mit mir sehr schön bemerkte: in der Reihe so mannigfaltiger Producte, wodurch die schaffenden Kräfte der Natur sichtbar würden, sei der Mensch gleichsam das erste Gespräch, das die Natur mit Gott halte, ebenso könnte man von ihm selbst sagen, daß bei seinem eigensinnigen Beharren im Reiche der Erfahrung er gleichsam das letzte Product der plastischen Natur darstelle, das mit ihren Geheimnissen zugleich die zwei Richtungen ausplaudere,

die von Ewigkeit in ihr verborgen liegen, und die trotz allen scheinbaren Gegensätzen doch erst beide zusammen die eine wahrhafte, ganze und vollständige Welt und Natur ausmachen.

c.

Treu der Natur hingegeben, wie Goethe war, liebte er es auch, mit geheimnißvollen Einleitungen und Andeutungen über ihr Wirken und ihre Producte zu sprechen. So führte er mich einst zu seiner Naturaliensammlung und sagte sodann, indem er mir ein Stück Granit in die Hand gab, das sich durch höchst seltsame Übergänge auszeichnete: „Da, nehmen Sie den alten Stein zum Andenken von mir! Wenn ich je ein älteres Gesetz in der Natur auffinde, als das ist, welches sich in diesem Producte darlegt, so will ich Ihnen auch ein Exemplar davon verehren und dieses hier zurücknehmen. Bis jetzt kenne ich keins, bezweifle auch sehr, daß mir je etwas Ähnliches, geschweige denn Besseres von dieser Art zu Gesichte kommen wird. Betrachten Sie mir ja fleißig diese Übergänge, worauf am Ende alles in der Natur ankommt. Etwas, wie Sie sehen, ist da, was einander aufsucht, durchdringt und, wenn es eins ist, wieder einem Dritten die Entstehung giebt. Glauben Sie nur: hier ist ein Stück von der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts. Den Zusammenhang aber müssen Sie selbst entdecken. Wer es nicht findet, dem hilft es auch nichts, wenn man es

ihm ſagt. Unſere Naturforſcher lieben ein wenig das Ausführliche. Sie zählen uns den ganzen Beſtand der Welt in lauter beſondern Theilen zu und haben glücklich für jeden beſondern Theil auch einen beſondern Namen. Das iſt Thonerde! Das iſt Kieſelerde! Das iſt dies und das iſt das! Was bin ich nun aber dadurch gebeſſert, wenn ich auch alle dieſe Benennungen innehabe? Mir fällt immer, wenn ich dergleichen höre, die alte Lesart aus Fauſt ein:

Encheirisin naturae nennt's die Chemie;
Bohrt ſich ſelber Eſel und weiß nicht wie!

Was helfen mir denn die Theile? was ihre Namen? Wiſſen will ich, was jeden einzelnen Theil im Univerſum ſo hoch begeiſtigt, daß er den andern aufſucht, ihm entweder dient oder ihn beherrſcht, je nachdem das allen ein- und aufgeborne Vernunftgeſetz in einem höhern oder geringern Grade den zu dieſer, jenen zu jener Rolle befähigt. Aber gerade in dieſen Punkten herrſcht überall das tiefſte Stillſchweigen."

d.

Ein treuer Beobachter der Natur, wie Goethe überall iſt, macht es ihm keine geringe Freude, wenn er unter ſeinen Münzen auf ein Geſicht ſtößt, deſſen Züge dem Inhalte einzelner Handlungen, wie ſie uns die Geſchichte von dieſen oder jenen Perſonen meldete, gleichſam zur Auslegung dienen.

e.

Der kleinſte Gegenſtand konnte ihm . . . merkwürdig werden. Vollends organiſche Überbleibſel aus einer zum Theil untergegangenen Vorwelt. Wer ſich bei ihm für immer empfehlen wollte, brauchte ihm nur eins dergleichen von ſeinen Reiſen mitzubringen: die Pratze eines Seebären oder Bibers, der Zahn eines Löwen, das ſeltſam geringelte Horn einer Gemſe, eines Steinbocks, oder irgend einer andern, von dem jetzigen Zuſtande zum Theil oder ganz abweichenden Bildung konnte ihn tage- ja wochenlang durch wiederholte Betrachtung glücklich machen. Es war nicht anders in dem Augenblicke, wo er eines ſolchen Schatzes theilhaftig wurde, als ob er einen Brief von einem Freunde aus einem ganz entfernten Welttheile erhalten hätte; er eilte ſodann in der Freude ſeines Herzens, mit der größten Liebenswürdigkeit den Inhalt deſſelben, auf den er ſich trefflich verſtand, auch andern mitzutheilen. Zugleich ſtellte er den Grundſatz auf, daß die Natur gelegentlich und gleichſam wider Willen manches von ihren Geheimniſſen ausplaudere. Geſagt ſei alles irgendeinmal, nur nicht auf der nämlichen Stelle, wo wir es vermutheten; wir müſſen es eben hier und da aus allen Winkeln, wo ſie es habe fallen laſſen, zuſammenſuchen. Daher das Räthſelhafte, Sibylliniſche, Unzuſammenhängende in unſerer Naturbetrachtung! Sie ſei ein Buch von dem ungeheuerſten, ſeltſamſten In-

halte, wovon man aber annehmen könne, daß gar viele Blätter desselben auf dem Jupiter, auf dem Uranus und andern Planeten zerstreut umherlägen. Zu einem Ganzen zu gelangen, sei schwer, wo nicht völlig unmöglich. An dieser Aufgabe müßten eben darum alle Systeme scheitern.

f.

Wie Goethe . . . alles An- und Eingelernte nicht liebte, so behauptete er auch, alle Philosophie müsse geliebt und gelebt werden, wenn sie für das Leben Bedeutsamkeit gewinnen wolle. „Lebt man denn aber überhaupt noch in diesem Zeitalter?“ fügte er hinzu, „der Stoiker, der Platoniker, der Epikuräer, jeder muß auf seine Weise mit der Welt fertig werden; das ist ja eben die Aufgabe des Lebens, die keinem, zu welcher Schule er sich auch zähle, erlassen wird. Die Philosophen können uns ihrerseits nichts, als Lebensformen darbieten. Wie diese nun für uns passen, ob wir, unsrer Natur oder unsern Anlagen nach, ihnen den erforderlichen Gehalt zu geben imstande sind, das ist unsre Sache. Wir müssen uns prüfen und alles, was wir von Außen in uns hereinnehmen, wie Nahrungsmittel auf das Sorgsamste untersuchen; sonst gehen entweder wir an der Philosophie oder die Philosophie geht an uns zugrunde.

Die strenge Mäßigkeit, z. B. Kant's, forderte eine Philosophie, die diesen seinen angebornen Neigungen

gemäß war. Leſet ſein Leben, und Ihr werdet bald finden, wie artig er ſeinem Stoicismus, der eigentlich mit den geſellſchaftlichen Verhältniſſen einen ſchneidenden Gegenſatz bildete, die Schärfe nahm, ihn zurechtlegte und mit der Welt ins Gleichgewicht ſetzte. Jedes Individuum hat vermittelſt ſeiner Neigungen ein Recht zu Grundſätzen, die es als Individuum nicht aufheben. Hier oder nirgends wird wohl der Urſprung aller Philoſophie zu ſuchen ſein. Zeno und die Stoiker waren längſt in Rom vorhanden, eh' ihre Schriften dahin kamen. Dieſelbe rauhe Denkart der Römer, die ihnen zu großen Helden- und Waffenthaten den Weg bahnte und ſie allen Schmerz, jede Aufopferung verachten lehrte, mußte auch Grundſätzen, die gleichverwandte Forderungen an die Natur des Menſchen aufſtellten, bei ihnen ein geneigtes und williges Gehör verſchaffen. Es gelingt jedem Syſteme, ſogar dem Cynismus, ſobald nur der rechte Held darin auftritt, mit der Welt fertig zu werden. Nur das Angelernte der menſchlichen Natur ſcheitert meiſt am Widerſpruche; das ihr Angeborne weiß ſich überall Eingang zu verſchaffen und beſiegt ſogar nicht ſelten mit dem glücklichſten Erfolge ſeinen Gegenſatz. Es iſt ſonach kein Wunder, daß die zarte Natur von Wieland ſich der ariſtippiſchen Philoſophie zuneigt, ſowie auf der andern Seite ſeine ſo entſchiedene Abneigung gegen Diogenes und allen Cynismus aus der nämlichen Urſache ſich ſehr befriedigend erklären läßt. Ein Sinn, mit dem

die Zierlichkeit aller Formen, wie bei Wieland, geboren ist, kann unmöglich an einer beständigen Verletzung derselben als System Wohlgefallen finden. Erst müssen wir im Einklange mit uns selbst sein, ehe wir Disharmonien, die von außen auf uns zudringen, wo nicht zu heben, doch wenigstens einigermaßen auszugleichen imstande sind. Ich behaupte, daß sogar Eklektiker in der Philosophie geboren werden, und wo der Eklekticismus aus der innern Natur des Menschen hervorgeht, ist er ebenfalls gut und ich werde ihm nie einen Vorwurf machen. Wie oft giebt es Menschen, die ihren angebornen Neigungen nach halb Stoiker und halb Epikuräer sind! Es wird mich daher auch keineswegs befremden, wenn diese die Grundsätze beider Systeme in sich aufnehmen, ja sie miteinander möglichst zu vereinigen suchen. Etwas anderes ist diejenige Geistlosigkeit, die aus Mangel an aller eigenen innern Bestimmung wie Dohlen, alles zu Neste trägt, was ihr von irgend einer Seite zufällig dargeboten wird, und sich eben dadurch als ein ursprünglich Todtes außer aller Beziehung mit einem lebensvollen Ganzen setzt. Alle diese Philosophien taugen in der Welt nichts; denn weil sie aus keinen Resultaten hervorgehen, so führen sie auch zu keinem Resultate.

Von der Popularphilosophie bin ich ebenso wenig ein Liebhaber. Es giebt ein Mysterium so gut in der Philosophie wie in der Religion. Damit soll man das Volk billig verschonen, am wenigsten aber dasselbe

in Untersuchung solcher Stoffe gleichsam mit Gewalt hereinziehen. Epikur sagt irgendwo: das ist recht, eben weil sich das Volk daran ärgert. Noch läßt sich das Ende von jenen unerfreulichen Geistesverirrungen schwerlich ab- und voraussehen, die seit der Reformation dadurch bei uns entstanden, daß man die Mysterien derselben dem Volke preisgab und sie ebendadurch der Spitzfindigkeit aller einseitigen Verstandesurtheile bloßstellte. Das Maß des gemeinen Menschenverstandes ist wahrlich nicht so groß, daß man ihm eine solche ungeheure Aufgabe zumuthen könnte, es zum Schiedsrichter in solchen Dingen zu erwählen. Die Mysterien, besonders die Dogmen der christlichen Religion, eignen sich zu Gegenständen der tiefsten Philosophie, und nur eine positive Einkleidung ist es, die sie von diesen unterscheidet. Deshalb wird auch häufig genug, je nachdem man seinen Standpunkt nimmt, die Theologie eine verirrte Metaphysik, oder Metaphysik eine verirrte platonische Theologie genannt. Beide aber stehen zu hoch, als daß der Verstand in seiner gewöhnlichen Sphäre ihr Kleinod zu erlangen sich schmeicheln dürfte. Die Aufkärung desselben beschränkt sich zuvörderst auf einen sehr engen praktischen Wirkungskreis. Das Volk aber begnügt sich meist damit, einigen recht lauten Vorsprechern das, was es von ihnen gehört hat, ebenso laut wieder nachzusprechen. Dadurch werden dann freilich die seltsamsten Erscheinungen herbeigeführt, und die Anmaßungen nehmen kein Ende. Ein aufgeklärter,

ziemlich roher Menſch verſpottet oft in ſeiner Seichtigkeit einen Gegenſtand, vor dem ſich ein Jacobi, ein Kant, die man billig zu den erſten Zierden der Nation rechnet, mit Ehrfurcht verneigen würden. Die Reſultate der Philoſophie, der Politik und der Religion ſollen billig dem Volke zugute kommen, das Volk ſelbſt aber ſoll man weder zu Philoſophen, noch zu Prieſtern, noch zu Politikern erheben wollen. Es taugt nichts! Gewiß! ſuchte man, was geliebt, gelebt und gelehrt werden ſoll, beſſer im Proteſtantismus auseinander zu halten, legte man ſich über die Myſterien ein unverbrüchliches, ehrerbietiges Stillſchweigen auf, ohne die Dogmen mit verdrießlicher Anmaßung, nach dieſer oder jener Linie verkünſtelt, irgend jemandem widerwillen aufzunöthigen, oder ſie wohl gar durch unzeitigen Spott, oder vorwitziges Ableugnen bei der Menge zu entehren und in Gefahr zu bringen, ſo wollte ich ſelbſt der erſte ſein, der die Kirche meiner Religionsverwandten mit ehrlichem Herzen beſuchte und ſich dem allgemeinen praktiſchen Bekenntniß eines Glaubens, der ſich unmittelbar an das Thätige knüpfte, mit vergnüglicher Erbauung unterordnete."

g.

Ein andermal verglich er die Profeſſoren und ihre mit Citaten und Noten überfüllten Abhandlungen, wo ſie rechts und links abſchweifen und die Hauptſache vergeſſen machen, mit Zughunden, die, wenn ſie kaum

ein paarmal angezogen hätten, auch schon wieder ein Bein zu allerlei bedenklichen Verrichtungen aufhöben, sodaß manmit den Bestien gar nicht vom Flecke komme, sondern über Wegstunden tagelang zubringe.

h.

„Da sitzt das Ungethüm mit langen Ärmeln da und bohrt mir Esel, daß ich noch so ein alter Narr bin und mich über die Welt ärgere, als ob ich nicht wüßte, wie es mit ihr bestellt, und daß alles in und auf ihr mit D— versiegelt ist!“ Mit diesen Worten empfing mich Goethe, als ich eines Nachmittags in seinen Garten trat und ihn in einer weißen Sommerweste unter den grünen Bäumen auf einem schattigen Rasenplätzchen sitzen fand. Es war Freitag; Sonnabend sollte Theater sein, und eben hatte ein Schauspieler, der spielen sollte, abgesagt, wodurch denn freilich das ganze morgende Stück zerrissen wurde. Die späte Meldung war's besonders, die Goethe verdroß, dem nun freilich die Sache mit derselben Hast über den Hals kam, wie sie sich der Schauspieler von dem seinen herunterschaffte. Wie bekannt, muß nämlich jede Direction dafür sorgen, erstlich, daß regelmäßig gespielt, und sodann, daß das Publicum womöglich mit lauter vortrefflichen Sachen unterhalten wird.

„Solche Avanien“ — hub Goethe an, indem er noch immer grimmig ein Glas rothen Wein einschenkte und mich zugleich nöthigte, neben ihm auf einem Garten-

ſitze Platz zu nehmen, „muß ich mir nun von Leuten gefallen laſſen, die, wenn ſie zu dem einen Thore von Weimar hereinkommen, ſich ſchon wieder nach dem andern umſehen, wo ſie wieder herauswollen. Dafür bin ich nun funfzig Jahr*) ein beliebter Schriftſteller der Nation geweſen, die Ihr die deutſche zu nennen beliebt, habe zwanzig oder dreißig Jahre als Geheimerath zu Weimar Sitz und Stimme gehabt**), um mir amende ſolche Geſellen über den Kopf wachſen zu laſſen. Zum Teufel auch! Daß ich noch in meinem Alter eine ſolche Tragikomödie ſpielen und darin die Hauptperſon abgeben ſollte, hätte ich mir zeitlebens nicht träumen laſſen. Ihr werdet mir freilich ſagen, daß es mit dem ganzen Theaterweſen imgrunde nichts als D—ck iſt: denn Ihr habt tief genug hinter den Vorhang geguckt, und daß ich daher wohl thun würde, den ganzen Bettel ſobald als möglich fahren zu laſſen; aber ich werde Euch zur Antwort geben: die Schanze, die ein tüchtiger General vertheidigt, iſt auch D—ck, aber er darf ſie doch nicht ſchimpflich im Stiche laſſen, wenn er nicht ſeine eigne Ehre in den D—ck treten will. Deshalb wollen wir ihm keine beſondere Prädilection für den D—ck beilegen und ſo hoff' ich denn, werdet Ihr mich auch in dieſem Punkte freiſprechen."

„„Die gerechtere Nachwelt —"" nahm ich das

*) [Keine genaue Zahl! 1823 war Goethe nicht mehr Leiter der Bühne.]

**) [Genau genommen alſo 1796 oder 1806!]

Wort, aber Goethe, ohne abzuwarten, was ich eigentlich von der Nachwelt sagen wollte, entgegnete mir mit ungemeiner Hastigkeit: „Ich will nichts davon hören, weder von dem Publicum, noch von der Nachwelt, noch von der Gerechtigkeit, wie sie es nennen, die sie einst meinem Bestreben widerfahren lassen. Ich verwünsche den „„Tasso"" blos deshalb, weil man sagt, daß er auf die Nachwelt kommen wird; ich verwünsche die „„Iphigenie"", mit einem Worte, ich verwünsche alles, was diesem Publicum irgend an mir gefällt. Ich weiß, daß es dem Tag, und daß der Tag ihm angehört; aber ich will nun einmal nicht für den Tag leben. Eben deshalb soll mir auch dieser Kotzebue vom Leibe bleiben*), weil ich fest entschlossen bin, auch nicht eine Stunde mit Menschen zu verlieren, von denen ich weiß, daß sie nicht zu mir, und daß ich nicht zu ihnen gehöre. Ja, wenn ich es nur je dahin noch bringen könnte, daß ich ein Werk verfaßte — aber ich bin zu alt dazu — daß die Deutschen mich so ein funfzig, oder hundert Jahre hintereinander recht gründlich verwünschten und aller Orten und Enden mir nichts als Übels nachsagten; das sollte mich außermaßen ergötzen. Es müßte ein prächtiges Product sein, was solche Effecte bei einem von Natur völlig gleichgültigen Publicum wie das unsere hervorbrächte. Es ist doch wenigstens Charakter im Haß, und wenn wir nur erst

*) [Das klingt wie aus 1802.]

wieder anfingen und in irgend etwas, sei es, was es wolle, einen gründlichen Charakter bezeigten, so wären wir auch wieder halb auf dem Wege ein Volk zu werden. Im Grunde verstehen die meisten unter uns weder zu hassen, noch zu lieben. Sie mögen mich nicht! Das matte Wort! Ich mag sie auch nicht! Ich habe es ihnen nie recht zudanke gemacht! Vollends, wenn mein Walpurgissack nach meinem Tode sich einmal eröffnen und alle bis dahin verschlossenen stygischen Plagegeister, wie sie mich geplagt, so auch zur Plage für andere wieder loslassen sollte; oder wenn sie in der Fortsetzung von „Faust" etwa zufällig an die Stelle kämen, wo der Teufel selbst Gnad' und Erbarmen vor Gott findet; das, denke ich doch, vergeben sie mir sobald nicht! Dreißig Jahre haben sie sich nun fast mit den Besenstielen des Blocksberges und den Katzengesprächen in der Hexenküche, die im „Faust" vorkommen, herumgeplagt*), und es hat mit dem Interpretiren und dem Allegorisiren dieses dramatisch-humoristischen Unsinns nie so recht fortgewollt. Wahrlich, man sollte sich in seiner Jugend öfter den Spaß machen und ihnen solche Brocken, wie den Brocken, hinwerfen! Nahm doch selbst die geistreiche Frau v. Stael es übel, daß ich in dem Engelgesang Gott-Vater gegenüber den Teufel so gutmüthig gehalten hätte! sie wollte ihn durchaus

*) [Das wäre also nach der Hexenküche berechnet 1820, nach dem Blocksberg 1838 von Goethe gesprochen worden!]

grimmiger. Was soll es nun werden, wenn sie ihm auf einer noch höhern Staffel und vielleicht gar einmal im Himmel wiederbegegnet!"

„„Um Verzeihung!"" nahm ich hier das Wort: „„Sie sprachen vorhin von einem Walpurgissacke; es ist das erste Wort, was ich heute darüber aus Ihrem Munde höre. Darf ich wissen, was es mit demselben eigentlich für ein Bewenden hat?"" — „Der Walpurgissack" — gab mir Goethe mit dem angenommenen feierlichen Ernste eines Höllenrichters zur Antwort — „ist eine Art von infernalischem Schlauch, Behältniß, Sack, oder wie Ihr's sonst nennen wollt, ursprünglich zur Aufnahme einiger Gedichte bestimmt, die auf Hexenscenen im „Faust", wo nicht auf dem Blocksberg selbst einen nähern Bezug hatten. Nach diesem, wie es zu gehen pflegt, erweiterte sich diese Bestimmung ungefähr so, wie die Hölle auch von Anfang herein nur Einen Aufenthalt hatte, späterhin aber die Limbusse und das Fegefeuer als Unterabtheilungen in sich aufnahm. Jedes Papier, daß in meinen Walpurgissack herunterfällt, fällt in die Hölle; und aus der Hölle, wie Ihr wißt, giebt's keine Erlösung. Ja, wenn es mir einmal einfällt, wozu ich eben heute nicht übel gelaunt bin, und ich nehme mich selbst beim Schopf und werfe mich in den Walpurgissack. Bei meinem Eid! was da unten steckt, das steckt unten und kommt nicht wieder an den Tag, und wenn ich es selbst wäre! So streng, sollt Ihr wissen, halte ich über meinen Walpurgissack und die höllische

Constitution, die ich ihm gegeben habe. Es brennt da unten ein unverlöschliches Fegefeuer, was, wenn es um sich greift, weder Freund noch Feind verschont. Ich wenigstens will niemand rathen, ihm allzunahe zu kommen: ich fürchte mich selbst davor."

i.

Von Lessing's Verdienst, Talent und Scharfsinn, und wie derselbe allem höhern Bestreben in Deutschland, Friedrich dem Großen, Voltaire, Gottsched und allen Verehrern des französischen Theaters gegenüber in seiner „Hamburgischen Dramaturgie" die Bahn brach und zugleich durch Einführung des Shakespeare eine neue Periode begründete, die mit dem künftigen Aufschwunge unserer Litteratur auf's Innigste zusammenhing, sprach Goethe mit der größten Anerkennung. Als Exposition habe vielleicht die ganze neue dramatische Kunst nichts so Unvergleichliches aufzuweisen, als die ersten beiden Aufzüge der „Minna von Barnhelm", wo Schärfe des Charakters, ursprünglich deutsche Sitte mit einem raschen Gange in der Handlung auf's Innigste verbunden sei. Nachher sinke freilich das Stück und vermöge kaum nach dem einmal angelegten Plane sich in solcher Höhe zu behaupten; das könne aber dies Lob weder schmälern, noch solle man es deshalb zurücknehmen. In der „Emilia Galotti" sei ebenfalls das Motiv meisterhaft und zugleich höchst charakteristisch, daß der Kammerherr dem Prinzen Emilia Galotti

ſicher auf ſeinem Wege zugeführt haben würde, daß aber der Prinz dadurch, daß er in die Kirche geht und in den Handel hineinpfuſcht, dem Marinelli und ſich ſelber das Spiel verdirbt. Nicht immerdar ſchön ſei die Art, wie Leſſing das Schickſal in der „Emilia Galotti" einführt. Ein Billet, das der Prinz an ſeine ehemalige Geliebte, die Gräfin Orſina, ſchrieb, und worin er ſich ihren Beſuch auf morgen verbittet, wird eben dadurch daß es zufällig liegen blieb, — wenn Zufall, wie die Gräfin ſelbſt ſogleich hinzuſetzt, in ſolchen Dingen nicht Gotteslästerung genannt werden müßte — die gelegentliche Urſache, daß die gefürchtete Nebenbuhlerin, weil man ihr nicht abgeſagt, gerade in demſelben Augenblicke ankommt, wo Graf Appiani erſchoſſen, die Braut in das Luſtſchloß des Fürſten durch Marinelli eingeführt und ſo dem Mörder ihres Bräutigams in die Hände geliefert wird. „Dies ſind Züge einer Meiſterhand, welche hinlänglich beurkunden, wie tiefe Blicke Leſſing in das Weſen der dramatiſchen Kunſt vergönnt waren. Auch ſeid verſichert: wir wiſſen recht wohl, was wir ihm und ſeinesgleichen, insbeſondere Winckelmann ſchuldig ſind."

k.

Bekanntlich war Klinger Goethes Landsmann. Eines Morgens (ſo erzählte mir einſt, als von Klinger, ſeinen Schriften, ſeinem Aufenthalte in Weimar und ſeinem Abgange nach Petersburg die Rede war, ein Freund)

ſei Klinger zu Goethe gekommen, habe ein groß Packet mit Manuſcripten aus der Taſche gezogen und ihm daraus vorgeleſen. Eine Weile habe er's ausgehalten, dann aber ſei er mit dem Ausruf: „Was für verfluchtes Zeug iſt's, was Du da wieder einmal geſchrieben haſt! Das halte der Teufel aus!" von ſeinem Stuhle aufgeſprungen und davongelaufen. Dadurch aber habe Klinger ſich nicht im Geringſten irre machen oder aus ſeiner Faſſung bringen laſſen, ſondern, nachdem er ganz ruhig aufgeſtanden und das Manuſcript in die Taſche geſteckt, habe er weiter nichts geſagt, als: „„Kurios! Das iſt nun ſchon der zweite, mit dem mir das heute begegnet iſt!"" Wieland verſicherte, in ſolchem Falle würde er ſchwerlich ſo gleichgültig geblieben ſein. Goethe nahm mit großer Gelaſſenheit das Wort und ſagte: „Ich auch nicht! Aber daraus ſeht Ihr eben, daß der Klinger durchaus zu einem Generale geboren iſt, weil er eine ſo verteufelte Contenance hat. Ich habe es Euch ſchon damals vorausgeſagt."

916.

Mit Frau Dutitre*).

Die Ihnen [dem Herausgeber] gewordene Mittheilung meiner [des Freiherrn v. Czettritz-Neuhauß] ge-

*) [Obſchon in der nachſtehenden Mittheilung eines Neunzigjährigen Irrthümer unterlaufen, ſo giebt ſie doch eine quellenmäßige Nachricht über den bekannten Beſuch der Berliner Bäckersfrau.]

nauen Bekanntschaft mit Herrn v. Goethe ist nicht ganz richtig, da meine äußere Stellung zu der seinigen so verschieden war und Herr v. Goethe stolz und abstoßender Natur war. Von dem Spätjahre 1798 bis 1808 habe allerdings diesen Dichterfürst öfter gesehen, da der damalige Herzog Karl August mir ein gnädiger Herr war, sodaß, wenn in Weimar, derselbe mich öfterer zu seinen kleinen Soupers befahl, bei welchen Goethe nie fehlte. . . . . .

Doch . . . erlaube ich mir Ihnen eine Erzählung des Herrn v. Goethe, die er allerliebst humoristisch vortrug, in meiner trocknen Manier mittheilen.

Bei einem so kleinen Souper, zu welchem ich befohlen, kam Goethe spät, und der Herzog rufte ihm zu: „Warum so spät? Aber es muß Dir heute etwas besonderes begegnet sein: das lese ich auf Deinem Gesicht.“ . . . Worauf derselbe Nachstehendes mittheilt.

Eine reiche Bürgerfrau aus Berlin, enthusiastische Verehrerin Goethes, entschloß sich, die damals lange Reise bei schlechten Wegen nach Weimar zu unternehmen, um den großen Mann wie Dichter von Angesicht zu sehen. Glücklich an Ort und Stelle angekommen, läßt sie sich bei Goethe melden und bittet um Audienz, die ihr abgeschlagen wird. Trostlos und voller Schmerz läuft sie zu dem Geheimrath v. Müller, intimen Freund Goethes — wie sie dessen Bekannte gewesen, berührte Goethe in seinem Vortrage nicht — und bittet um dessen Vermittlung, der er sich unterzieht, und diesen

endlich dahin bringt, ihm zu sagen: Laß Deine Clientin wissen, daß ich sie morgen früh 11 Uhr empfangen will. Spät Abends erhält die Supplicantin diese sie beglückende Nachricht, welche ihr eine schlaflose Nacht macht, sowie sie mit frühem Morgen sich schon in höchsten Glanz wirft und ihr der Zeiger der Stadtuhr eine säumige Schnecke dünkt. Endlich zeigt er $^3/_4$ auf 11, und sie eilt nach der Wohnung des großen Mannes, wo sie von einem Diener empfangen und in den Empfangsalon eingeführt wird. . . . Im höchsten Grade aufgeregt, durchmißt die gute Frau den Saal auf und ab, bis endlich der Ersehnte erscheint, sie auf ihn zustürzt; auf die Knie wirft und pathetisch declamirt:

Fest gemauert in der Erde
Steht das Haus aus Thon gebrannt*)!

worauf Goethe ihr sagt: Es freut mich, daß Sie meinen Freund Schiller ehren! — und fortgeht.

917.

Mit Knebel.

Knebel las einst in seinem . . . Gartenhause einem jungen Manne mehrere Stellen aus seinem damals noch ungedruckten Lucrez vor zum Behuf etwaiger Verbesserungen. Er ward indeß durch das Eintreten mehrerer Personen aus seiner nächsten Umgebung oft unterbrochen. Bei einem abermaligen Pochen an die

*) [Ob absichtlich falsch?]

Thür seines Zimmers stieg sein Unmuth auf's Höchste. „Herein!" rief er; „Herein in's Teufels Namen, wer Du auch bist!" Die Thür öffnete sich und — Goethe trat ein. Knebel, sichtbar verlegen, entschuldigte sich, daß er wohl zu laut gerufen. Goethe aber, wie es seine Gewohnheit war, die Hände kreuzweis auf dem Rücken, trat mit ruhiger Würde näher und sagte lächelnd: „„Ich kenne Deine Art.""

918.

Im Hause von Friedrich Sigismund Voigt

Einmal erzählte der alte Herr uns, er habe heute den Besuch eines recht hübschen Mädchens gehabt, das ihm ein gar sonderbares Anliegen vorgetragen habe. Dieses Mädchen und deren Schwester, die ich (Theodor Voigt) beide gut kannte, . . . waren die Töchter eines alten Sonderlings, Dr. Hogel (Philosoph). In den zwanziger Jahren starb ihr Vater, . . . bei welchem früher auch Studenten und unter diesen wohl auch Ungarn gewohnt hatten. Die Mädchen hatten wenig oder gar keinen Umgang in der Stadt. Eines Tages also, so erzählte uns Goethe, habe eine der beiden um Einlaß bei ihm gebeten, indem sie schüchtern einen Brief überreicht und um einen gütigen Rath vom gescheidtesten Mann des Landes gebeten habe. Der Brief wäre von einem ungarischen Geistlichen gekommen, welcher darin geschrieben: vor zwölf oder fünfzehn

Jahren habe er im Hause des Herrn Dr. Hogel gewohnt und schon damals Fräulein Hogel fest in sein Herz geschlossen, allein er habe ihr nicht eher näher treten wollen, bis er eine gute Stellung erlangt hätte. Jetzt sei er nun wohlbestallter Geistlicher, und wenn sie sich seiner noch erinnere, so hielte er hiermit um ihre Hand an. Fräulein Hogel konnte sich beim besten Willen nicht auf diesen Bewerber besinnen; er, Goethe, habe ihr aber gesagt: der Brief gefiele ihm wohl, und wenn sie jemand so viele Jahre in seinem Herzen herumgetragen habe, so würde sie sich sicher ganz behaglich darin finden. Sie sollte nur getrost zu den Verwandten nach Wien reisen, woselbst die Hochzeit stattfinden sollte.

Wirklich that sie, wie ihr geratheu und längere Zeit nachher soll ein Dankschreiben gekommen sein mit der Bemerkung, daß sie glücklich verheirathet und ihre Schwester bei ihr sei.

Quellen.

725. Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller. Hrsgg. von C. A. H. Burkhardt. Stuttgart 1870. S. 25. — **726.** Ebenda S. 25 f. — **727.** Ebenda S. 26. — **728.** Ebenda. — **729.** Mittheilungen über Goethe und seinen Freundeskreis aus bisher unveröffentlichten Quellen des Gräflich Egloffstein'schen Familien-Archivs zu Arklitten, Hrsgg. von J. Dembowski. Lyck, 1889. S. 12 f. — **730.** Wie 725. S. 26 f.

731. Wie 725. S. 27. — **732.** Ebenda S. 28. — **733.** Ebenda S. 28. — **734.** Ebenda S. 29. — **735.** Ebenda S. 30. — **736.** Ebenda. — **737.** Ebenda. — **738.** Ebenda S. 30 f. — **739.** Ebenda S. 31. — **740.** Ebenda.

741. Wie 725. S. 32. — **742.** Wie 729. S. 13 f. — **743.** Wie 725. S. 32 f. — **744.** Christian Daniel Rauch. Von Friedrich und Karl Eggers. II. Band, 1. Hälfte. Berlin 1877. S. 94 f. — **745.** Wie 725. S. 33. — **746.** Ebenda. — **747.** Ebenda. — **748.** Briefe an Ludwig Tieck. Ausgewählt u. hrsgg. von K. v. Holtei. Breslau 1864. — **749.** Wie 725. S. 34. — **750.** Ebenda.

751. Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Von Eduard Genast. II. Theil. 9. Capitel. — **752.** Aus dem Leben eines Musikers. Von J. C. Lobe. Leipzig 1859. S. 81—96. — **753.** Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner. Leipzig 1853. S. 1 ff. —

754. Ebenda S. 4—9. — **755.** Wie 752. S. 116—141. — **756.** Weimarer Sonntagsblatt. III. Jahrgang. S. 233 f. — **757.** Ebenda S. 234 ff. — **758.** Kunst und Leben. Aus Friedrich Förster's Nachlaß. Hrsgg. von H. Kletke. Berlin 1873. S. 168 f. — **759.** Briefe auf einer Reise in Deutschland in den Jahren 1821 und 1822 geschrieben von C. E. v. Weltzien. Hrsgg. von E. v. Seidlitz. Dorpat 1874. — **760.** Europa. Redigirt von E. Steger. 1870. Nr. 20. S. 625 ff.

761. Wie 725. S. 25 ff. — **762.** Ebenda S. 37 f. — **763.** Ebenda S. 38 ff. — **764.** Ebenda S. 40 f. — **765.** Ebenda S. 41—44. — **766.** Wie 751. II. Theil. 10. Capitel. — **767.** Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten von C. G. Carus. II. Theil. Leipzig 1865. S. 10 ff. — **768.** Wie 753. S. 17 ff. — **769.** Ebenda S. 20. — **770.** Ebenda S. 20 f.

771. Wie 753. S. 21 ff. — **772.** Ebenda S. 24 ff. — **773.** Ebenda S. 26. — **774.** Ebenda S. 27 f. — **775.** a) Ebenda S. 38 f. — b) Wie 744. S. 99. — **776.** Wie 753. S. 39. — **777.** Ebenda S. 41 ff. — **778.** Ebenda S. 44 f. — **779.** Ebenda S. 45 f. — **780.** Ebenda S. 46 ff.

781. Wie 753. S. 48 ff. — **782.** Ebenda S. 50 ff. — **783.** Aus meinem Leben. L. Rellstab. II. Band. Berlin 1861. S. 131—134. — **784.** Goethe und Felix Mendelssohn Bartholdy. Von Dr. K. Mendelssohn Bartholdy. Leipzig 1871. (Aus Brief von Felix M. B. an seine Eltern v. 6. Nov. 1821.) — **785.** Wie 783. S. 136—148. — **786.** Die Gartenlaube. Jahrg. 1867. Leipzig. S. 4 ff. (Ein Quartett bei Goethe. Von Prof. J. C. Lobe.) — **787.** Wie 784. S. 14 ff. (Aus Brief von F. M. B. v. 14. Nov. 1821.) — **788.** Wie 725. S. 45 ff. — **789.** Ebenda S. 47 ff. — **790.** Wie 753. S. 74.

791. Wie 753. S. 75 f. — **792.** Ebenda S. 76 ff. — **793.** Ebenda S. 78 ff. — **794.** Ebenda S. 80 ff. — **795.** Ebenda S. 83—86. — **796.** Ebenda S. 87 f. — **797.** Ebenda S.

88 f. — **798.** Ebenda S. 89—92. — **799.** Ebenda S. 92 ff. — **800.** Ebenda S. 96 f.

801. Wie 753. S. 97 ff. — **802.** Ebenda S. 99—102. — **803.** Ebenda S. 102 f. — **804.** Libuſſa. Jahrbuch für 1850. Hrsgg. v. P. A. Klar. IX. Jahrg. Prag. S. 327—332. — **805.** Wie 753. S. 103 f. — **806.** a) Ebenda S. 104 f. — b) Goethe und das ſächſiſche Erzgebirge. Von W. Frh. v. Biedermann. Stuttgart 1877. S. 247 ff. (Nach Briefen von A. Martius an den Verfaſſer.) — **807.** Wie 753. S. 105 f. — **808.** Ebenda S. 106. — **809.** Ebenda S. 107. — **810.** Ebenda S. 108.

811. Wie 753. S. 110 f. — **812.** Ebenda S. 111 — **813.** Ebenda S. 112 ff. — **814.** Ebenda S. 114 f. — **815.** Ebenda S. 115 f. — **816.** Ebenda S. 116. — **817.** Ebenda S. 117. — **818.** Ebenda S. 117 ff. — **819.** Ebenda S. 119 f. — **820.** Geſpräche mit Goethe in den letzten Jahren ſeines Lebens. Von J. P. Eckermann. III. Theil.

821. Wie 820. — **822.** Wie 784. S. 21. (Aus Brief von Felixens Mutter.) — **823.** Wie 820. — **824.** Ebenda. — **825.** Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. Von W. Buchner. I. Band. Lahr 1882. S. 364 f. — **826.** Wie 725. S. 49 f. — **827.** Wie 729. S. 16. (Aus Brief der Freifrau v. Egloffſtein an Gräfin Julie Egloffſtein v. 23. Fbr. 1823.) — **828.** Ebenda S. 14 f. (Aus Brief v. Müller's an Frfr. v. Beaulieu v. 24. Fbr. 1823.) — **829.** Wie 820 unterm 24. Fbr. 1823. — **830.** Ebenda unterm 25. Fbr. 1823.

831. Wie 729. S. 17. (Aus Brief Soret's an Gräfin Caroline Egloffſtein v. 1. März 1823.) — **832.** Charlotte von Schiller und ihre Freunde. I. Band. Stuttgart 1860. S. 407. (Aus Brief an Frau v. Humboldt v. 22. März 1823.) — **833.** Wie 725. S. 50 f. — **834.** Ebenda S. 51. — **835.** Hamburger Nachrichten. Nr. 150. Hamburg, den 26. Juni 1872. (Nach Brief Höyen's in ſeinem von J. L. Uſſing herausgegebenen Leben, deſſen däniſches Original nicht rechtzeitig

zu erlangen war.) — **836.** Wie 725. S. 51 ff. — **837.** Wie 820 unterm 3. Apr. 1824. — **838.** Ebenda unterm 3. Apr. 1823. — **839.** Wie 725. S. 53. — **840.** Wie 820

841. Wie 820 unterm 15. Apr. 1823. — **842.** Wie 725. S. 53 f. — **843.** Wie 820 unterm 26. Apr. 1823. — **844.** Wie 725. S. 54. — **845.** Wie 820 unterm 6. Mai 1823. — **846.** Ebenda. — **847.** Wie 725. S. 54. — **848.** Wie 820. — **849.** Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von J. P. Eckermann. I. Theil. — **850.** Ebenda.

851. Wie 849. — **852.** Ebenda. — **853.** Wie 753. S. 132—149. — **854.** Ebenda S. 152 f. — **855.** Ebenda S. 155. — **856.** Ebenda S. 155 f. — **857.** Der Wanderer. (Zeitschrift.) 1864. Nr. 78. — **858.** Wie 753. S. 162. — **859.** Ebenda S. 163. — **860.** Ebenda S. 165 ff.

861. Wie 753. S. 168. — **862.** Ebenda a) S. 169. — b) S. 173. — **863.** Goethe-Jahrbuch. Hrsgg. von L. Geiger. VI. Band. Frankfurt a. M. 1885. S. 347 ff. (Aus Brief der Frau Rehberg v. 30. Nov. 1823.) — **864.** Wie 753. S. 177. — **865.** Ebenda S. 178 f. — **866.** Wie 729. S. 18 f. (Aus Brief v. Müller's an Gräfin Julie Egloffstein v. 13. Spt. 1823.) — **867.** Wie 849. — **868.** Ebenda. — **869.** Wie 729. S. 19. (Aus v. Müllers Brief v. 13. Spt.) — **870.** Wie 725. S. 57.

871. Wie 725. S. 57 f. — **872.** Ebenda S. 58 f. — **873.** a) Wie 729. S. 19 f. (Aus v. Müller's Brief an Gräfin Julie Egloffstein v. 25. Spt. 1823.) — b) Wie 725. S. 59 f. — **874.** Ebenda S. 60 f. — **875.** Ebenda S. 61 f. — **876.** Ebenda S. 62 f. — **877.** Wie 783. a) S. 134. — b) S. 197. — **878.** Wie 849. — **879.** Wie 725. S. 63 ff. — **880.** Ebenda S. 65 f.

881. Wie 725. S. 66. — **882.** Ebenda. — **883.** Ebenda S. 68 f. — **884.** Ebenda S. 69. — **885.** Wie 849. — **886.** Ebenda. — **887.** Wie 725. S. 70 f. — **888.** Wie 849. — **889.** Ebenda. — **890.** Ebenda.

891. Wie 725. S. 71. — **892.** Wie 849. — **893.** Ebenda. — **894.** Wie 729. S. 24. (Aus v. Müller's Brief v. 3. Nov. 1823 an Gräfin Julie Egloffstein.) — **895.** Wie 725. S. 72. — **896.** Ebenda S. 72 ff. — **897.** Wie 849. — **898.** Wie 820. — **899.** Wie 849. — **900.** Ebenda.

901. Wie 820. — **902.** Wie 849. — **903.** Wie 725. S. 75. — **904.** Wie 849. — **905.** Wie 820. — **906.** Wie 849. — **907.** Wie 849. — **908.** Wie 820. — **909.** Ebenda. — **910.** Wie 725. S. 77.

911. Wie 820. — **912.** Wie 725. S. 78. — **913.** Wie 820. — **914.** Ebenda. — **915.** Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt . . . von Joh. Falk. Leipzig 1832. a) S. 19 f. — b) S. 23. — c) S. 26 ff. — d) S. 48. — e) S. 48 f. — f) S. 79—84. — g) S. 88. — h) S. 88—94. — i) S. 123 ff. — **916.** Aus Brief des Freiherrn v. Czettritz-Neuhauß an den Herausgeber vom 21. Mai 1862. — **917.** Schiller und Goethe. Reliquien, Characterzüge und Anecdoten. Gesammelt u. hrsgg. von H. Döring. Leipzig 1852. S. 153. — **918.** Goethe-Jahrbuch. VII. Band. 1986. S. 157.